UC-NRLF
$B 261 210
Digitized by Google

390

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Therese v. Borberacht

Aus
C. Hagemeisters
Leihbibliothek
in
Güstrow

Digitized by Google

Digitized by Google

Am Theetiſch.

Digitized by Google

Druck und Papier
von
Friedrich Vieweg und Sohn
in Braunſchweig.

Digitized by Google

Am Theetiſch.

Von

Thereſe,

Verfaſſerin des „Falkenberg,“ „eines Tagebuchs,“ der „Briefe aus dem Süden,“ u. ſ. w.

Braunſchweig,

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

PT 2427
L3A7

Vorwort.

Der Titel dieſes Buchs ſoll ausdrücken, daß ſein Inhalt zwiſchen einer Taſſe Thee und einem Beſuch geleſen werden kann. Das ſiedende Waſſer ſummt, der Hausvater ruht im Lehnſeſſel, die herangewachſene Kinderſchaar fragt ungeduldig: »was leſen wir?« Sorglich holt die Mutter ein Packet Bücher, das der Buchhändler geſchickt hat, hervor, aber bald iſt das Eine zu lang, bald das Andere zu ſceptiſch, oder ein Drittes zu gelehrt. So helfen vielleicht dieſe Blätter über das Wählen hinweg. Aus Zufall entſtanden, ſind ſie dem Zufall geweiht.

M660468

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Jugend. Eine Novelle.	1
Holland und Belgien. Im Frühling 1842.	36
Schweizerbriefe	107
Ein Tag in Straßburg	193
Weimar'ſche Erinnerungen	211
Napoleoniden	223
Reiſeſkizzen	241
Blicke auf St. Petersburg	309
Bodenſee und Rheinthal	332
Ueber Thomas Thyrnau	355

Digitized by Google

Digitized by Google

Jugend.

Eine Novelle.

„Meine ſchöne Mutter zürnt mir?« fragte der junge kaum zwanzigjährige Marquis von Sancy die Baronin von Dieuchamp, die er in ihrem Boudoir traf.

»Warum ſollte ich Ihnen zürnen, Marquis,« erwiderte dieſe ernſt, indem ſie die großen blauen Augen zu ihm herüberſchweifen ließ.

»Wenn Sie mir nicht zürnen, warum ſind Sie ſo . . . wie ſoll ich ſagen? — ungnädig geweſen. Ich war geſtern dreimal an Ihrer Thüre und bin jedesmal abgewieſen worden.«

»Ich war beſchäftigt.«

»Beſchäftigt? mit einem neuen Ballkleide, mit einer neuen Eroberungsidee?«

»Sie ſind grauſam, Marquis.« —

»Ich bin nur aufrichtig; höchſtens . . . eiferſüchtig!«

»Eiferſüchtig iſt das rechte Wort,« erwiderte Iſa-

Digitized by Google

bella, den Kopf in die Hand geſtützt. Plötzlich füllten ſich ihre Augen mit Thränen, ſie ergriff haſtig ein Buch, ſie blätterte darin. »Hören Sie, Marquis, was einer unſerer beſten Schriftſteller über die Eiferſucht ſagt.«

»Ich will nichts hören,« rief der junge Mann. »Was helfen mir Worte, wenn ich Gefühle habe! Laſſen Sie mich leben, nicht reflektiren. O dieſes ewige Grübeln an Ihnen, dieſes Zergliedern all der Empfindungen, die gleich Schmetterlingen im Paradieſe der Liebe flattern, hat etwas tiefſchmerzendes. Es macht mich irre!«

»Habe ich Ihnen wehe gethan, Victor?« fragte Iſabella. Sie war aufgeſtanden und legte ihre Hand auf ſeine Stirne; ſie brannte.

»Wehe kann mir meine ſchöne Mutter nicht thun, aber ſie macht mich traurig.«

»Wir wollen ins Freie, wir wollen unſere Sorgen abſtreifen, heiter ſein,« rief Iſabella. Sie ſchellte, ein Diener erſchien. »Daß die Caleſche angeſpannt wird,« befahl ſie; dann als der Diener fort war, ſah ſie Victor wehmüthig freundlich an. »Sie fahren mit mir, wir wollen ſpäter ſpazieren gehen, es wird uns beiden wohl thun« ... mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie ins Nebenzimmer.

Digitized by Google

»Wie iſt ſie doch ſo lieblich, ſo gut, ſo ganz wie alle Frauen ſein ſollten,« dachte Victor, indem er Iſabellen wonnetrunken nachſah. »Sie iſt meine erſte, ſie wird auch meine einzige Liebe ſeyn,« fügte er hinzu.

Iſabella war wirklich Victors erſte Liebe: ſie hatte ſeine ganze Thatkraft in Anregung gebracht. Seine Studien waren vollendet, er war in die Welt getreten; manche Erſcheinung war an ihm vorübergeſtreift, keine hatte ihn gefeſſelt. Er gehörte einer vornehmen Familie an und wurde alsbald in jenen Wirbel der Hauptſtadt, in jenes raffinirte Leben der ſubtilſten Vergnügungen hineingezogen, vor dem es vielleicht Herkommen iſt, die Achſeln zu zucken, das aber doch ins Geheime durch alle Poren der Jugend dringt. Auf einem Balle war ihm Iſabella zuerſt begegnet, war ſie zuerſt von ihm beobachtet worden. Sie war zehn Jahr älter als Victor, war von ihrem Manne geſchieden; ſie hatte ein bewegtes Leben hinter ſich und erſchien nur nach langen Pauſen in den Häuſern, in denen ſie früher vielfach gelebt hatte; im Uebrigen hatte ſich ein kleiner Kreis um ſie gebildet, der ſie angenehm unterhielt und den ſie nicht mit der großen Welt vertauſchte. Ihr Ruf war untadelhaft. Fragte man nach ihrer Vergangenheit, ſo ſchien dieſe zwar

1 *

ein Geheimniß einzuhüllen, von dem aber Niemand Kenntniß hatte oder von dem man nicht ſprach. Sie hat eine trübe Jugend gehabt, hieß es; ſie war nicht glücklich in der Ehe, ſagten Andere; Alle aber kamen überein, daß Iſabella von Dieuchamp eine der ausgezeichnetſten Frauen ihrer Zeit ſei. Sie trug meiſt ein weißes langes Kleid, das in zahlloſen Falten um ſie floß und deſſen größter Schmuck eine faſt raffinirte Einfachheit war. Sie ſchien auf den Putz, auf die Eitelkeit, auf alle jene Künſte Verzicht geleiſtet zu haben, die Frauen in dieſem Alter vorzugsweiſe anwenden. Zart von Formen, war ſie unbeſchreiblich blaß, aber ihr Auge, ob auch meiſt von langen Wimpern beſchattet, hatte wahren Sternenglanz; es verrieth ein ſtilles inneres Leben und eine über das Leben hinweggleitende Ergebung. Oefters war es, als ſei ſie von einem Gedanken wie völlig beherrſcht, dann blickte ſie träumeriſch vor ſich hin, ſah die Welt nicht mehr, glaubte ſich von ihr ungeſehen und zeigte in ihrer ganzen Stellung, die in ſich zuſammengeſunken war, daß, wenn ſie die Seligkeit einer Leidenſchaft ausgekoſtet, ſie im Grunde des Bechers zu viel Bitterkeit, zu viel Trübſal gefunden hatte, um je ihn wieder an die Lippen zu bringen.

In Victor bot ſich ihr eine neue, außergewöhnliche

Digitized by Google

Bekanntſchaft dar; ſie ahnete eine Zukunft und wollte ſie nach ihrer Weiſe ausbauen. Victor ſollte in ihr von Anfang an eine ältere Schweſter, aber nicht eine mögliche Geliebte ſehen. Sie erſchrak faſt, als ſie bei dem jungen Manne alle Zeichen einer Leidenſchaft, an ſeinem Zittern ihr gegenüber eine aufkeimende Hoffnung erkannte; ſie fühlte zu deutlich, wie viel Schmerz für ſie in der Zukunft, in der Stellung des reiferen Alters der ſtürmenden Jugend gegenüber liegen würde, als daß ſie nicht gewaltſam das Verhältniß in eine Form zu bannen, ſich ſelbſt ſchwere Feſſeln anzulegen dachte. Ihr Widerſtand reizte ihn; alle die zarten Nüancen, die eine Empfindung wie dieſe birgt, die träumeriſche Sehnſucht, die Abweſenheit jeder Berechnung, die Hingebung der erſten kräftigen Jugend umſpielten Victor, wie Wellen das blühende Eiland. Das Mädchenhafte ſtritt mit der Männlichkeit, das Abgeſchloſſenſein mit dem Bedürfniß des Anlehnens. Iſabellen gegenüber hatte er Furcht, Furcht, ihr nicht zu gefallen, Furcht vor den kleinen ſpöttiſchen Falten ihres Mundes, wenn er von Liebe ſprach, Furcht vor zu zertrümmernden Hoffnungen. Die zurückgedrängten und dann wieder überſtrömenden Gefühle ſtachelten ſeine Leidenſchaft, ſo wie der ſchöne Wunſch in ihm aufſchoß, für all den

Kummer, den Iſabella gehabt, ſie durch große, hin gebende, ſelbſtvergeſſene Liebe ſchadlos zu halten. Und Kummer, tiefen, wühlenden Kummer hatte ſie gehabt, das nahm er aus Allem, beſonders aus ihrem Betragen gegen ihn wahr. Sie war einfach und freundlich, wahr und entſchieden, würdevoll und kindlich. Ihre geheimen Schmerzen zogen über ihre Seele wie die Nebelſchleier, die der Morgen hervorruft. In ihren Worten lag Wehmuth, vielleicht Reue; . . . ſie hatte Augenblicke gänzlicher Zerſtreutheit, dann ſah ſie weder die Welt, noch Victor, dann blickte ſie geiſterartig in die Vergangenheit und verſank in tiefe, tiefe Schwermuth.

An jenem Tage, wo ſie Victor ihre Thüre verweigert hatte, war in ihr das Bedürfniß wach geworden, ſich einmal in ſich ſelbſt zurückzuziehen; ſie wollte einen Entſchluß faſſen, ſich von Victor losreißen, ihm und ihr eine unvermeidliche, drohende Agonie erſparen; ſie wollte fort, eine weite Reiſe unternehmen, Victor entfliehen.

Unruhig ging Iſabella in ihrem Zimmer umher; bald ſchlug ſie die Arme übereinander, lehnte die brennende Stirne an die Fenſter ihres Cabinets, von wo aus ſie den Himmel mit ſeinen tauſend Sternen flimmern ſah, bald faltete ſie die Hände, ſetzte ſich auf

die chaise longue, die zunächſt dem Fenſter bei einer ſchönen Marmorſtatue ſtand, ließ Hände und Kopf ſinken und dachte: »Eine wogende Welt in ſich tragen und kalt ſcheinen müſſen! Alle Stimmungen der Seele durchlaufen, doppelt leben in ihm und in uns, Räume durchfliegen, auf den Wellen der Leidenſchaft ſchwimmen und . . . ſchweigen! — Welches Glück, welche Qual! In jeder Minute ein unendliches Intereſſe haben, ſein Daſein an ein Kommen oder Nichtkommen heften, in der Welt nur einem Auge begegnen, die Hinderniſſe wie Felſen im Wege fühlen, unbequeme Beſuche, die die Augenblicke der Extaſe uns aus den ſchlagenden Adern ſaugen, verwünſchen und ſie freundlich begrüßen! — Ein ſolches Leben führen, heißt athmen, eine ſolche Dichtung durchfliegen, heißt jung ſein ... in wenig Jahren wird erſtarrende Kälte folgen, Kälte auf dieſen blüthetreibenden, fruchtanſetzenden Sommer.«

Iſabella war an ihren Secretair getreten, hatte einen Brief herausgezogen, hatte ihn entfaltet und las mit flammenden Augen:

»Du biſt verheirathet, Iſabella, und ich bin frei. Du liebſt mich, ich bete Dich an. Nichts ſtört mich an Dir, nicht einmal Deine Ehe. Was thut Deine Ehe mir? Ich ſchwöre Dir ewige Liebe, eine Liebe,

ſo groß, wie Du ſie nicht ahneſt, eine Treue, ſo eiſern, daß ſie die Welt in Feſſeln ſchlagen würde. Bräch ich je meinen Schwur, ſo gäbe ich Dir das Recht, mich zu verachten.«

An dieſer Stelle blickte Iſabella in die Höhe, das Papier zitterte in ihren Händen, eine ſchreckliche Erinnerung umflatterte ſie. »Er hat ſeinen Schwur gebrochen und ich verachte ihn.« — Sie ſchleuderte das Papier weit von ſich, riß ein Männerportrait aus der Schieblade, ſtarrte es an, zerwühlte es mit dem Blick und ſandte es dem Papier nach, dann warf ſie ſich zurück in Thränen aufgelöſt auf den Divan. »Ich bin wahnſinnig,« ſprach ſie nach einer Pauſe, »was thut mir die Vergangenheit, ſie iſt todt!« — Sie hob das Portrait und den Brief vom Boden auf, rief ihrem Diener, befahl Feuer im Kamin zu machen, ſteckte kaltblütig die ſeit Jahren bewahrten Liebeskleinodien in die Flammen, ſah ſie Aſche werden, ſagte entſchieden: »Uebermorgen reiſe ich,« entkleidete ſich und ging zur Ruhe.

Victor und Iſabella fuhren ins Freie. Der Tag war durchſichtig und helle, die Berge ſchimmerten, die Natur lag im Brautſchlummer. Die Liebe ſympathiſirt mit der Schönheit, die Schönheit mit der Natur. Iſabella fühlte ſich wie betäubt von dem

Duft der Blumen, von der Atmoſphäre des Frühlingstages, von dem gewaltſam gefaßten Entſchluß ihrer Abreiſe. Alles ſchien ihr geheimnißvolle Andeutung, Alles rief den Drang wach, noch einmal ſich in die ungeſtüme Fluth der Liebe zurückzuwerfen. Da ſie auf Victor Verzicht leiſten wollte, liebte ſie ihn nur inniger; er war ihr nie ſo jung, aber auch nie ſo rührend erſchienen. Seine Jugend war ihr Schmerz, ſie fürchtete ſie und dann wurde ſie dadurch wieder angezogen. »Warum bin ich nicht achtzehn Jahr,« ſagte ſie ſtill wehmüthig; ſie verfiel in Nachdenken, Victor weckte ſie mit einem Händedruck. Die Caleſche hielt, Victor ſprang heraus, er trug Iſabella mehr als daß ſie hinabſtieg. Sei ganzes Weſen war aufgeregt, er zitterte vor ſeiner Zukunft und wollte ſie wiſſen. Sie gingen eine Weile ſchweigend, beklommen nebeneinander; beide hatten in ſich die ſchlagenden Fibern der Liebe, in beiden rang die Wirklichkeit mit der Traumwelt der Gefühle. Wie Victor das Schweigen unterbrechen wollte, machte Iſabella ein befehlendes Zeichen. »Still, ſtill,« ſagte ſie, »oder wollen Sie reden, ſo reden wir von meiner Pflicht Ihnen gegenüber. Sie haben mir von Liebe geſprochen, nicht von jener, die der jüngere Mann der älteren Frau gegenüber empfindet, die er empfinden ſoll und

muß, ſondern von jener, die ſtürmiſch begehrt, die in der Zeit lebt und in ihr ſtirbt. Ich habe Sie ungern angehört. Der Unterſchied unſerer Jahre, die heilige Obliegenheit der Vernunft, die Gewißheit, das Sie einſt Opfer, die Ihnen jetzt leicht dünken, wie ein ſchweres Gewicht empfinden würden, ein erlebtes Unglück, das ich Ihnen nicht zu nennen brauche, das Sie errathen, zwingen mich, Sie von mir zu weiſen. Ich darf Ihre Schweſter, Ihre Mutter, wenn Sie wollen, ſein, nicht Ihre Gattin; dieſer Gedanke demüthigt mich, denn er zeigt mir im Hintergrunde: Lächerlichkeit! — Ich leſe im Schickſalsbuche, Victor; Sie ſind ein Kind, ein gutes, reines, liebenswerthes Kind, Sie betrüben ſich willenlos, Sie lieben mich nicht, Sie lieben eine Idee!« —

Sie waren auf einem Platze angekommen, wo von der einen Seite ein Waldſtrom ſich bäumte und ſtürzte und von der andern große Platanen dem Himmel zuſtrebten.

Victor hatte ſich vor Iſabellen ins Moos niedergeworfen. »Gnade,« rief er, »Gnade! verſtoßen Sie mich nicht, ſchicken Sie mich nicht fort in dieſer Bitterkeit. Ich habe Ihnen mein ganzes Herz und für ewig gegeben. Was ſind Worte, wenn ſie eine Flamme beſchreiben ſollen! meine Liebe iſt eine Flamme

Digitized by Google

. . . unwillkührlich werde ich zu Ihnen getrieben, geheimnißvoll umſchlingt es mich, daß ich nicht fortkann.«

Er drückte ſein Geſicht in ihre Kleider.

»Es iſt Ihre erſte, aber nicht Ihre letzte Liebe,« entgegnete Iſabella ernſt.“ Sie werden einem andern jungen Weſen begegnen. Sie werden . . . mich vergeſſen.« —

»Wenn ich Sie vergäße, wäre ich ein erbärmlicher Menſch,« rief er heftig. »Hören Sie mich, Iſabella, ich ſchwöre Ihnen“ . . .

»Keinen Schwur, um Gotteswillen, keinen Schwur. Freiheit, Freiheit in der Liebe“ . . . ſie ächzte, als ſie dieſe Worte ſagte, ſie war von einem ungeheuren Schmerz befangen ... Platanen und Waldſtrom tanzten vor ihren Augen. Victor ſchwieg erſchreckt beim Anblick dieſer Bläſſe, bei dem Zucken dieſes Mundes fühlte er inſtinktmäßig die Reaction, die ſich vorbereitete.

»So dulden Sie mich,« ſagte er ſanft. — Was ſeine Bitten nicht vermocht hätten, hätte faſt ſeine Demuth bewerkſtelligt; die Frauen haben oft ſonderbare Ideen . . . ihm einmal in der ganzen Glorie ihrer Liebe erſcheinen, ſo traumartig ſein, daß das eine Herz ohne Schuld und das andere ohne Vor-

wurf bleibe, ſich als Königin vor Victor zeigen, aber als nachſichtige, reizende Königin, ſich in durchſichtige Schleier hüllen und dann . . . entfliehen — der Gedanke bemeiſterte ſich Iſabellens mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie vollkommen aus ihrer Rolle fiel. Sie bückte ſich über Victor, ihr Hut entſchlüpfte ihr, ihre langen Locken rollten über ihn, ihre Seele begegnete Victors Seele, hing ſich an ihn, ſog ſeinen Anblick tief, tief in ſich, betrachtete ihn mit gänzlicher Vergeſſenheit und . . .

Ein aufgeſcheuchtes Wild, das durch die Platanen raſſelte, weckte ſie. Sie fuhr in die Höhe, ihre Vergangenheit durchſchnitt ſie wie ein Dolchſtoß, ſie ſchämte ſich ihrer Schwäche und, ſich völlig ſammelnd, ſagte ſie ängſtlich: «nach Hauſe, nach Hauſe!« — Victor hörte nicht ſogleich, er lag noch vor ihr auf den Knieen, er betrachtete ſie mit ſteigendem Entzücken; fühlte er nicht zum erſtenmal ganz deutlich, daß Iſabella ihn liebe? — »Nach Hauſe,« wiederholte ſie noch einmal, indem ſie, von ihren Entſchlüſſen gemartert, ſchon vorwärts ſchritt.

Sie ſtützte ſich ſanft auf Victors Arm. Er war glücklich; ſie innerlich ganz zerriſſen. Ihm erſchien Iſabella engelhaft, vollkommen, da ſie gut, achtungswerth, da ſie tugendhaft war. Sein Herz zerfloß

vor ihr . . . er war nicht mehr er, ſondern ſie; ſie zog ihn in ihren reinſten Gefühlskreis, ſie ſprach ihm von ſchweſterlicher Neigung und unſterblichen Gefühlen, ſie hob ſich ſo kühn in die Wolken, daß ihr der Kelch der Entſagung ein köſtliches Gefäß wurde.

Schon an ihrer Thürſchwelle, ſchon im Begriff zu ſcheiden, hob ſie noch einmal das ſchwärmende Auge zu Victor auf.

»Ihre Schweſter,« ſagte ſie mit ihrem zarteſten Lächeln.

Er wollte antworten, ſie war verſchwunden.

Am andern Morgen, als eben Victor, aus ſeligen Zukunftsträumen erwachend, an das holde Geſtern mit ſeinen widerſprechendſten Gefühlen dachte, brachte ihm der Kammerdiener ein zierlich geſchriebenes Billet. Es war von Iſabella, er erbrach es haſtig. —

»Wir wollen uns jetzt nicht wiederſehen, ſchrieb ſie. »Wenn wir uns wiederſehen, werden Sie dieſe wenigen Worte zu ſchätzen wiſſen. Sie werden dann in mir die verheißene Schweſter finden, die nichts wollte als Ihr Glück, die nichts annehmen darf als Freundſchaft.«

Er wollte ihr antworten, der Kammerdiener berichtete, daß Iſabella abgereiſt ſei. Auch Victor rief nach Poſtpferden, er tobte im Zimmer herum, er

ſchickte Boten aus, um Iſabellens Reiſeroute zu erfahren; er erfuhr ſie, ſo geheim ſie auch gehalten war. Einen Tag ſpäter rollte er ihr nach. Mit welchem Entzücken betrachtete er die Zimmer, in denen ſie verweilt, die Pferde, die ihren Wagen gezogen hatten! Am Komerſee, wo ſie eine Zeitlang bleiben wollte, erreichte er ſie.

Iſabella erſchrak bei Victors Eintritt, aber ſie erſchrak freudig. Welche Frau wäre bei ſo viel Liebe ungerührt geblieben? Iſabella ergab ſich in ihr Schickſal, von einem ſo jugendlichen Herzen geliebt zu ſein. Das Glück goß ſeinen reinſten Schimmer über ſie, ſie ſtaunte zuweilen, ſich ſo ſchön, ſich ſo jugendlich zu finden. Nur wenn Victor von Ehe ſprach, ſchüttelte ſie wehmüthig mit dem Kopfe. »Ich habe Dich zu lieb, um Dich binden zu wollen,« ſagte ſie, »wachſe und gedeihe neben mir in ſorgloſer Freiheit, aber verlange nicht von mir, daß ich Dich zur Schlingpflanze mache.« Später jedoch entſchloß ſie ſich auch zu dieſem letzten, entſcheidenden Schritt. Das Geſetz, die Ehre forderten es, nur ihr Herz nicht, das mehr Victor als ſich liebte.

Sie hatten ſich am Komerſee in einer Villa eingemiethet, die, hart am Waſſer gelegen, ſich rückwärts an Felſen lehnte. Die Zimmer, die ſie bewohnten,

waren ſchön, aber einfach; ſie zeigten Glück und Poe-ſie. Das träumeriſche Element ſchwamm in der Luft in dem Flüſtern der Wellen; das heitere offenbarte ſich auf ihren weiten Spaziergängen oder in der Stille der Abendfeier, wo ſie wie glückliche Kinder die beſten Klaſſiker laſen und ſich ſelig ineinander hin-einlebten. Iſabella hatte zu viel und zu lange in der Welt gelebt, um ſich nicht in dieſer Zurückgezogen-heit zufrieden zu fühlen; das höhere geſellſchaftliche Treiben war von ihr ausgekoſtet; die ephemeriſchen Freuden eines Balles, die Neigungen, die auf ihm entſtehen und ſterben, waren von ihr zur Genüge er-ſchöpft worden. In dieſer Abgeſchiedenheit, die ihr Victor unbeſtritten erhielt, in dieſem Daſein, ohne Einmiſchen eines Dritten, kam ſie ſich zuweilen wie unter eine Glasglocke ſitzend vor. Sie zitterte, daß ihr das Schickſal ſie zerſchlagen würde, und da ſie zit-terte, ward ſie nur liebender, nur hingebender. Ihre Augen, voll Glück, voll Bewunderung, voll Dankbar-keit, ſprühten oder ſäeten Funken. Sie konnte ſtun-denlang in extaſiſcher Innigkeit in Victors Anblick verſunken ſein, dann ſagte ſie unzuſammenhängende, oft verworrene Worte, die wie das Murmeln eines ſich zwiſchen Felſen hinſtürzenden und dann ſterbenden Quells, der tauſend Echos wachruft, anzuhören wa-

ren. Ein andermal erſchien ſie ihm gebietend ſtolz, ernſt, dann ſprach ſie von der Zukunft, von Victors Zukunft, dann ſtreifte ſie alles ab, was Weiblichkeit oder Egoismus der Liebe war, ſie ſah die gegenwärtige Zeit wie eine Epiſode an, ſie täuſchte ſich nicht über ihr Schickſal, aber ſie erhob ſich über daſſelbe.

Eines ihrer Zimmer hatte ſie zu einem wahren Tempel umgeſchaffen, es war ein kleines Boudoir, das ſie nur Abends benutzte, denn alle Fenſter in ihm waren verhangen oder drappirt. In der Mitte hing eine ſilberne Ampel, die Wände waren mit weißem Stoff bezogen, der einen roſigen Schimmer hatte. Ringsumher lief ein breiter, nach orientaliſcher Art geformter Divan, deſſen zwei Enden von einem weißen Marmorkamin getrennt waren. Im Winter flackerte in ihm das muntere Feuer, im Sommer ſchmückten Blumen die Oeffnung. Blumen waren überhaupt Iſabellens liebſte Gefährtinnen; ſie legte ihnen einen eigenen myſtiſchen Sinn bei, den ſie wiederum auf ihre Liebe, auf das bezog, was ihr das Theuerſte war.

Für Victor und Iſabella folgte nun eine Zeit, die ſich in zwei Worten ausdrücken läßt; ſie waren glücklich. Nach vier Jahren aber wankte das Glück, ohne daß Iſabella den Grund finden oder das innerlich zerſtörende Princip erkennen konnte. Der vier-

Digitized by Google

zwanzigjährige Victor nahm ſich anders als vor vier Jahren aus. Jedes Jahr gebiert eine neue Form; es iſt unmöglich, daß nicht auch das Gefühl ſeine Stufenleiter, das Auf- und Niederſchweben der ſchaffenden Macht, in uns habe. Ohne ein äußeres Ereigniß, ohne ein disharmoniſches Wort in dieſem ewigen Conzert zweier liebenden Seelen empfand Victor dennoch etwas, was einer Leere, einem dumpfen Vegetiren der üppigen Treibhauspflanzen glich; Iſabella hatte, trotz ihrer unendlichen Liebe, ein Glückselement verſiegen gemacht, und zwar eben durch das unendliche Glück, das ſie ſchuf, ich meine das Element der Wünſche. Sie zog über Victor den ewig blauen Himmel, die wolkenloſeſte Einigkeit, . . . es ging ihr wie den Dichtern: ſie können ſich wohl eine Hölle, aber keinen Himmel mahlen. Gott allein wird uns einmal das Räthſel, wie eine ewige Glückſeligkeit zu tragen iſt, löſen; bis dahin aber bedürfen wir, wie die Maler, eines reichhaltigen Farbekaſtens zu unſerm Daſein; wir bedürfen Schmerz, Freude, Furcht, Entzücken, Verzweiflung, Ruhe. Victors Seele war erdrückt im Glück; tauſend Kräfte lagen brach in ihm, er litt nicht, aber er genoß auch nicht. Iſabella war immer dieſelbe, er zitterte nicht ſie zu verlieren, er fand ſie Morgens und Abends mit demſelben Lächeln, mit der-

ſelben Treue, er konnte ſich daher nirgends an ein bedeutendes Ereigniß halten, das ihm erlaubt hätte, ſeine Energie zu üben oder ſeine Phantaſie zu entwickeln. Einförmig war Alles in ihm, einförmig war Alles um ihn.

In dieſem Zuſtand der Glücksapathie überraſchte er eines Morgens Iſabella mit dem Wunſche, mit ihr die Reiſe nach dem St. Gotthard zu unternehmen. »Wir haben Mailand und ſeinen Dom, den Lago maggiore und ſeine Isola bella und Isola madre geſehen, ſo laß uns auch einmal nach den Schweizerbergen, nach der Furka und dem Rhonegletſcher ſteuern,« ſagte er. Iſabella ſchlug willig ein; die Reiſeanſtalten waren ſofort gemacht; das von Komo herrauſchende Dampfſchiff ward an einem ſchönen Junitage angehalten, und Victor und Iſabella flogen abſchiedgrüßend durch die wogende Fluth bis Menaggio, wo ſie ſich ans Land ſetzen ließen. Einer kleinen vorübergehenden Wehmuth konnte ſich Iſabella nicht erwehren, als ihre Villa in nebelartiger Ferne zerfloß; wer bürgte ihr, daß über den Zauberkreis hinweg, den ſie dort um ſich gezogen, nicht Gefahren wach wurden, von denen ſie früher ſo oft geträumt hatte? — Sie vergaß jedoch bald dieſen über ſie hinweggleitenden Eindruck, um mit Victor die wundervolle Gegend zu bewundern, die

ſich bis an den ſogenannten langen See wie ein faſt überladenes Panorama ausbreitet und die dann wieder, vom See aus geſehen, einen eigenthümlichen Charakter annimmt. In Porlazzo ſorgte Victor für eine geräumige mit weichen Kiſſen gefütterte Gondel, die ſie bis Lugano brachte. Er war, angeregt durch neue Eindrücke, unerſchöpflich im Bewundern der reichen Natur; er legte ſich zu Iſabella's Füßen und rief in einem fort: »ſieh doch da hoch auf dem Felſen die kleine Kapelle, über der ein Adler kreiſt.« — Und als Iſabella ihre beiden Arme um ihn ſchlang und ihm zärtlich antwortete: »ich ſehe Dich, ſehe Dich froh, das genügt mir,« empfand er eine Ungeduld, die ihn zu der Bemerkung hinriß: »liebes Herz, Alles hat ſeine Zeit!« — Sie ſchwieg verletzt. — Am zweiten Tage langten ſie auf der Höhe des Gotthards im Hospital an. Victor war wie umgewandelt und unermüdlich. »Morgen in aller Frühe reiten wir über die Furka nach dem Rhonegletſcher; freuſt Du Dich denn nicht ein bischen, Iſabella?« — rief er. »Recht ſehr,« antwortete ſie träumeriſch, indem ſie in die Ecke des Sophas gedrückt ihre langen blonden Locken durch ihre Finger laufen ließ. Früh Morgens machten ſie ſich auf den Weg; Iſabella bekam ein gutes, ſicheres Pferd, worauf ſie von Victor behutſam gehoben wurde,

Digitized by Google

dann ſchwang dieſer ſich ſelbſt auf ein zweites, das ihm vorgeführt worden war. Die Leute wurden im Hospital zurückgelaſſen; nur der Führer, der rüſtig mit ſeinem Alpenſtock voranſchritt, begleitete ſie. Erſt ging es in die wildbrauſende Reuß hinab, dann ſtiegen ſie aufwärts zur Furka. Langſam bewegten ſich die Pferde auf dem äußerſt beſchwerlichen Wege vorwärts; zuweilen mußten ſie über kleine Brücken ohne Geländer an ſchauerlichen Abgründen vorbei, wo Iſabella ſchwindelnd nicht hineinzublicken wagte; dann hatten ſie die Schneelinie erreicht und klimmten über rieſige Schneelawinen immer höher. Als ſie die Höhe der Furka erreicht hatten, fanden ſie ſich völlig von Wolken eingehüllt; Keiner ſah mehr den Andern, noch etwas um ſich. Aengſtlich rief Iſabella: »aber Victor, wo ſteckſt Du?« ... es erfolgte keine Antwort; ſie hielt ihr Pferd an, ſie ſpähte umher, auch der Führer war verſchwunden. Nun rief ſie lauter: »Victor, Victor!« ... »Iſabella!« tönte es weit von ihr aus der Tiefe herauf ... Iſabella horchte. Mehrere Stimmen ſchallten auf einmal aus derſelben Gegend zu ihr herüber, die Wolken zogen ſeitwärts, nach einer Weile wurde es heller, vor ihr im Thale lag der ungeheure Rhonegletſcher, der wie aus tauſend Aquamarinſpitzen geformt ihr entgegenglänzte ... um ihn herum, un-

bekümmert ob des ewig ſtarrenden Eiſes, blühten die zarten Alpenroſen; zur Rechten ſah ſie Victor, der emſig ſich um zwei Frauen bemühte, von denen die eine wie leblos am Boden lag und die andere neben ihr knieend alle Zeichen der Angſt von ſich gab. Aus der benachbarten Sennhütte waren Menſchen herbeigeeilt, es ſchien ein Unglück gegeben zu haben. »Um Gott, Victor, was iſt geſchehen?« rief Iſabella, indem ſie behende vom Pferde ſprang und zu ihm hinunterſtieg. —

»Ein böſer Zufall,« ſagte einer der Führer. »Die Pferde ſind meiſt ſicher, aber man muß ihnen Freiheit laſſen. Da hat nun die Dame da in dem Nebel, der uns plötzlich umgab, das Pferd in der Angſt hier und dorthin gezerrt und iſt endlich mit ihm auf dem Schneefelde geſtürzt. Wenn ſie mit dem Leben davonkommt, wird's ein Wunder ſein.«

Iſabella war nun ganz nahe herangetreten. Ein blutjunges Mädchen lag in Thränen aufgelöſt vor der Leidenden, der Victor die Schläfe rieb. Das knappe anſchmiegende Tuchkleid zeigte die anmuthigſten Formen. »Retten, retten Sie meine Mutter!« rief ſie Iſabella händeringend entgegen. Eine Tragbahre wurde geholt, die noch immer Ohnmächtige ward daraufgelegt, und nun ging es langſam dicht bei der

Rhonequelle vorüber nach dem Hauſe, das einſam neben dem rieſigen Gletſcher ſteht und das faſt das einzige Obdach in dieſer durchaus wilden Gegend iſt. Hier wandten Victor, Iſabella, die Hausleute, das arme, traurige Kind die ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel zur Erleichterung der Verwundeten an, allein eine heftige Gehirnerſchütterung ſchien tödtlicher als die äußeren Verletzungen zu ſein; noch in derſelben Nacht endete die Unbekannte, nachdem ſie mit ſtummen Zeichen ihre Tochter Iſabellen empfohlen, und dieſe ſich der Waiſe anzunehmen gerührt verſprochen hatte.

Traurig ſaßen die drei Reiſenden am andern Morgen bei dem ſelbſt im Sommer in dieſer Gegend nothwendigen Kaminfeuer; jedes Herz war in ſeiner Art tief erſchüttert. »Liebes, theures Kind,« hob endlich Iſabella an, indem ſie ſich zu Clotilde Braun wandte, die, die Hände gefaltet, ein Bild der Verzweiflung, gedankenlos in das Feuer ſtarrte, »haben Sie Verwandte, Freunde?«

»Niemand, Niemand,« brachte Clotilde ſchluchzend hervor.

»Darf ich Sie nach Ihrem Wohnort, nach Ihren Verhältniſſen fragen?«

»Ach, unſere Verhältniſſe waren ganz einfach, ich muß ſagen, faſt dürftig. Seit ich denken kann, lebte

ich mit meiner Mutter in Zug, wo ſie von unbekannter Hand eine Penſion bezog. Wenn ich ſie nach meinem Vater fragte, ſo ſagte ſie: 'er iſt todt.' Verwandte hatte ſie nicht. Sie war engelgut und ſo fromm, daß ſie keinen Abend zur Ruhe ging, ohne vor dem Muttergottesbilde auf den Knieen gelegen zu haben. Ein ſtiller, ungekannter Kummer ſchien an ihrem Herzen zu nagen, ich fand ſie oft in Thränen; alljährlich aber im Juni erfaßte ſie eine heiße Sehnſucht nach dem Rhonegletſcher, dann machte ſie ſich mit mir auf, und wir zogen über den Rigi nach dem Vierwaldſtädterſee und von da nach dem St. Gotthard, wo die Gute, von brennenden Erinnerungen ergriffen, keine Ruhe hatte, bis wir den Ritt über die Furka nach dem Rhonegletſcher machten. Dann pflückte ſie am Fuße des Eiſes Alpenroſen, ſteckte ſie ſich, wie zum Andenken, an das Kleid, ſprach und weinte viel für ſich und war die übrige Zeit gefaßt, wenn wir wieder in Zug angelangt waren. Das ging Jahr aus, Jahr ein, bis ſie denn endlich hier die ewige Ruhe gefunden hat.«

»Was wollen Sie aber nun ſo allein in der Welt,« fragte Iſabella gerührt, indem ſie Victors Augen ſuchte, der ſie bittend anſah.

»Weiß ich's?« rief Clotilde unter neuen Thränen.

Es lag ſo viel Unſchuld, ſo viel Schmerz, ſo viel unterdrückte Verzweiflung in dem Ton, daß Iſabella, überwältigt von der Situation, die Arme ausbreitete und aus reinſter Ueberzeugung ſagte: »ich will Ihre Mutter ſein!« —

Clotilde fiel Iſabellen faſt zu Füßen, ſie klammerte ſich an ihre Kleider, ſie drückte ihr Geſicht auf ihren Schooß und konnte nichts hervorbringen, als: »Sie ſollen's nicht bereuen!« —

Statt weiter nun nach Luzern zu gehen, wie Victor und Iſabella es zuerſt beſchloſſen hatten, kehrten ſie mit Clotilden nach ihrer Villa am Komerſee zurück. War Iſabella ergriffen von dem Unfall geweſen, ſo war ſie es innerlich noch weit mehr durch den ängſtlichen Gedanken, daß durch den Hinzutritt einer dritten Perſon ihr Verhältniß zu Victor, wenn nicht verändert, doch modificirt werden würde; jedoch verſenkte ſie dieſe Beſorgniſſe in ſich und ſtand anſcheinend heiter auf dem Dampfſchiff, das, vor der Villa haltend, ſie von Menaggio herübergebracht hatte. Jetzt ward ein Brett nach dem Ufer hinausgelegt, und Iſabella ſchritt hinter Victor, der ihr die Hand reichte. Langſam kam Clotilde, in Trauerkleider gehüllt, ihr nach; nahe dem Ufer ſchon, blieb ſie ſtehen. Sie ſchien tief aufzuathmen, Thränen bedeckten ihr Geſicht: »Meine zweite

Mutter!« rief ſie plötzlich und flog den Steg hinab in Iſabella's Arme. Der Augenblick war ergreifend für Alle, am ergreifendſten aber für Iſabella, die eine unbezwingliche Wehmuth beim Anblick dieſer blühenden, eben ſich erſt entfaltenden Jugend empfand. Clotilde war ein gar liebliches, junges Weſen, das man zwar nicht vollendet ſchön nennen konnte, das aber den ganzen Schmelz jungfräulichen Zaubers an ſich trug. Sie hatte beſonders wundervolle Augen, die in ihrem tiefblauen Waſſer an den Saphir erinnerten; dabei war die Haut durchſichtig und weiß, und das Haar ſo ſchwarz und weich, daß es ſich wie Seide um Stirn und Nacken legte. Die Villa gefiel Clotilden ausnehmend; das ihr angewieſene Zimmer ſprach ſie in allen Theilen, namentlich der Nähe der Bibliothek wegen, an, aus der ſie eine bereits ſchön begonnene Bildung fortzuſetzen dachte. »Wie meine Mutter gütig iſt,« konnte ſie öfters zärtlich ſagen. Der Name Mutter war Iſabellen, vor Victor ausgeſprochen, grade nicht angenehm, jedoch ſiegte bald ihr edles Herz, und ſie ſagte ſich wehmüthig: »könnte ich denn nicht eine ſechszehnjährige Tochter haben, muß ich denn nicht endlich auf Jugend und Schönheit Verzicht leiſten? was iſt's? Lieber vor der Zeit als nachher reſigniren.«

Sie fing wirklich an, ſich in ihrer mütterlichen Rolle zu gefallen. In der erſten Zeit dieſer neuen Lebensepoche ging Victor viel auf die Jagd oder machte wohl gar Fahrten nach Komo und Mailand; er ſchien ſich abſichtlich von den Frauen zu entfernen. Erſt ſollte das Verhältniß zwiſchen Iſabellen und Clotilden feſtgeſtellt ſein, ehe er ſich als dazu gehörend ihm beigeſellte. Dann als Clotilde acclimatiſirt war, als ihre erſte Trauer gewichen und die heitere Gegenwart von ihr völlig genoſſen ward, kehrte er unbefangen zu ihnen zurück. Er las ihnen vor, er fuhr mit ihnen auf dem überall kaum eine Stunde breiten See, er war Iſabellen zärtlich, ehrerbietig gegenüber. Clotilde behandelte er faſt gleichgültig, er ſchien ſie eher zu dulden als zu lieben. Zu jener Zeit fing Iſabella leiſe an zu kränkeln; ſie hielt ſich öfters zu Hauſe, ſie überließ, völlig über Victor beruhigt, dieſem die Obhut und Leitung des Pflegekindes.

»Geht in's Freie, freut Euch des lieblichen Herbſttages,« konnte ſie ſagen. Wenn dann beide, Victor und Clotilde, heiter über den Raſenſitz, der vor der Villa ausgebreitet lag, in das kleine Boot ſprangen, Victor das Ruder ergriff und bis in die Mitte des Sees fuhr, wo er anhielt und in freundlichen Geſprächen das kleine Fahrzeug von den Strömungen treiben

ließ, dann blickte Iſabella von ihrer chaise longue, die auf den Balkon gerollt worden war, hin auf den kleinen verſchwimmenden Punkt, der ihr Theuerſtes barg und dachte innig: »wie treu er mir iſt!« — Und treu war Victor, ob auch anders als Iſabella es glaubte. Clotilde hatte ſein Weſen, ſeine Jugend ſympathetiſch angeregt. Zum erſtenmal empfand er die Wahrheit deſſen, was Iſabella ihm ſchwermüthig vorhergeſagt hatte. Die Villa, die Umgegend, der See, Iſabella, Alles ſchien ihm verändert, er kannte ſich nicht in ſich ſelber, kaum in ſeinen Erinnerungen wieder. Die gebundene Phantaſie brach los, ſie trieb ihn in's Unendliche. Ganz klar erkannte er ſeine Lage, erkannte, daß ein gewaltſam Losgeriſſenes ſich nicht wieder in das Gleis bringen läßt. Entſchlüſſe ſtürmten auf ihn ein und verließen ihn wieder, deswegen auch ſpinnt er ſich tiefer in ſeine Liebe, denn iſt er Herr ſeiner Handlungen, iſt Iſabella ruhig, was ſollte er ſchon jetzt an die drohende Zukunft denken?

Clotilde von ihrer Seite giebt ſich bewußtlos ihrer Liebe zu Victor hin; ſie überraſcht ihn oft mit kindlichen Aeußerungen entzückender Liebe, die ihn ſchwindeln machen. Sie läßt ſich vor ihm gehen in holder Unſchuld, ſie ſieht ihn an mit den großen verklärten Augen, ſie verſenkt ſich in ſeinen Anblick.

So ſaßen ſie auch heute einander gegenüber im Kahn. Clotilde ſprach ihm von Iſabella, ſie forſchte faſt neugierig nach dem ihr befremdlichen Verhältniß, ſie dachte an ihren Eintritt in das Haus und rief:

»O, wir wollen ewig um die Theure bleiben, wir wollen ſie pflegen, ihre Kinder ſein!« —

Dieſe Worte brachten in Victor eine ſonderbare Wirkung hervor; er ſchüttelte wehmüthig mit dem Kopf. »Ueber kurz oder lang,« ſagte er, »ſtürzt dieſe Villa in Ruinen. Iſabella wird Sie in die Reſidenz führen, Sie werden die Welt kennen lernen, ſich verheirathen . . .«

»Niemals,« brachte Clotilde erſchreckt heraus. — Schweigend ſchwammen ſie dem Ufer zu, der Kahn gerieth ins Schilf, Victor ergriff das Ruder, fuhr mit ſeiner Hülfe an den Landungsplatz, ſprang heraus und reichte, ſchon auf der Erde ſtehend, Clotilden die Hand; da ſie aber mit dem Fuße, nicht ſicher im ſchwankenden Kahn, ausglitt, ſo fiel ſie, mit beiden Armen vorwärtsſtrebend, an Victors Bruſt; er umſchlang ſie kräftig, hob ſie aus dem Kahn, und berauſcht vom Augenblick, entzückt, die ſüße Bürde ſo lebenswarm in ſeiner Nähe zu fühlen, drückte er einen heftigen, leidenſchaftlichen Kuß auf Clotildens zitternde Lippen.

»Victor, Victor!« rief in dieſem Moment Jſabella's zärtliche Stimme vom Balkon herab. Beſtürzt blieb er ſtehen, er ließ Clotilde los, er ſah ihre Verwirrung, er hörte die mahnende, warnende Stimme in ſeinem Jnnern, er hörte ſie außer ſich, denn nochmals rief Jſabella: »Victor!«

Wie ein Blitzſtrahl durchfuhr es ihn, er konnte jetzt nicht vor Jſabellen hintreten, er bedurfte der Verſöhnung mit ſich und der Welt, ſo ſtürzte er fort in die Berge, ſo irrte er den ganzen Tag ringend mit ſtürmenden Gedanken umher. Spät Abends erſt kehrte er zur Villa zurück. Zum erſten Mal begriff er, daß die Gefahr dringend war; ſeine Gefühle und ſeine Verhältniſſe waren auf die Spitze getrieben; um den Sturz zu vermeiden, mußte er einen Entſchluß faſſen. Nur das Unbeſtimmte, Unſichere, noch nicht im Geiſte Feſtgeſtellte peinigt; iſt einmal die Form gefunden, hat ſich der Schmerz ein Organ gebildet, übt er ſich in Entſagung, ſo iſt ſeine Bürde leicht, die Wege ſind geebnet, das Ziel iſt geſteckt.

Victor war Jſabellen zu ſehr ergeben, er fühlte zu tief, was Ehre und Zartgefühl geboten, um nicht mit dem Heroismus der Jugend ſeinem Schickſal in das Auge zu ſehen. Der ſpaniſche Krieg war ausgebrochen, ſelbſt Ausländer zogen begeiſtert über

die Pyrenäen, ihnen beſchloß Victor ſich zuzugeſellen.

Anſcheinend ruhig, obwohl mit zerſtörten Zügen, ſetzte er ſich zu Iſabellen an den Theetiſch. Clotilde arbeitete ſtill für ſich hin, ſie war blaß und befangen. Iſabella lag krank auf der chaise longue und betrachtete Beide mit verſtohlenen Blicken. Ein Verdacht durchflog ſie.

»Liebes Kind, hol' mir Göthens Egmont aus der Bibliothek,« ſagte ſie anſcheinend ganz freundlich.

Clotilde ſtand auf, ſie nahm den kleinen ſilbernen Handleuchter, ſie trat damit in's dunkle Nebenzimmer. Kaum hatte ſich die Thüre geſchloſſen, als Iſabella lebhaft, mit beiden Füßen die Erde ſuchend, ſich von der chaise longue aufrichtete. Erſt ſah ſie Victor prüfend an, dann rief ſie, ſeine Hand in die ihre legend: »was haſt Du, was geht in Dir vor!«

Victor war betroffen, er ſchwieg ſichtlich bewegt.

Iſabella war dicht an ihn herangerückt, ſie betrachtete ihn mit flammenden Blicken. »Sag mir, was Du haſt,« ſagte ſie bittend.

»Ich habe eine Fahrt nach Mailand vor und wollte Dir für einige Tage Lebewohl ſagen,« antwortete er ſich faſſend.

»Was treibt Dich zu dieſer Reiſe?«

»Ein Geſchäft, Iſabella, denke an mich, wie früher, habe mich lieb, wie in meiner beſten Zeit, ich verdien' es, ich bedarf es . . .«

Es entſtand eine wehmüthige Pauſe, in der Iſabella ſelbſt nach Faſſung rang. Victor bückte ſich, er ergriff ihre beiden Hände, er legte ſie auf ſein hochſchlagendes Herz.

»Ich komme wieder, betrüb' Dich nicht,« ſagte er, wie auf eine unausgeſprochene Frage antwortend . . . »ſprechen wir nicht von dieſer kleinen Reiſe vor . . . Clotilden!« —

Er war aufgeſtanden, er ging im Zimmer umher, Iſabella hatte ſich zitternd auf die chaise longue zurückgeworfen. Melancholiſch war die Nacht herangezogen, es donnerte dumpf, der Wind ſchlug in die Ulmen, die Wellen brachen ſich am Ufer, ſchäumten und ſtarben. Da ertönte ein Schrei, ein einziger, fürchterlicher, die Luft durchſchwirrender Schrei, und ein Fall folgte ſchwer, bleiern, todtenähnlich.

»Was iſt das?« ſchrie Iſabella, indem ſie emporfuhr.

»Das iſt Clotilde,« rief Victor, und die Thüre aufreißend ſprang er in die Bibliothek. Niedergeſtürzt zur Erde lag hier Clotilde, ſie war auf das Geſicht gefallen, der Handleuchter war ihrer Hand ent-

fallen, unſicher flackerte das Licht auf der Erde. Ihre langen ſchwarzen Flechten floſſen ihr auf Hals und Schulter, das Geſicht war todtenkalt und marmorbleich. Victor hob ſie auf, er trug ſie vor der hinzugeeilten Iſabella vorüber auf den Divan, er kniete vor ihr. Endlich erwachte ſie, ihr erſter Blick fiel auf Victor. »Gott ſei Dank,« rief ſie mit einem Thränenſtrom, »Sie leben!«

»Was war denn die Urſache des Unfalls,« fragten Iſabella und Victor wie aus einem Munde.

»Ach! ich hatte eine ſchreckliche Viſion,« antwortete das erſchütterte Mädchen, indem ſie ihren Kopf mit beiden Händen ſtützte. »Wie ich in die Bibliothek trete und den Egmont vom Bücherbrett herunterlangen will, blicke ich ganz mechaniſch, nur mit dem Buch beſchäftigt, ohne etwas Abſonderliches zu denken, ſeitwärts, und meine Augen fallen auf das große Balkonfenſter, das Abends immer geſchloſſen iſt. Diesmal war es offen oder vielmehr es öffnete ſich, und ein Kopf blickte durch die Spalte, ein bluttriefender, todeszuckender Kopf, in dem ich . . . nein, nein!« rief hier Clotilde in krampfhaftes Weinen ausbrechend,« »ich habe nichts geſehen, ich bin ein albernes, thörichtes Kind.«

Sie ſchmiegte ſich an Iſabella. »Es iſt Alles

gut, iſt Alles vorüber, wir wollen nicht mehr daran denken, ich bin krank und will zur Ruhe.« Sie küßte Jſabella und reichte auch Victor die Hand. »Tauſend gute Nacht denn,« ſagte ſie faſt heiter. »Fahren wir morgen auf den See? O bitte, bitte!«

Sie ging in ihr Zimmer. Beklommen blickten ſich Jſabella und Victor an; beide waren von Ahnungen erfüllt, aber Keiner wagte zu reden. Nach einer Weile nahm Victor Abſchied von Jſabella; ſie ſolle, krank wie ſie ſei, ihre Morgenruhe nicht unterbrechen, bat er. »Jch komme wieder, bald, bald,« ſetzte er hinzu, »jetzt aber wollen wir beide der Ruhe pflegen.«

»Der Ruhe?«

Er betrat ſein Zimmer. Schon hatte der Kammerdiener heimlich die Effecten gepackt. Victor gab Befehl, das nach Komo am frühen Morgen ſteuernde Dampfboot anhalten zu laſſen, ſetzte ſich in der Stille der Nacht an ſeinen Schreibtiſch und durchdrungen von ſeiner Lage, ſeiner Liebe, ſeiner Entſagung ſchrieb er Jſabellen, was folgt:

»Es iſt eine Kriſis in meinem Leben eingetreten, ich muß ſie überwinden. Ertrag mich, ſorge für Clotilde, bete für mich. Jch komme wieder, wenn ich darf. Bis dahin gehab Dich wohl, Jſabella, dulde mein Schweigen, achte mein Herz, denke« . . .

Digitized by Google

Hier löſchten Thränen die Worte aus. Er warf die Feder fort, er war unfähig, weiter zu ſchreiben. Die ganze Gewalt ſeines Entſchluſſes drang auf ihn ein, er zitterte convulſiviſch.

Gegen Morgen rauſchte das Dampfboot heran, Victor begab ſich eiligſt in den Kahn, es ſchien ihm, als würde er, durch eine kleine Zögerung, nicht mehr Herr ſeines Gefühls bleiben. Wie er auf dem Deck angelangt war, warf er einen Blick rückwärts. Der Purpurglanz der aufſteigenden Sonne vergoldete die Fenſterſcheiben der Villa und die Wipfel der Cypreſſen. Alles war noch ſtill, nur die Balkonthüre öffnete ſich, es war Clotilde, die heraustrat. Sie hatte nicht ſchlafen können, die Unruhe im Herzen und im Hauſe hatte ſie aus ihrem Zimmer getrieben, ſo war ſie unvermuthet Zeuge von Victors plötzlicher Abreiſe. Er ſchwenkte abſchiedgrüßend mit einem Tuche, ſie antwortete, dann ſah ſie ihm nach, lange, lange, bis das Dampfſchiff ihren Augen entſchwunden war.

Seitdem lebten die Frauen einſam. Iſabella hatte Alles errathen und Alles verſtanden. Ihr erſter Schmerz war fürchterlich, Clotilde kam ihr haſſenswerth, entſetzlich vor; dann wurden ihre Gefühle ſanfter, ſie goß ihre Liebe über das Kind aus, das ihr das Schickſal gegeben, ſie erkannte die an ſie ergehende

Mahnung, an Clotilden eine theure, unausgeſprochene Pflicht zu üben.

Victors erſter Brief brachte ihr die Nachricht von ſeinem Eintreten in die carliſtiſchen Truppen; der zweite war von unbekannter Hand. Er berichtete, daß eine feindliche Kugel den Geliebten getödtet habe. Sie traf ihn am Jahrestage ſeiner Abreiſe vom Komerſee, am Abend und in derſelben Stunde, in der Clotilde die Bibliothek betreten und Victor blutig vor ſich geſehen hatte.

Leicht ſei ihm der Grabeshügel!

Holland und Belgien.

Im Frühling 1842.

Die Sterne funkelten wie in Italien. Ihr Licht ſpiegelte ſich in den glatten Fluthen der Elbe und ſchien bald aus der Tiefe heraufzuſteigen, bald in ſie hineinzuſinken. Die Freunde ſtanden abſchiedsgrüßend am Ufer der Hanſeſtadt. Seitwärts erhob ſich der Michaelisthurm und ſtarrte unbeweglich zum Himmel; vor und neben uns ſchwankte der Maſtenwald im Hafen. Das kleine Boot hatte uns aufgenommen; in die ſtille Nacht hinein rief ich den Freunden, die uns ſcheiden ſahen, ein letztes treues Lebewohl zu, dann ging's zum Dampfſchiff: »Die Börſe von Amſterdam,« deſſen ſchwarze Rauchſäule die nahe Abreiſe verkündete. Abreiſe, Scheiden . . . immer eine Frage an das Schickſal!

Wir hatten die Annehmlichkeit, in der Damenkajüte allein zu ſein. Knixend begrüßte uns eine dicke

Digitized by Google

Holländerin, die ſich freute, die Fru, wie ſie mich nannte, zu ſehen. Der Raum war klein, die Luft kalt; ihr zum Trotz blühte ein herrlicher Blumenſtrauß auf der Mitte des Tiſches. Kleine Röschen guckten neben den ſtolzen Camelien, zarte Eriken neben den Azaleen hervor. Ich ſtand lange vor den Blüthen. »Wie lange wird's dauern,« dachte ich, »ſo ſenkt ihr die Köpfchen, verliert eure Farbenpracht und werdet unſcheinbar und falb, wie jene, die dem heimathlichen Schooß entriſſen, ſtatt mit warmer Erde mit kaltem Waſſer genährt werden.« Was zum Leben, zum ſchönen, anmuthigen Leben, zur Grazie des Daſeins nothwendig iſt, das iſt: gerade ſo viel Wärme, gerade ſo viel Nahrung, gerade ſo viel Zukunft zu haben, als unſern Kräften zur harmoniſchen Entwicklung oder zur Erhaltung nothwendig iſt. Nehmt dem Leben ſeine Sonne, das heißt die Freude, nehmt ihm ſeine Nahrung, das heißt die Freiheit, nehmt ihm ſeine Färbung, das heißt die Liebe, und es wird ſein wie der Blüthenſtrauß in der Damenkajüte; es wird nur eine Stunde duften und dann welken, nur eine Stunde blühen und dann ſterben.

Ich ging noch ſpät auf dem Verdeck auf und ab. Die Nacht, die die Fernen in unbeſtimmten Umriſſen erſcheinen läßt, hat etwas Myſtiſches; bald drängt ſie

uns mit ihren Träumen in die Vergangenheit, bald weiſ't ſie uns mit ihren Ahnungen in die Zukunft. Kinder des Augenblicks, gehören wir dennoch nur der Zukunft. Sie iſt es, die uns reizt, die uns lockt, die uns wie Oſſiansgebilde einen Zuſtand nebelartig andeutet, den wir nicht kennen und den wir erſehnen. Spült ihr kleinen Wellen, ſchaukelt und fluthet, eilt dem Meere, dem unermeßlichen, zu, tragt bald Nachen, bald Dreidecker, zieht Schätze oder Menſchen, Blitze oder Sterne in eure Tiefe, ſeid bald ſchneeig, bald kryſtallrein, bald geſchwätzig, bald ſchweigſam, auch ihr brecht euch an jenem geheimnißvollen Geſetze, an enem gewaltigen Geiſte, der unverrückt auf Wolken und in Herzen thront.

Die Anker wurden um zwölf Uhr gelichtet. Als die Sonne aus dem Waſſer wie ein glühendes Meteor tauchte und die Morgenwölkchen ſie mit Schleiern drappirten, hatten wir Glückſtadt erreicht. Jenſeits Cuxhaven, wo der weiße Neuwerkerſand leuchtet, breitet ſich das Meer aus. Die geſellſchaftliche Atmoſphäre ſtockt, die Luft, die auf der feſten Erde voll iſt von gewitterhaftem Gefühle, von ſchmählicher Gährung, vom Lärm der oſtenſiblen Freuden, von dem Geſchrei des Haſſes, des Zornes, der Angſt, der Schmerzen, löſt ſich auf in heilige, andachtsvolle Stille.

Der Himmel wird unendlich, der Zeitenlauf langſamer, das Leben concentrirter; Alles drückt mit beredtem Schweigen eine andre, größere Ordnung der Dinge, eine ſichtbarere Harmonie, eine ewige Einheit aus. Es giebt Minuten, Stunden, ſeltener Tage, wo das Mißtrauen, die Vorurtheile, die Ungewißheiten ſchweigen, wo der unſichtbare Genius uns ſagt, was wahr iſt, wo unſere kleinen Gefühle große Ueberzeugungen, unſere großen Ueberzeugungen unerſchütterlicher Glaube werden. Solche Augenblicke ruft der Anblick des Meeres hervor.

In der Nähe von Helgoland überfiel uns die Seekrankheit. Was iſt doch der Menſch für ein gebrechlich Ding, wie ſtolz in ſeiner Phantaſie, wie ſchwach in der Wirklichkeit! Da lagen wir, die wir eben noch von der Welt und des Himmels Herrlichkeit geträumt hatten, und empfanden nichts mehr, als daß es peinlich ſei auf einem elenden Brett den Wellen Preis gegeben zu ſein, ſich todeskrank zu fühlen und keine andere Nothwehr als Geduld zu haben. Ich übte ſie, indem ich das Seeungethüm mit ſeinen Krallen ſich mir auf die Herzgrube und die Stirne ſetzen ließ. So blieb es an mir haften, bis wir in den Süderſee (Zuyderſee) einliefen.

Wie ich ſo auf der Folterbank dalag, ſetzte ſich

Digitized by Google

die dicke Holländerin neben mich und erzählte mir, daß auf der vorigen Reiſe eine Frau am Bord geweſen, die aus Amerika kommend nach Holland gewollt hätte. Mit einem zehnjährigen Knaben und einem ſieben Monat alten Mädchen ſei ſie gegen Mitternacht aufs Schiff geſtiegen, habe das Kleine, das wundervolle ſchwarze Augen gehabt habe, ſtill genährt und gepflegt, ſonſt aber nicht viel geredet. Freundlich habe ihr die dicke Holländerin die Sorge um das Kind erleichtern und es pflegen und reinigen wollen, das habe aber die Mutter, die einem tiefen Gram anheimgefallen geſchienen ſei, nicht geduldet. Am zweiten Tage früh Morgens ſeien ſie in der Mitte der Nordſee angelangt, das Meer wäre ſtürmiſch, der Himmel voll grauer Wolken geweſen, die Mutter habe den zehnjährigen Knaben in der Kajüte gelaſſen und ſei mit dem Säugling hinauf aufs Deck gekommen. Da habe ſie das kleine ſchuldloſe Weſen liebevoll an ſich gedrückt, habe es tanzen laſſen, habe ſich an dem Lächeln des Kindes geweidet und dann plötzlich, unverſehends es hinab in das Meer geſtürzt!

Die herbeigeeilten Männer hielten die Unſelige ab, dem Kinde zu folgen; ſie weinte nicht, ſie ſprach nicht; ein ungeheurer Schmerz war in Wahnſinn, ein

wohlthuender Wahnſinn in Fühlloſigkeit übergegangen. Bei näherer Nachforſchung fand es ſich, daß die Frau ihren Gatten in Amerika aufgeſucht, von ihm, den ſie zärtlich geliebt, hart aufgenommen und zurück nach Hamburg geſchickt worden war, von wo aus ſie in Holland Verwandte zu beſuchen gedachte. An ihrem eignen Weh die Laſt des Lebens meſſend, hatte ſie wohl verworren gedacht, ſie wolle ihrem Liebling ein gleiches Schickſal erſparen! — Wird ſie von dem Richter dort oben für ſchuldlos erkannt werden, wird ihr gefoltertes Herz das Gewicht des Verbrechens vermitteln, die Abſicht hier für die That gelten können? —

Wir kamen glücklich, aber mühevoll über den Pampus, eine weite Sandbank im Meere, die nur zu oft den ein- und auslaufenden Schiffen in ihren Bewegungen, wenn auch nicht unheilbringend, doch ſtörend iſt. Gegen zehn Uhr tauchten die erleuchteten Häuſer in Amſterdam, die ſich im Halbkreis lagern, gleich einem Strahlendiademe aus dem Süderſee hervor. Die Fluth war ſtill, mit einigen Ruderſchlägen waren wir am Ufer. Nach langer Wanderung durch prachtvoll mit Gas erleuchtete Straßen voll großer Magazine erreichten wir das Gaſthaus. Wogte die Menge zu Fuß in den Gaſſen, baten die Armen ſin-

gend um Almoſen, ſchrieen die Verkäufer ihre Waare aus, ſo begegneten uns nur ſpärlich einige ſeltſam geformte Equipagen, die, auf Schleifen geſetzt, von einem Pferde mühſam über das Straßenpflaſter gezogen wurden. Die Gegenſtände trugen einen neuen, ungewohnten Charakter, ſie ſagten uns, daß wir nicht mehr auf deutſchem Grund und Boden wären, daß ein neuer Vorhang aufgerollt ſei, hinter dem wir bunte, wechſelnde, ſchöne Bilder zu erblicken hofften.

Amſterdam ſchließt im Halbmond das Meer ein, das hier das Ey (het Y) genannt wird. Die Stadt hat mich ihrer Größe, des hie und da faſt zur Majeſtät ſich ſteigernden Eindrucks wegen in Erſtaunen geſetzt. Vielfach von Kanälen durchſchnitten, die in einander greifen und bald durch die Amſtel, bald durch das Ey bewäſſert werden, zählt Amſterdam neunzig kleine Inſeln, die durch ſteinerne oder hölzerne Brücken in Verbindung geſetzt ſind. Häufige Ueberſchwemmungen zwingen zur Zeit die Bewohner einzelner Stadttheile, namentlich des Harlemer, in kleinen Böten auf den Straßen zu fahren. Im Ganzen jedoch hat dieſe dem Meere entrungene Stadt einen weniger poetiſchen Anſtrich, als ihre Schweſter Venedig. Die ſchwarzen Gondeln, die Fiſcher in ihrem eigenthümlichen Coſtüm, die Palläſte mit ihren weißen und

ſchwarzen Marmorbekleidungen fehlen. Mittelalterlich erheben ſich die ſpitzen Giebel der Amſterdamer Häuſer, ſchmal und hoch, aus Ziegelſteinen, dem Nutzen, aber nicht der Schönheit erbaut. Einförmig läuft die Häuſermaſſe an den Kanälen herauf; nur hier und da guckt ein größeres Gebäude hervor. Unter dieſen zeichnet ſich der königliche Pallaſt aus, das frühere Amſterdamer Rathhaus, welches nun aber ſeiner erſten urſprünglichen Beſtimmung entſagt hat. Das Gebäude hat mit ſeinen unzähligen kleinen Fenſtern etwas Auffallendes, das aber nicht erhaben, nicht einmal ſchön iſt; jedoch zeichnet ſich das Innere durch Marmorſkulpturen und einige Malerarbeiten der klaſſiſchen Zeit Hollands aus.

Als Napoleons Bruder, der mir perſönlich bekannte Ludwig Bonaparte, Hollands Thron beſaß, hatte er den Plan gefaßt, die Reſidenz vom Haag nach Amſterdam, der bedeutendſten Stadt ſeines Reichs, zu verlegen, allein wie ſeine Macht, ſo zerfloß auch dieſer Gedanke in Nichts. Als ich durch dieſe weiten, jetzt völlig öden Säle ſchritt, wie mir hier die eine und dort die andere geſchichtliche Erinnerung entgegentrat, überwältigte mich das Gefühl menſchlicher Schickſale, namentlich im Cabinet des Königs Ludwig, der ſeine Krone mit dem Herzen erfaßt und

ſeine Menſchlichkeit höher denn ſeine Herrſcherwürde geachtet hatte. Ich dachte mir dies edle, ſanfte, ſchöne Profil, das ich vor einigen Jahren mit Bewunderung angeblickt hatte, dachte es mir mit jenem Diadem geſchmückt, das Ludwig unfreiwillig angenommen, freiwillig wieder von ſich wies. Er wollte nicht herrſchen, nicht unterjochen, er wollte glücklich machen! — Wie oft ſprach er dieſen Gedanken vor mir in den duftenden Fichtenwäldern des Böhmer Bades aus, als er von der glänzenden Vergangenheit nichts mehr beſaß denn ſein Bewußtſein; wie oft gedachte er Hollands, als eines geliebten Kindes, dem er hatte wohlthun wollen und das er mit Schmerz aufgegeben hatte. Alle dieſe Gefühle waren ſanfter, weiblicher Art; er bewegte ſich in einem beſtimmten Ideenkreiſe, der durch ein durchaus weiches Gemüth bedingt war. Auch ging ein Klagehauch durch die Saiten ſeiner Seele, von dem ich nicht wußte, ob er dem eignen oder fremden Schickſale galt.

Vom Thurme des Pallaſtes aus überſah ich das ſilbernſchillernde Meer. Der Horizont vermählte ſich mit ihm, hob ſich und ſank. Graziös ſchien uns das lebendige Element zu locken, hinaus trieb es uns zu dieſer Unendlichkeit, die am klarſten zeigt, wie klein

des Menſchen Daſein iſt und wie nichts in ihm wichtig bleibt, als das Wollen, das die That erſetzt.

Dicht neben dem königlichen Pallaſte ſteht die neue Kirche, im Gegenſatz mit der alten alſo genannt, alt auch, obwohl nicht ſchön. Hinter einer Kanzel, die im Schiff der Kirche errichtet iſt, ruht etwas hart auf marmornen Trnphäen gebettet der Admiral Ruyter, deſſen Andenken in Basreliefs und in Volkserzählungen den Holländern heilig iſt. Die Kanzel, die davorſteht, dient zu Trauungen, die hier in einem, mit einem grünen Gartengeländer eingezäunten Raum verrichtet werden. Der Zufall wollte, daß eine ſolche Feierlichkeit in unſerm Beiſein ſtattfand. Gar irdiſch war dem Brautpaar zu größerer Bequemlichkeit ein Sopha zum Sitzen und Stövchen (Fußwärmer) hingeſtellt worden. An beiden Seiten nahmen im Halbkreis die Hochzeitsgäſte Platz; ein wohlgenährter Prediger hielt die Rede von der Kanzel herab, die Braut hörte im Hut und Shawl zu; die ganze Ceremonie kam mir unſchön und ich muß ſagen undemüthig vor. Es war nicht jene heiße Andacht, die uns bei großen Ereigniſſen erfaßt und uns zu den Stufen der Altäre treibt; es war nicht jenes Hingeriſſenſeyn, das uns heilige Entſchließungen entlockt, es war das conventionelle Uebereinkommen

zweier Menſchen, die ſo erträglich wie möglich, aber auch vielleicht ſo gleichgültig wie möglich, ihre Lebensaufgabe neben einander abhaspeln wollen. Vielleicht bin ich ungerecht und hart, aber der Eindruck ſchmerzte mich, und ich erholte mich erſt bei dem Anblick einer andern leeren Kanzel, die in der Mitte der Kirche kunſtreich aus Holz geſchnitzt die vier Evangeliſten auf ihren Thieren darſtellt. Die Arbeit iſt ſo ſchön, daß ſie dem Meiſter Vinckenbrink faſt ein Menſchenalter, vierzig Jahre, gekoſtet haben ſoll.

Das Intereſſanteſte in Amſterdam ſind wohl die Docks, die ganz in der Art der Londoner die Waaren unmittelbar aus den Schiffen empfangen, von wo aus ſie in die Magazine, die daneben ſtehen, aufgenommen werden. Auf der einen Seite ſieht man an ihnen nach alphabetiſcher Ordnung europäiſche Namen, Antwerpen, Hamburg, Brüſſel, Archangel, London, auf der andern ruft uns Batavia den Stolz Hollands, ſeine ſüdlichen Beſitzungen, die blühende Jugend ſeines Handels zu. Hier erſt hat man einen Begriff von der Macht des Gewinnes, von der Ariſtokratie der Kriegsſchiffe, von den zur Demokratie ſich hinneigenden Kauffahrern. Die Seele dehnt ſich bei dieſem Eindruck. Hinaus möchte man ins Leben, die Hoffnungen ſchwellen wie weiße Segel; kampfluſtig

fordert man Schickſal und Zufall heraus; den Horizont, den immer weiter fliehenden Horizont möchte man erreichen, oder tief in das Meer ſteigen und ſo recht eigentlich erſt wiſſen, was die Welt und was ihre Anforderungen ſind. Da ſich indeß dieſe Hochmuthsträume nicht erfüllen ließen, ſo wanderte ich demüthig genug durch die Plantage, die, mit kleinen Muſcheln beſtreut und mit niedrigen Landhäuſern beſetzt, ganz das Anſehen eines kleinen Badeorts hat.

Die Plantage war früher ein Wall; jetzt zum Spaziergang umgeformt und von der Mittelclaſſe dann am meiſten beſucht, wenn die Vornehmen und Reichen den ungeſunden Ausdünſtungen der Amſterdamer Kanäle im Sommer auf der Landſtraße nach Harlem hin entfliehen, bietet ſie an Bäumen, was ein ſo undankbarer Grund und Boden nur liefern kann. Sie iſt freundlich und klein und gewährt ſicher am Sonntag, wenn die ſchmucken Holländerinnen, mit ihren Herzliebſten am Arm, das Freie ſuchen, einen gar lieblichen Anblick. Ich habe mich des ſchönen Schlags Menſchen, der dieſe Küſte bewohnt, mehr als einmal, beſonders aber der Frauen erfreuet, die mit ihrer ſchneeigen Haut und ihren Roſen auf den Wangen das Bild der Geſundheit und einer reinen Naturkraft ſind. Schade iſt es, daß ihre Kopfbekleidung ihnen die

ſchönſte Parthie des weiblichen Antlitzes, die Schläfe mit ihrem bläulichen Geäder und die zarten Conturen der Wangen verhüllt. Auch der Nacken und der ganze Bau des Körpers iſt viel zu ſehr verſteckt. Es mag wohl ſchön ſein, züchtig errathen, nicht erblicken zu laſſen, was die Natur an Reiz und Schönheit verleiht, ja, ich habe mir oft im Stillen gedacht, daß die Mütter dafür ſorgen ſollten, ihren Töchtern eine jungfräulichere Kleidung als die jetzige zu geben, allein ich bin auch keine Freundin von Uebertreibung, namentlich wenn ſie wie hier an das Gebiet des Unſchönen und Ungraziöſen ſtreift.

Im Muſeum des Königreichs der Niederlanden, wie hier in Amſterdam pomphaft eine, doch im Grunde unbedeutende Gemäldeſammlung genannt wird, begegneten uns wieder ſchöne holländiſche weibliche und männliche Geſichter, die meiſt von den älteren Malern ausgeführt ſind, welche Holland zu einem Italien des Nordens umgeſchaffen haben. Am liebſten unter dieſen Malern bleibt mir Rembrand und Gerhard Dau, ſo wie ich mir vorzugsweiſe durch Rubens und van Dyk die flamländiſchen Gebilde vor Augen führen laſſe. Rembrand iſt vielleicht der Oſſian der Holländer, das düſterflammende Genie, das durch ſeine ſpärlich angebrachten Lichter ſeltſame Effekte

hervorbringt. Rembrand war arm geboren, es trieb ihn nicht hinaus in die Weite, er machte keine Kreuz- und Queerzüge nach Italien, er bildete ſich ſelbſtſtändig, vielleicht einſeitig aus; er ſtudirte nicht, er ſah, und was er ſah, das gab er wieder, ſchlecht und recht, einfach und wahr, wie das Land, das ihn gezeugt, und die Hütte, die ihn beherbergt hatte. Anders war es mit Rubens; Rubens hatte ſeine Gebilde an ſeine Ideale geknüpft. Er liebte das Schöne, er träumte von dem Vollendeten, er ſtrebte nach dem Vornehmen; er war reich, er war glücklich, er durfte der ihm inwohnenden Genußſucht folgen; er durfte in den Geſtalten einer Eva, einer Venus, ſeiner eignen ſchönen Gattin Helena Formaes, all' die Durchſichtigkeiten jener Carnation auf die Leinwand zaubern, an denen Holland reich iſt. Wer mag glücklicher in ſich geweſen ſein, Rembrand, der ſeine Einfachheit liebte, der nicht aus dem Kreiſe trat, den der Zufall um ihn gezogen hatte, oder Rubens, der an Höfen geduldet, vom Ehrgeiz unfehlbar geſtachelt, groß und vornehm that und vielleicht die Erde zu Zeiten zu ſehr liebte?

Die Holländer haben eine wahre Leidenſchaft für chineſiſche Produkte und namentlich für die chineſiſchen Porzellangegenſtände. Nicht allein, daß die Häuſer

4

Digitized by Google

der Vornehmen damit oft im Uebermaaß geſchmückt ſind, auch die arbeitende Klaſſe, die Bauern und einfachen Bürgersleute haben ihre Schränke mit Vaſen und Taſſen gefüllt. Unſer Lohnbediente führte uns in ein Magazin, das mehrere Stockwerke hat und in dem ſowohl an Porzellangegenſtänden, als an Lackwaaren, die koſtbarſten Dinge aufgehäuft waren. Beſonders bewunderte ich die nickenden Pagoden, die uns ſo freundlich willkommen hießen. Sie ſaßen da mit ihren häßlichen, zuſammengekauerten Körpern, mit ihren beweglichen Händen, Köpfen und Zungen, als gäbe das Leben nur einen Reiz: die Contemplation. Man hätte ſie beneiden können, dieſe lebloſen, beweglichen Figuren, wenn ſie nicht nebenbei ſo zerbrechlich geweſen wären.

Komiſch iſt die Sitte der Stövchen. Sobald man ein Haus betritt, ſo wird einem ſtatt des Fußkiſſens das Feuerfaß untergeſchoben. Es iſt bei den Holländern zur Höflichkeitsform geworden, wie es im Orient unerläßlich nothwendig wird, dem Fremden Waſchwaſſer und Wohlgerüche bei ſeinem Eintritte in ein Haus zu reichen.

Man hat mir den Amſterdamer Blumenmarkt als eine Hauptſchönheit der Stadt empfohlen; ich konnte ihn nicht ſehen, er findet nur alle Montag ſtatt, dennoch giebt es Blumen und in dieſer Jahreszeit na-

mentlich Hyacinthen, die man auf der Straße in zierliche Sträuße gebunden verkauft und die alle fröhlichen Farben in ſich vereinen. Außerdem ſind ganze Magazine vollgefüllt mit buntgemalten Blumentöpfen, und kleine grüne Stöcke mit goldnen Knöpfen dienen den Kindern des Frühlings zur Stütze. Man ſieht es wohl, Harlem mit ſeinen Hyacinthen- und Narciſſenfeldern iſt nicht weit, es wetteifert mit den ſchmucken Holländerinnen an Friſche und Schönheit. Welche Poeſie liegt doch in den Blumen; ihr erſter Frühlingsduft erinnert an ſtarke, leidenſchaftliche Wünſche, an das Glück, das der Menſch erlangen darf und was ihm ſo ſelten wird. In den Blumen ſehe ich beglückte Geſchöpfe, die in der ganzen Schönheit ihrer Formen, in dem ganzen Ausdruck einer ſtillen Befriedigung daſtehen. Wer ſähe auch nicht in den einzelnen Naturerſcheinungen eine Andeutung jenes Geiſtes, der uns anzieht, der uns zittern, der uns glauben macht?

Im Sonnenſchein gewinnt Alles an Pracht und Lieblichkeit, wir haben's empfunden, als wir aus unſerm großen, faſt unheizbaren, mit Oelgemälden verzierten Zimmer, bald auf dem Prinzen-, bald auf dem Kaiſer-, bald auf dem Herrngracht wanderten; wir waren erſtarrt, und die lieblichen, lockenden Strahlen ſind uns bis in's Herz gedrungen. Den

holländiſchen Kindern mochte eben ſo ſein wie uns; ſie jubelten an den Canälen herum und freuten ſich, daß nun endlich der Frühling da ſei, dieſe ſchönſte Zeit des Jahrs, wo der Winterſchlaf aufhört und man das Pulſiren der Natur nachempfindet.

Abends beſuchten wir zuerſt das holländiſche Theater, dann das Volks- oder Nationaltheater, das hier den franzöſiſchen Namen variétés führt, endlich das franzöſiſche Theater, da an jenem Abend keine italieniſche Oper war. An der Verſchiedenheit und Menge der Theater bemerkt man die große Stadt; an andern Dingen glaubt man zuweilen die kleine zu erkennen. Das holländiſche Theater wird zwar ein proviſoriſches genannt, ſteht aber ſchon ſeit fünfundvierzig Jahren. Es iſt nicht groß, nichts weniger als elegant, aber gut erleuchtet; es hat drei Ränge, wovon mir jedoch nur einer faſhionabel erſchien. Da die holländiſche Bühne nicht ſehr reich an Originalſtücken iſt und der Ueberſetzungsunfug überall wie ein Krebs um ſich frißt, ſo war denn auch diesmal das Theater gepreßt voll, um den »Tyrannen von Padua« zu ſehen. Dieſer Tyrann von Padua mit einer langen hagern Geſtalt ausgeſtattet, das franzöſiſche Pathos auf das holländiſche Phlegma übertragend, ſchien mir faſt komiſch; er machte ſo fürchterlich große

Schritte, zitterte ſo allgewaltig mit der Stimme, brachte für ein deutſches Ohr ſo wunderbar grelle Töne hervor, daß ich faſt glaubte: die Holländer wollten Victor Hugo parodiren. Aber es war ihr Ernſt, ihr ſehr großer Ernſt, ihn ſeiner würdig aufzuführen, das ſah ich an Rodolpho's trauernder Miene und Thisbe's ſchönen Kleidern.

Was iſt man doch ungeſchickt, wenn man die Landesſprache nicht verſteht und nun vollends eine, die klingt, als müſſe man ſie gleich einer bekannten verſtehen und die ſich doch zum Deutſchen, wie der Rechenpfennig zum Golde verhält! Recht ſchön erſchien mir Thisbe's Organ; Catharinens Stimme bekam ich nicht zu hören; wir verließen vor ihrem Auftreten das holländiſche Theater, um es mit den Variétés zu vertauſchen. Aber Himmel, ſtatt eines Theaters eine Tabagie! Alle Plätze ſind hier gleich, es ſind Bänke in den Saal geſtellt, und davor ſind hie und da kleine Tiſche angebracht, um neben dem Genuß des Rauchens auch den des Eſſens und Trinkens zu haben. Natürlich iſt dieſes Theater Volkstheater; ich bin daher weit entfernt zu glauben, den ſchönen Frauen oder Fräulein von Amſterdam fiele es je ein, ihre zarte Naſe in die unäſthetiſchen Tabaks- und Grogsdüfte zu ſtecken; unſer Eines aber, die der-

gleichen Merkwürdigkeiten nicht zu Hauſe ſieht, ſucht ſie wenigſtens in der Fremde auf. Die Evanatur verleugnet ſich nicht.

Ich kam in den variétés neben einen gar freundlichen, dicken Holländer zu ſitzen, der behaglich aus ſeiner thönernen Pfeiſe mir blauen Dunſt vormachte, mich aber nebenbei auch die Vortrefflichkeit des Spiels und die Grazie der Vaudevilles-Geſänge fühlen laſſen wollte. Ich fand für beides keine Sympathie in mir; der Dampf benebelte mich, ich mußte unwillkürlich an einen gewiſſen Major denken, der einmal einen Sopha für eine Inſel und eine blaue Tapete für das Firmament angeſehen hatte; und den dicken Holländer fliehend, der wie Gott Zeus Gewitterwolken um ſich ſchuf, kam ich endlich in's gelobte Land, in's franzöſiſche Theater. Für uns in Wahrheit ein gelobtes Land, denn hier konnten wir verſtehen, beurtheilen, genießen, kritiſiren; hier wehte etwas von jener verführeriſchen Pariſer Luft, die eindringlich iſt, hier endlich herrſchte Heiterkeit und Anmuth, die den Holländern bei all' ihren vortrefflichen Eigenſchaften abgehen. Die Holländer amüſiren ſich nicht: das Amüſiren iſt eine Anſtrengung, und Anſtrengung iſt dem Nationalcharakter zuwider, aber ſie ſind ausdauernd und beſitzen eine gewiſſe moraliſche Kraft, die ihnen

Berge verſetzen hülfe. Dabei wohnt ihnen ein derber, feiſter Egoismus inne, der die zarteren Gefühle verſcheucht und ſie unliebenswürdig in der Tugend, kalt in der Hitze macht.

Um wieder auf das franzöſiſche Theater zurückzukommen, ſo hatte ich die Ueberraſchung auf der kleinen, faſt zu beſchränkten Bühne, eine Schauſpielerin wieder zu erkennen, die vor zehn Jahren l'enfant gâtée des Petersburger Publicums geweſen war. Ich ſage vor zehn Jahren! Die unerbittliche Zeit, die ihre Zahlen auf die zarteſten Formen mit ihrem eiſernen Griffel ſchreibt, hat auch ſie nicht verſchont. Sie iſt alt geworden; häßlich, die jung, die hübſch war. Zwar giebt es eine Schönheit, die den Jahren trotzt, zwar hebt ſich der Geiſt mit ſeinem Flügelſchlage über die ſchleppenden Minuten, die immer ein Sandkorn mehr auf den Grabeshügel der Generationen häufen, aber eine ſolche Schönheit wird nur von ſeltenen Menſchen beſeſſen. Daß der Menſch ſterben muß, begreife ich, er ſoll ein anderes, beſſeres Leben haben, ich glaub's, aber daß er alt, gebrechlich, ſich und Andern zur Laſt werden muß, daß aller Schmelz, alle Farbe, alle Rundung von ihm weicht und er daſteht, wie ein häßliches Conterfey von einem lieblichen Originale, das betrübt mich ſo, daß ich keinen alternden Menſchen ohne tiefſtes

Mitleid ins Geſicht ſehen kann. Wer doch jung ſterben und ſich nicht ſterben zu ſehen brauchte!

II.

Das Wetter hat uns auf unſerer Fahrt nach Nordholland begünſtigt. Schon um neun Uhr Morgens hatten wir Beſitz eines Räderſchiffes genommen, das, ſtatt von Dampf, von Pferden getrieben wird, und hatten von ſeinem Deck herab die Ausſicht auf das aus der Fluth emporſteigende Amſterdam, das bald majeſtätiſch, bald freundlich ſich am Horizont mit den hie und da hervorragenden Thürmen hinzieht. Jenſeit des Y, das wir durchſchnitten, nahm uns ein Wagen auf und führte uns im ſchnellſten Trabe nach dem Dorfe Broeck, deſſen Reinlichkeit weltberühmt iſt. Der Weg ſchlängelt ſich auf den Deichen hin, die mühſam die Fluthen abhalten. Hie und da ſteigt ein rothes Ziegeldach mit einer Windmühle aus dem Wieſengrund hervor, dann langt man an den vor funfzehn Jahren völlig vollendeten Nord-Canal, der Amſterdam erſt eigentlich durch dieſe Verbindung mit dem Helder, Antwerpen gleichgeſtellt hat, denn indeß ſonſt die mächtigen Kauffahrer mit widrigen Winden in der Süderſee wochenlang zu kämpfen hatten, ehe ſie den ſchützenden Hafen erreichten, gelangen ſie jetzt ohne

Schwierigkeit durch den Canal in die Stadt, eine Verbeſſerung, die zwar über zwölf Millionen Gulden gekoſtet hat, die aber in der Zukunft reichliche Zinſen tragen wird. Das ſcheint mir überhaupt ein Hauptzug an den Holländern, daß ſie zwar bis zur Knickrigkeit öconomiſch ſind, daß ſie aber dennoch für das Gemeinwohl große Opfer zu bringen wiſſen. Sie führen ein behagliches Stillleben, das zwar keine Leidenſchaften zuläßt, das indeß vielleicht die Nationalkraft, ſtatt zu ſchwächen, nährt. Auch hat dieſe Kraft ſchon Großes geleiſtet, und die holländiſche Geſchichte, ſie ſei grau wie das Alterthum, oder friſch wie der ſmaragdene Broeckner Wieſengrund, beweiſt, daß nicht immer Phlegma dieſem Volke inwohnt.

Iſt man mit dem Wechſel der Regierung im Anfang nicht ganz zufrieden geweſen, — es iſt natürlich, daß ein Volk wie das holländiſche vor jedem Wechſel erſchrickt, — ſo faſſen die Holländer jetzt täglich mehr Herz zu ihrem neuen Fürſten. Betrübend ſind die großen Abgaben, die Land- und Stadtbewohner drücken; ſie mögen unvermeidlich ſein, aber ſie hemmen das freie, friſche Leben, ſie zwingen an den Pflug wenn die Pſyche einmal, ſelbſt in Holland, die Flügel heben möchte.

Es iſt Alles förmlich in einer holländiſchen Bau-

ernwohnung. Der mit Kacheln belegte Heerd in der Mitte, auf dem Fußboden eine zu Stahl polirte Eiſenplatte, die das Feuer aufnimmt, zierliche Fußmatten im Zimmer wie in der Küche, weiß und blau geſprenkelte Porzellanteller, die rings an den Wänden auf Börtern ſtehen, rothwangige Mädchen ſittſam am Arbeitstiſch, kaum ein verſtohlenes Kopfnicken, wenn ein Fremder ſich naht, die Hauben ſteif, die Kleider ſteif, die Häuſer und Gärten ſteif . . . wo fände ſich hier Platz für ein Gefühl, das Poeſie heißt? Broeck gefiel mir und ängſtigte mich; ich hätte es gern etwas unordentlich gemacht, wie die Kinder, die eine Schachtel voll Häuſer und Bäume haben und ſie ungeduldig durcheinanderſchütteln. Die Häuſer, die links und rechts an den mit ängſtlicher Regelmäßigkeit getäfelten kleinen Dorfwegen ſtehen, ſind meiſt grün angeſtrichen und haben alle nach vorn eine geſchloſſene Thür, die nur bei Hochzeiten, Taufen und Begräbniſſen geöffnet wird; im gewöhnlichen Leben haben die Hausbewohner eine Hinterthür, durch die ſie aus- und eingehen. In der Mitte des Dorfes iſt ein großer Teich, deſſen cryſtallreines Waſſer genugſam Material zur Reinigung all der Gegenſtände bietet, die mit Oelfarbe angeſtrichen ſind, die Bäume nicht ausgenommen, die ſich wunderbar genug in dieſen

künſtlichen Kleidern ausnehmen. In den überaus ſchön gehaltenen Viehſtällen unterhielt mich der bizarre Anblick der reſpectiven Schwänze, die alle mit Bindfaden an der Dachung feſtgebunden ſind, um die unvermeidlichen Natürlichkeiten ſo ſpurlos wie möglich an den reinlich gehaltenen Thieren vorübergehen zu laſſen.

Eine mit klappernden Holzſchuhen aus der Schule heimkehrende Kinderſchaar erfreute mir Herz und Auge. Die Kleinen jubelten und ſchrien im Sonnenſchein und ſprangen nach Art der franzöſiſchen Kinder über Stricke, die ſie mit beiden Händen unter ſich wegſchwangen. Da war denn doch eine gewiſſe Lebendigkeit zu gewahren, die im Uebrigen dem Dorfe abzugehen ſcheint; es iſt wirklich, als verböten ſich die Leute das ſchnellere Gehen, um die zierlichen Muſcheln, die vor den Häuſern im Gärtchen geſtreut ſind, nicht aus der Lage zu bringen.

In Zaardam ſahen wir das wie eine Reliquie bewahrte Häuschen Peters des Großen, in dem er als Zimmermann hauſ'te. Es hat eine ſteinerne Hülle bekommen, iſt aber ſonſt noch ganz ſo, wie es vor faſt zweihundert Jahren ſtand. Mich wehte aus ihm, als die Thüre aufging, ein Gefühl an, als beträte ich eine Todtengruft. Die Geſtalt Peters des Großen glaubte ich zu erblicken, wie ſie rieſenhaft das ganze unge-

heure Reich umfaßte, über ihm, wie das Schickſal lag und ſein Schickſal ward.

In eine feierliche Ruhe verſenkt, hörte ich von weitem die bleichen Meereswellen kommen und gehen, ihre ewig gleiche Bewegung, ihre flüſternden Töne. Dazwiſchen ſchlug eine Nachtigall ihr erſtes, ſchüchternes Lied. Ich dachte an den Frühling der Welt und an den Frühling des Lebens, an die Jahre, die vorübereilen, von der vergangenen zu der zukünftigen Ewigkeit, von den Träumen zur Enttäuſchung, von der Enttäuſchung zur Vernichtung. Was vom Leben fordern, was ihm abgewinnen? Leitet der Verſtand die Reſultate? Jede Urſache ſchien mir unſichtbar, jeder Ausgang ungewiß. Die Formen ändern ſich, die Dauer wird erſchöpft. Der Menſch gleicht dem Meteor, das im Raume ſchwankt und ſich verliert. Was gedacht war, geſtaltet ſich anders, als es gedacht war; nichts nimmt ſich ſo aus, als es wirklich beſteht. Wir erkennen wohl die Beziehungen, aber nicht den eigentlichen Grund der Dinge, wir ſehen wohl den Abglanz, aber nicht die Sache. — Ob das Glück, das wir ſuchen, nicht ein tief begründetes Geſetz der Natur iſt? Ob das Wohlſein, das wir träumen, nicht vorherrſchend iſt in der Gefühlswelt? Und wenn wir das Glück, das Gleichgewicht, die Harmonie des Wohl-

ſeins nicht als Zweck des Lebens betrachten dürfen, was iſt denn Zweck? Was die Bedingung des Daſeins iſt, iſt auch ſeine Qual. Ich fühle, ich denke, ſagt der Menſch, der Wahrheit ſucht. Aber wir haben keine Geſetzgeber, aber das Genie hat die Räthſel in der Geſellſchaft nicht löſen, die Einheit nicht finden können; wir werden hierhin und dorthin geſchleudert, wir ſuchen, wir ahnen, aber wir erkennen, wir erklären nicht. Wenn der Glaube von uns weicht, iſt Alles leer, ſchmerz- oder ſchreckhaft; wenn er naht, iſt Alles Freude, Alles Hoffnung, Alles Harmonie. Eine entfernte Stimme, ein noch ſo leiſes Tönen, das Rauſchen der Zweige, das Rieſeln des Waſſers, Alles gewinnt Geiſt und Gehalt. Der Himmel färbt ſich, die Erde duftet, das Herz öffnet ſich. Große Menſchen erſcheinen, ſie weiten den Ideenkreis, ſie ſind die Schickſalslehre.

Faſt erſchrak ich, als Peters Bild mir an der Wand in Lebensgröße entgegentrat. Ich liebe dieſes edle Antlitz, das Blitze und Strahlen ſendet, aber es ſtört mich, daß ſo viele Reiſende ihre Namen an die Wände dieſer Behauſung geſchrieben haben. Wozu die Profanation, die nichts iſt als Uebermuth? Wen große Menſchen nicht demüthig machen, der hat keine Demuth, oder doch wenigſtens keinen innern Maaß-

ſtab. Ja, ich liebe dieſe ernſten, ſchönen Züge des nordiſchen Herrſchers, er hat nichts an ſich als ſeine Menſchenwürde, nichts über ſich als ſeine Gedanken. Raſch trieb er den Felſen der Barbarei auseinander, gewaltſam zerſprengte er das Gängelband einer ganzen Nation, er gab ihr Selbſtbewußtſein, dieſes höchſte Gut, dieſe unzerſtörbare, ewig emporſtrebende Kraft, er gab ihr Geſetze, er gab ihr Wiſſen. Denkend ſchweift das Auge aus dem Bilde in die weite Ferne; die Hand hält den Zirkel; die Athletenbruſt iſt von Erwartung geſchwellt, ein Schiff hat er banen gelernt und an Kronſtadt, an Petersburg denkt er. Es treibt ihn zurück, er hat geſchaffen, nun will er benutzen und genießen.

Ein großer Uebelſtand in Amſterdam iſt der Mangel an Trinkwaſſer. Ueberall weite Waſſerflächen, Canäle, Flüſſe und Meere, nur kein erquickendes, rieſelndes Quellwaſſer, nur kein friſcher Trunk aus hohler Hand, nach einem ermüdenden Gange gethan. Die Amſterdamer haben Luxusartikel in Menge, koſtbare Weine, Südfrüchte, Leckerbiſſen, aber ſie haben kein Waſſer. Es wird ihnen wohlverwahrt in Krügen aus Utrecht gebracht, zuweilen auch ſendet es ihnen der Himmel in Strömen hernieder; dann fangen ſie es auf und bewahren und genießen es wie Manna. Jetzt

wird an einem arteſiſchen Brunnen gearbeitet, von dem man aber den Erfolg noch nicht kennt.

Die Juden bewohnen, wie in Frankfurt, einen eigenen Stadttheil. Das ſchachernde, eigenthümliche Volk, das weder rück- noch vorwärts ſchreitet, das von einem Tage zum andern lebt, immer hofft, immer arbeitet, immer wartet, das die Sitten des Orients in den Norden verpflanzt hat, zählt hier an zweiundzwanzig Tauſend Köpfe. Ich möchte für meinen Theil, daß die Juden emancipirt würden, ſie würden anders, beſſer, edler, kühner, großmüthiger ſein, wenn ſie freier wären. Es iſt mir oft geweſen, als ſeien wir Chriſten ſelbſt Schuld an all' dem Kleinlichkeitsgeiſte, über den wir uns, den Juden gegenüber, beſchweren. Man ſperre eine Pflanze in einen engen, ſchattenreichen, kalten Ort, oder man gebe ihr friſche Erde, Sonne und Luft, und ſie wird entweder verkrüppelt oder früchtetragend, farblos oder erglühend ſein. Der Hauptinduſtriezweig der Amſterdamer Juden iſt die Diamantſchleiferei. Unſer Lohnbediente erzählte uns, der vorige König habe einmal einen Diamanten für hunderttauſend Gulden verkauft. Und was machte der Käufer mit dieſem Schatze? fragte einer aus der Reiſegeſellſchaft. — Er wird ihn wohl in tauſend kleine Diamanten zerſchlagen haben, antwortete ſuperklug der

Diener. So natürlich die Hypotheſe, ſo barok der Gedanke. Wie Alles in der Welt, ſo auch die Edelſteine. Je größer, je reiner, je tadelloſer ſie ſind, deſto höher der Werth. Die kleine Brut wird verächtlich bei Seite geſchoben, ſie kann als Zierrath und Einfaſſung, nicht als Centrum dienen.

Was mich in Amſterdam betrübt hat, iſt der Anzug der Findlinge, die ſchwarze und rothe Jacken, das heißt einen ſchwarzen und einen rothen Aermel, gleich den Verbrechern in den Strafhäuſern, tragen. Dieſer Anzug hat etwas, das das Menſchliche in uns beleidigt. Wir ſollten jenen Unglücklichen, die früh aus dem väterlichen Schooß in ein fremdes Terrain verpflanzt ſind, wohlthun, und thun ihnen weh. Wir rufen ihnen in unſeren Einrichtungen zu: Ihr ſeid allein, Ihr habt Niemand als den Staat! Ach, wie marmorkalt iſt der Staat für das ſchlagende Herz, das ſich vergebens nach einem ihm verbrüderten ſehnt!

Wir machten die Fahrt von Amſterdam nach Harlem auf der wohlorganiſirten Eiſenbahn. Einige rauchende Holländer beſtiegen mit uns den Wagen. Der Holländer — und dies hängt mit dem Clima zuſammen — iſt ſo an das Rauchen gewöhnt, daß es ihm zum Lebensbedürfniß geworden iſt. Außer in den Kirchen, habe ich ſie überall rauchen ſehen. Kein Zim-

mer, das nicht ſeine Anzahl thönerne Pfeifen, ſeinen Tabak und ſeinen Fidibus beſäße. Die Gegend zwiſchen Amſterdam und Harlem bietet nichts Merkwürdiges dar. Die Wieſen ſtanden noch unter Waſſer, und die hie und da weidenden Kühe trugen Rückenbedeckungen. Das Meer vor Harlem iſt durch rieſenartige Schleuſen mit dem Süderſee in Verbindung geſetzt. Schleuſen und Canäle ſind das holländiſche Geader, Waſſer . . . das Blut des Landes.

Wer kennte nicht wenigſtens aus den Reiſebeſchreibungen die Orgel in der Kirche St. Bavon, die mit ihren fünftauſend Pfeifen Gewitter nachahmt und in zarten Geſängen die Seelen der Gläubigen zum Himmel trägt?

Sonderbar fällt einem, als wahre Curioſität, die Statue des Lorenz Janſohn Koſter in die Augen, die auf dem Markte ſteht und den die braven Holländer auf Treu und Glauben für den Erfinder der Buchdruckerkunſt angenommen haben. Die beſcheidenen Zweifel, die wir in das Verdienſt des Mannes ſetzten, erregten offenbar großen Unwillen. Sie lieben ihren Koſter wie wir unſern Guttenberg. Immerhin! es iſt ja gleichgültig, wie ein Ding in die Welt kam; nur daß es kam, iſt wichtig. — Das allerliebſte Holz, in dem Koſter, wenn nicht das Feuer, doch ſeine Lettern

vom Himmel holte, umſchließt ein königliches Schloß, in dem Ludwig Bonaparte vorzugsweiſe gern hauſ'te. Es iſt in einem edeln italieniſchen Styl gebaut und bietet den Blick in das Grün und auf weidendes Wild, das ſich im Sonnenſchein ſo heiter hinter Buſchwerk bewegte, als gäbe es kein tödtendes Blei und noch weniger lauernde Jäger. Die kleine Gemäldeſammlung, die das Muſeum im Luſtſchloß bewahrt, beſteht aus einigen hundert Bildern von noch lebenden holländiſchen Malern. Unter ihnen ſteht auf der einen Seite des Saals das große Gemälde, das die Schlacht von Waterloo darſtellt, Wellington in der Mitte, und auf der andern hat der Prinz von Oranien die Wand gefüllt. Dargeſtellte Kriegsſcenen haben etwas Herzzerreißendes; ohne Blut, ohne verzerrte Todtenzüge, ohne Pulverdampf, ohne verſtümmelte Glieder geht es ſelten ab. So wende ich mich lieber von da auf liebliche Naturgegenſtände, auf Stillleben, auf Waldgegenden. Da fällt die Unruhe des Lebens von uns, und der grüne correcte Baumſchlag ſtreckt ſich faſt mit ſeinen Zweigen aus der Leinwand heraus, gleichſam als wolle er auch uns, die müden Wanderer, umſchatten.

Harlem iſt die Wiege des Linnéeſchen Syſtems. Hier ordnete und bildete dieſer klaſſiſche Geiſt ein

Digitized by Google

Lehrgebäude, das der Leitfaden der Botaniker in dem Labyrinth der Pflanzenwelt wurde. Was aber iſt Wiſſenſchaft, Claſſification und Kunſt gegen den unergründlichen Reichthum der Natur? Das dachte ich, als ich vor den Harlemer Thoren jene Narciſſen, Hyacinthen und Tulpenfelder ſah, die mit ihren Wohlgerüchen die Luft benebelnd durchziehen, die mit ihrem Farbenſchmelz die Erde meilenweit bekleiden und heftigere Leidenſchaften unter den Holländern erregen, als eine ſchöne Frau ſich ihrer zu rühmen hätte. Unter allen Liebhabereien, das Wort deutet faſt Spielerei in der Liebe an, ſcheint mir die für die Blumen die poetiſchſte. Haben dieſe zart organiſirten Weſen nicht ein ſtilles heiliges Leben, wenn auch keine Willensfreiheit in ſich? Sind ſie nicht dem Geſetze, das uns dem Lichte und der Wärme zutreibt, unterworfen, erfordern ſie nicht unſere Pflege, unſere beſtändige Sorge, ja unſere ſchützende Liebe? Kinderloſe Frauen ſollten ſtatt Hunde und Katzen Blumen ziehen, es würde ihnen die Seele weiten, nicht engen.

In einem der Hauptgärten Harlems führte uns der Beſitzer ſelbſt umher. Er war ein gar freundlicher Mann, der ſich zwar im Anfang etwas mit ſeinem Blumenreichthum, mit ſeinen zehn Millionen Zwiebeln, mit ſeinen neuen, nie geſehenen Abarten, beſonders

mit einer Hyacinthe brüſtete, die er zu tauſend Gulden zu verkaufen hoffte, der aber dann auch hübſche, gemüthliche Seiten herauskehrte, die ihn mir faſt lieb machten. »Man muß die Blumen zart behandeln,« ſagte er, »ſie haben ihren Organismus, ihr Gefühl, ihre Seele. Ich laſſe keine abſchneiden, ehe ſie nicht ihre völlige Reife erlangt hat, dann mag ſie dem Meſſer und dem Tode anheimfallen, aber ſie muthwillig vor der Zeit tödten, das halte ich für Unrecht; ja meine Burſchen haben Befehl, ſie nicht einmal hart zu berühren. Sie müſſen mit ihnen umgehen, als ſeien es Kinder, die wir doch auch mit ſchonender Hand angreifen.« Der Umgang mit Blumen ſcheint eine gewiſſe Kindlichkeit in der Seele zurückzulaſſen, die die übrigen Lebenszwecke ſcheucht. Naturforſcher ſind meiſt zuverſichtliche, heitere, gemüthvolle Menſchen, vielleicht weil ſie etwas Höheres als die gewöhnlichen Berufsbeſchäftigungen gefunden haben. Der Verſtand hat nun einmal irgend etwas im Leben nöthig, das ihm ſein Gefängniß hienieden entweder verhüllt oder verklärt. Der Eine lehnt ſich an ſeine Brüder und er irrt, der Zweite an die Wiſſenſchaft und ſie reicht nicht aus, der Dritte an die Religion und ſie heilt ihm nicht den Zweifel, Alle aber fühlen das Bedürfniß des Anlehnens, und in ihm liegt ihre

Kraft und ihre Schwäche, ihre Demuth und ihre Kühnheit.

Der eigentliche Schmuck Harlems ſind Blumenbeete; die Stadt iſt damit wie eine Inſel mit Waſſer umgeben. In dem farbigen Meer erheben ſich, zwiſchen den Hyacinthen und Narciſſenwellen, ſtämmige Kaiſerkronen oder Roſenſträuche, die allenfalls eine Flotte mit ihren Maſten vorſtellen könnten. Alle dieſe Blumen, dieſe Geſträuche, dieſe ſaftigen Stengel tragen den Character des Wohlſeins. Man kann Harlem nicht ohne den Gedanken verlaſſen, daß hier eine träumeriſche Exiſtenz wie im Orient möglich wäre, obwohl das Rauſchen, das Flüſtern der Bäume wieder an die Leidenſchaften, an die Unruhe des Daſeins, an erlebtes Unglück erinnern. Und dennoch hängt der Menſch am Leben, ſo oft er auch gegen daſſelbe polemiſirt. Er iſt wie das Moos, das den Felſen bedeckt, er ſaugt ſich feſt an ihm, und was auch kommen mag, Sturm oder Stille, Sonnenſchein oder Nacht, er läßt das Daſein ſelten freiwillig, immer verläßt es ihn.

Sonderbar iſt die Sitte, die Geburt eines Kindes durch ein an die Hausthür gehängtes mit Spitzen zierlich bezogenes Schild, das meiſt unterwärts roſenfarben iſt, anzukündigen. Dieſe ſeltſamen Geburtsaffichen hingen, bei unſerm Durchgang durch die Stadt, an

Digitized by Google

vielen Häuſern. Iſt es ein Sohn, ſo iſt das ganze Schild von Spitzen, iſt es ein Mädchen, ſo wird ein Stückchen weißes Papier in die Mitte geſteckt. Die Grundfarbe iſt roſenroth. So mag das Leben beim Beginn ſein, allein ſpäter trübt es ſich, und nachdem es in alle Farben hineingeſpielt hat, zerfließt es in das Aſchgraue, die betrübteſte Farbe von der Welt. Uns Allen geht es ſo; wir erwarten viel und finden wenig, ſchließen von der roſenrothen Kindheit auf das ganze Daſein und müſſen am Ende eingeſtehen, daß ein unerhörter Leichtſinn oder ein unerſchütterliches Vertrauen nöthig ſind, um das zu lieben, was ſo betrügt.

Von Harlem nach Leyden kräuſeln ſich überall die Hyacinthenfelder am Wege hin, der Anblick iſt bunt, ſchön, zuweilen berauſchend. So weit das Auge reicht, nichts als Blumen. Der Menſch lebt mit und unter ihnen, ſie gehören zu ſeiner Exiſtenz, ſie wecken in ihm Sorglichkeit und Betrachtung. Ich wundre mich gar nicht mehr, daß die Holländer ſo fromm ſind; ich finde in dieſem üppigen Blumenreichthum eine Offenbarung, die begeiſtern muß. Er ſetzt die Menſchen mit Gott in Verbindung, er prophezeiet ihnen, er tröſtet ſie. Von der einen Seite haben die Holländer das Meer und die Unendlichkeit, von der andern ihre Liebhaberei und ihren Fanatismus. Nur das begreif'

ich nicht an ihnen, wie ſie ſo gewaltig für die häßlichen Chineſen und ihre Productionen paſſionirt ſind. Es zeugt dies von Geſchmackloſigkeit und hängt mit ihrem oſtindiſchen Handel zuſammen.

Ehe ich in den Straßen von Leyden von einer Merkwürdigkeit zur andern ſtreifte, ruhte ich erſt ein wenig in der Burg aus, die Jacobäa von Baiern oft bewohnte. Zwar iſt von der Burg nichts mehr übrig als die Ringmauer, aber dieſe iſt erhalten genug, um die Phantaſie in die Geiſterwelt der Vorzeit ſchweifen zu laſſen. Hat hier Jacobäa mit ihrem heißen, zärtlichen Herzen nicht oft forſchend in's Weite geblickt, wenn ihr die Gegenwart umſchleiert war? Ich verliere mich gern in die Vergangenheit merkwürdiger Menſchen, ich verſuche mich an die Stelle derer zu ſetzen, die litten und hofften, und immer iſt es mir nach einem ſolchen Heraustreten aus mir ſelbſt geweſen, als legten ſich alle Widerſprüche der Seele, als träte eine ſanfte Reſignation ein, etwas von jenem Ueberwundenhaben des Irdiſchen, nach dem wir uns ſehnen, ohne es zu erreichen. Wenn dieſer Zuſtand große Glückſeligkeiten ausſchließt, ſo giebt er das Gefühl des Geregeltſeins, des ſich Feſthaltens an die engern Kreiſe, das Glück, keins mehr zu erwarten. Will man nur leben, ſo kann man nicht unglücklich ſein,

will man nur nützlich ſein, ſo braucht man nichts mehr für ſich zu ſuchen. Ich habe mir oft gedacht, daß zur Ausbildung der Charactere ein gewiſſer Cyclus von Schickſalsſchlägen nothwendig ſei. Der beklage ſich nicht, der in der erſten Jugend nicht immer glücklich war; es wird ihm leicht ſein, gerecht gegen ſeine Nebenmenſchen und ſtreng gegen ſich ſelbſt zu werden. Er wird nicht das Gute anſtaunen, er wird nicht das Unrecht unbedingt verdammen; er wird den Fehler, nicht den Fehlenden verachten, er wird den Wurm nicht zertreten, weil er keine Flügel zum Fliegen hat.

Das Stadthaus zu Leyden bewahrt das oft beſprochene, jüngſte Gericht von Lukas von Leyden. Chriſtus ſchwebt auf Wolken, umgeben von ſeinen zwölf Apoſteln, die der Auferſtehung der Todten mit ziemlicher Gemüthlichkeit zuſehen. Die Einen ſchlagen den Weg zum Himmel, die andern den Weg zur Hölle ein. Zu beiden Seiten des Bildes lernt man die Localitäten der beiden Orte kennen. Im Himmel giebt es ſchöne, grüne Bäume, unter denen es ſich lieblich luſtwandeln läßt; in der Hölle herrſcht das Inquiſitionsſyſtem, die Pech- und Schwefelatmoſphäre. Es ſind einige zarte, ſchlank gewachſene Frauen auf dem Bilde, die Lukas wohl nicht allein erfunden, ſondern auch gekannt haben mag.

Digitized by Google

Dicht neben dem jüngſten Gericht iſt ein mächtiges Wandſtück angebracht, das den Bürgermeiſter van der Verf und die ausgehungerten Bewohner Leydens bei der Belagerung der Stadt im ſechszehnten Jahrhundert vorſtellt. Der Hunger, dieſes unſre Eingeweide zerfleiſchende Thier, dieſer Vampyr, der alle unſere Lebenskräfte aufzehrt, hatte ſich der unglücklichen Belagerten dermaßen bemächtigt, daß ſie ihrem Bürgermeiſter zu Füßen ſtürzten und ihn um die Uebergabe der Stadt anflehten. Er aber antwortete: »Zerreißt, zerfleiſcht mich, ſtillt euren Hunger mit meinen Gliedmaßen, lebendig übergeb' ich die Stadt nicht!« Dieſe kühne Sprache wirkte, die hohläugigen, halbtodten Einwohner, die Mütter mit ihren ſterbenden Säuglingen ſchleppten ſich in ihre Wohnungen zurück; und als wenn das Schickſal dieſe Unterwerfung gefordert habe, um ſie zu belohnen, ſandte es den Prinzen von Oranien zum Befreier. Daß aber van der Verf die Verzweiflung mit einem Wort bändigte, daß er, der Einzelne, Herr wurde über tauſend ſchreiende Willen, das iſt ein Beweis mehr, daß geiſtige Kraft größer iſt denn phyſiſche, und daß das Wahre, das wirklich Große auch ſelbſt in unentwickelten Gemüthern Anklang findet.

Unſer Führer wies uns den Platz, wo im Jahre

1808 eine Pulvererploſion über dreihundert Häuſer und mit ihnen alle Bewohner derſelben zerſtörte. Der Platz iſt unbebaut geblieben, es wuchert Gras darauf. Verzweiflung und Schrecken bemeiſterte ſich der Stadt. Freunde eilten zu Freunden, Eltern ſuchten ihre Kinder, Kinder zogen lebendig oder todt ihre Eltern aus den Trümmern hervor, Unbekannte weinten um Unbekannte. Das Unglück reißt die Barrieren der Stände nieder, gemeinſchaftliches Unglück führt in die erſten Zeiten des Chriſtenthums, in die heilige Zeit zurück, wo ein Band die Menſchen an einander knüpfte und ſie weder vor ihrer Liebe noch vor ihrem Mitleid errötheten; jetzt hat uns die Civiliſation kaltherzig gemacht. Die Erinnerung an jenes große Grab, auf dem wir wandelten, ſäuſelte hinter uns drein; es überlief mich mit Schauer, als der Führer von einer Frau erzählte, die, ſelbſt aus den Trümmern gezogen, die ganze Nacht nach ihrem Gatten gewühlt habe, bis ſie ſeinen verſtümmelten, unkenntlichen Leichnam erblickte.

Gern gedachte ich Leibnitzens und Zinzendorfs, die hier gewandelt haben. Das iſt ja die unbeſtrittene Unſterblichkeit der großen Geiſter, daß ihr Name von Munde zu Munde geht und ihr Leben, ſelbſt wenn es im Grabe ruht, noch ein Aufruf an die Menſchheit, eine Kirche iſt, zu der die innerlich Gläubigen wall-

fahrten. Was würde über die Mittelmäßigkeit der Maſſe tröſten, wenn wir nicht über ſie hinweg auf das einzelne Große blicken dürften, das aus ihr emporſteigt und uns das Ideal des Menſchenwerthes zeigt?

Ich verſuche nicht einmal das Muſeum von Leyden zu beſchreiben, die Aufgabe iſt unausführbar. Erſt ſeit fündundzwanzig Jahren angelegt, iſt es ſo reich an naturhiſtoriſchen Seltenheiten, daß mehrere Jahre zu ihrer Beſichtigung nöthig wären; auch konnte Holland allein, ſeiner überſeeiſchen Verbindungen wegen, in ſo kurzer Zeit eine ſo große Sammlung vereinigen. In mehr als hunderttauſend Exemplaren ſind die Bewohner der Lüfte und der Erde, von der ſechszehn Fuß hohen Giraffe bis zu der kleinen Maus, von dem Kolibri bis zum hochfliegenden Adler, zuerſt ausgeſtopft, dann in Skeletten zu ſehen. Weniger bedeutend iſt die Conchilien- und Mineralienſammlung, obwohl ich unter der letztern einige ſchöne Exemplare bemerkte, die der König dem Muſeum geſchenkt hat.

Sehenswürdig iſt die japaniſche Sammlung des Herrn von Siebold, der zwölf Jahre in Japan als Arzt lebte und ſich durch dieſen Canal ſehr viele in Europa noch nie geſehene Gegenſtände verſchaffte. Die Sammlung iſt in ſeinem Hauſe aufgeſtellt und dem

Reiſenden zu jeder Zeit geöffnet. Intereſſant war mir ein japaniſcher Hausaltar mit ſeinem Götzen und ſeinem Rauchapparat. Ueberall in der Menſchenſeele das Streben nach dem Hohen, überall das Bedürfniß an Etwas zu glauben, dies Etwas ſchön, groß, erhaben darzuſtellen und dargeſtellt vor ihm zu knieen, ſich an ihm zu erheben. Jedes Volk macht's damit, wie es ihm am natürlichſten iſt, wie es ihm nahe liegt oder nahe gelegt wird. Natürlich ſieht ein japaniſcher Hausaltar anders als ein katholiſcher aus. Ich gönne den Japaneſen den ihren; ich meine, ich könnte auch davor in einer ſtillen Ecke des Zimmers knieen und an das Vergangene oder an das Zukünftige denken. Alles Aeußere in der Religion iſt ja nur da, damit wir uns bemühen, einen innern Sinn hineinzulegen. Wer nicht ſeine Religion in ſich hat, wird ſie äußerlich nur für Augenblicke haben.

Die Modelle der japaniſchen Häuſer erinnern durchgehends an die türkiſchen: überall läuft am zweiten Stock eine Gallerie um die Behauſung, die die großen, faſt leeren, aber mit Fußmatten bedeckten Zimmer umſchließt. Die Dächer ſind vorſpringend und wehren die Sonnenſtrahlen.

Leyden iſt als Stadt eine der hübſcheſten Hollands; als Univerſität iſt ſie reichlich mit etwas tobenden

jungen Männern verſehen, die es den deutſchen Burſchen an Jubel und Geſchrei nachmachen. Die Jugend iſt einmal ſo und nicht anders, erſt muß ſie von einer gewiſſen Portion dummer Streiche überrumpelt worden ſein, ehe ſie ſich unter das Geſetz der Ruhe ſchmiegt. Sollen wir ihr zürnen, daß dem ſo iſt? — Unſer Zürnen ſähe wie Neid aus.

Wir kamen ſpät im Haag an. Es war keine kleine Arbeit, in einem Gaſthof Platz zu finden; wir mußten erſt durch zwei bis drei Verneinungen hindurch, ehe wir ein Aſyl bekamen. Der Haag verräth die Reſidenz. Die Straßen ſind breit, die Häuſer großartig. Glänzende, mit Wappen verſehene Equipagen, reitende Herren und Damen, elegante Spaziergänger kreuzen ſich. Der Sonntag und der Sonnenſchein lockten die Bewohner des Haags in das Gehölz, das die Stadt wie eine ſchützende Mauer umgiebt. Die Glocken läuteten, und wer nicht ſpazieren ging, ruhte und betete in den geöffneten Kirchen.

Das Gehölz iſt gar lieblich; zuweilen erheben ſich die Bäume majeſtätiſch, zuweilen erſetzen junge Anwüchſe die vom Sturm oder Alter entwurzelten. Viele Birken, hie und da Eichen. Eine Art Symmetrie, verſchiedene ſich in einander ſchlängelnde Wege, hier und dort, wenn auch nur geringe Bewegung des Erd-

reichs. Dieſer Ort mag gut für die ſein, die nichts über und neben ihm kennen; nichts in dieſer Lage ſetzt in Erſtaunen, nichts feſſelt; eine monotone Fläche, kleine Haideebenen, die eher Verlaſſenſein als Einſamkeit ausdrücken.

Die Schroffheit der Holländer ihren katholiſchen Brüdern gegenüber iſt ſo groß, daß ſie es für eine Mißheirath halten, wenn einer unter ihnen eine Katholikin freit. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs hatte man gehofft, daß ſich der Abgrund der Religionsmeinungen allmälig füllen und eine gewiſſe Toleranz Tagesordnung werden würde, die zeitgemäß und wünſchenswerth iſt, allein bis jetzt iſt noch keine ſonderliche Veränderung fühlbar. Sogar unter den Vornehmen unterſcheiden ſich die Katholiken von den Proteſtanten; ja es iſt geſchehen, daß eine aufkeimende Freundſchaft zerſtört wurde, ſobald man den Katholicismus von der einen Seite wie einen nagenden Wurm entdeckte. Daß der alte König eine Gräfin geheirathet hat, würden ihm die Holländer wohl verzeihen, aber daß ſie aus Belgien und katholiſch iſt, das ſind in ihren Augen Flecken, die das ſchneeigſte Gewand verunſtalten würden.

Eine ſchnurgrade Allee führt nach dem Badeort Scheweningen; es erhebt ſich hügelicht auf Dünen,

die Gräbern gleichen. Die Badeanſtalt iſt grandios, das Meer breitet ſich weit vor ihr aus. Schneeweiß bildet die kleine Muſchelwelt den Sand, der ſich am Ufer meilenweit hingebettet hat. Kein Baum, kein Grashalm; die Natur iſt todtenſtill, ſie fürchtet ſich vor dem Meeresgeiſt, der ihre Keime zerſtören würde. So ein wüſter Strand hat etwas, das Schrecken und Bewunderung erregt; man denkt an das Höchſte über uns, man entſetzt ſich vor der pulſirenden Gewalt, man erwartet, daß ſie uns züchtigen werde. Die Wellen heben ſich und ſinken, rieſeln und verlieren ſich, Alles iſt öde. Aber auf einmal zeigt ſich die Sonne, blendend färbt ſie die Wogen, purpurroth oder orangegelb. Die Wolken ſchimmern wie Gold, unwillkürlich glaubt man, daß Gottesdienſt hinter ihnen gehalten wird, und wir könnten in die erleuchteten Kirchenfenſter ſehen.

Gegen das Haus im Buſch hin (huis im Busch) wird die Gegend fruchtbarer. Das wechſelnde Licht der Sonne gab der Landſchaft in ihrem zarten Frühlingsgrün den Reiz einer Jungfrau. Ganz iſolirt liegt das königliche Luſtſchloß inmitten eines Waldes, der ſich früher bis nach Harlem hinzog. Die Hauptmerkwürdigkeit des Schloſſes iſt ein großer runder, von der Kuppel herab erleuchteter Saal, der an tau-

ſend Geſtalten in Lebensgröße von den Wänden dem Beſchauer entgegendrängt. Amalie von Solms-Braunfels, untröſtlich über den Tod ihres Gatten, des Prinzen Friedrich Heinrich, berief neun der berühmteſten Maler Hollands, die ihre Phantaſie und ihre Hände zur Schöpfung einer Apotheoſe hergaben, die den Saal zu einer Kirche verwandelt hat. Ueberall erblickt man den gefeierten Helden in den verſchiedenen Lagen ſeines Lebens. Hier redet ein Bild von ſeiner Geburt, dort von ſeinen Siegen, ſeiner Häuslichkeit oder ſeinem Tode. Den Frieden von Münſter, den er nicht mehr erlebte, erlebt er wenigſtens im Bilde. Sehr ſchön, kräftig und kühn ſind die Cyklopen dargeſtellt, die vor den Ambos geſtellt die Rüſtung des Helden ſchmieden. Das Haus im Buſch gefiel mir ſo wohl, daß ich gern darin, wenn auch nur ganz einſam, eine längere Zeit geweilt hätte. Ich hätte darin nichts Außerordentliches erwartet, ich hätte mich nicht nach der Welt umgeſehen, ich hätte an keine Propheten, an keine Seligkeit des Himmels gedacht, ich hätte mich ausgeruht. Was hat man doch für ein lebendiges Bedürfniß nach Ruhe, nach ſtiller innerer Einkehr, wo man ſich ſammelt, ſtill für ſich hinſieht und die Gedanken wie Vögel im Walde in die Seele hinein- und hinausfliegen! Auf der Reiſe, wo man, wie ein

Digitized by Google

Dampfſchiff mit den Füßen arbeiten und mit dem Kopfe ſehen muß, ſehnt man ſich insbeſondere nach Tagen, wo man das Leben nachläſſig nehmen, wo man ſich unter einen Baum lagern und aus einer Quelle trinken darf. Die Muſeen, die Merkwürdigkeiten, die Apotheoſen ſind Heimſuchungen, die den Ernſt, das Schweigen, die Einkehr nicht zulaſſen. Da ſind immer Lohnbediente, die viel gelehrter ſind als wir, die uns Alles erklären und die es keineswegs dulden, wenn wir verwirrt von dem Neuen um uns, das Genie, das ja einfach und klar iſt, uns ſelbſt herausſuchen wollen.

Des Sonntags wegen konnten wir das Muſeum im Haag nicht ſehen; dafür trat ich in eine der erſten Kirchen Hollands, die mir aber recht hölzern, recht profan vorkam. Die Holländer ſind fromm, ſie halten ihren Sonntag heilig, ſie haben ſelbſt in den Wirthshäuſern in jedem Zimmer eine Bibel, aber ſie haben keine ſchönen Gotteshäuſer, ihre Gärten ſind ſchöner. In den Kirchen ſtehen ſo viele Fußwärmer, ſo viele Stühle und Bänke, daß an keine Andacht zu denken iſt. Die Menſchennähe mit ihren trivialen Anſprüchen hat die Poeſie des Gebets verdrängt. In der Mitte der Stadt, in der wie überall in Holland die Grachten nicht fehlen, findet ſich ein ſchönes, vier-

eckiges Waſſerbecken, in deſſen Mitte eine kleine Inſel ſchwimmt. Um ſie herum ziehen Schwäne, die ſich in der Sonne badeten und ihre Flügel zuweilen ſchneeig ausſpreizten. Dabei iſt die Stadt mit ſchönen Plätzen verſehen, die ihr etwas Großartiges geben; im Allgemeinen klagt man über das Kleinſtädtiſche des Aufenthalts und ſeine niederſchlagende Monotonie.

Der Weg vom Haag nach Delft führt über einen Boden, der für die holländiſche Geſchichte wichtig iſt. Rechts vom Wege iſt die Ebene bei Rusdorp, die von Barnwalds Söhnen zum Sammelplatze beſtimmt war, als ſie die Ermordung Moritzens von Naſſau beſchloſſen hatten. Das führt mich noch einmal nach dem Haag, an den Ort zurück, wo van der Witte ein Opfer roher Volkswuth fiel. Mit dieſer Erinnerung im Contraſt wurde Gemüſemarkt da gehalten, wo Todesröcheln verhallt war. So iſt der Menſch; er vergißt . . . hat er heute auf Gräbern geweint, ſo ſpielt er morgen auf ihnen.

Delft iſt ein freundliches, nettes Städtchen, das die Naſſauer im Tode beſitzt. Ich habe die Königsmonumente nicht geſehen, ſie ſollen ſchön und theilweiſe erhaben ſein. Der Tod hat an und für ſich ſo etwas Erſchreckendes; dieſer Uebergang des lebendigen

zum erſtarrten Zuſtande, des blühenden zum zerſtörten Daſein, iſt ſo ergreifend, daß es gut iſt, wenn die Hand der Kunſt über dieſes betrübende Schauſpiel ihre mildernden Schleier zieht.

In der Nähe von Rotterdam ſind große Torfſtechereien, die der Erde einen melancholiſchen Anſtrich geben. Rotterdam aber iſt das Bild des Handels; die Stadt iſt für den merkantiliſchen Betrieb geſchaffen. Die breiten Canäle, in denen die Dreimaſter, die kühnen Oſtindienfahrer bis in die Mitte der Stadt gelangen, die freundlichen, wenn auch nicht ganz reinlichen Straßen, voll von Matroſen, die allerlei Sprachen reden, das Fortſchaffen der Waaren, die ankommenden und abfahrenden Diligencen, ein Schiff, das den Tajo befahren, ein anderes, das aus Japan kommt, ſeltſame Gegenſtände an den Fenſtern, Alles das erzählt in Bildern und Zungen, daß die Welt ſich mit tauſend Polypenarmen im Handel kreuzt und Nationen verbrüdert oder entzweit. Rotterdam iſt unſtreitig bedeutender als Amſterdam, obwohl kleiner und weniger bevölkert. Sein Erasmusdenkmal hat mir gefallen. Erasmus hat zwar in ſeiner Statue eine Mönchskutte und den eckigen Hut auf dem Haupte, aber er hält ernſt und feierlich ſeinen Quadranten in der Hand; ſo milde blickt er hinein, daß man wohl

6*

ſieht, es war ein freundlicher Geiſt, der ihm inwohnte, ein Geiſt, der nicht verwunden, der heilen wollte.

Warum ſind unſere Wünſche immer größer als die Wirklichkeit, warum fliegen ſie über das Erreichbare hinweg und hängen ſich an das Unendliche? — Ich hatte mir Großes von Rotterdam verſprochen und fand ſo wenig; eine Stadt fand ich voll Häuſer, voll Schiffe, voll betriebſamer Menſchen, aber nichts, an das ſich der Geiſt hängen oder an dem ſich das Gemüth laben könnte. Der Handel hat nun einmal etwas, das den Aufſchwung der Gedanken nicht zuläßt, ja er verdrängt Kunſt und Poeſie und bindet an den einen Lebenszweck, an den Gewinn.

Die Quais heißen Boompjes, und auf dieſen und in den Straßen herrſcht ein ſolches ſchreiendes Gewühl, daß man kaum durchfinden kann. Dieſes Leben der großen Städte iſt ſicher keineswegs naturgemäß; der Menſch bedarf der reinen Luft, eines wolkenleeren Himmels, einer weiten Ebene. Der arbeitſame Friede der Hütte iſt ihm geſünder als das Ameiſenlaufen der Stadtgewohnheiten. In Rotterdam werden die Waaren mehr oder weniger auf Schleifen fortgeſchafft. Hat ein ſich auf dem Pflaſter fortbewegender Schlitten ſeine Laſt in irgend einem Magazine abgeliefert,

ſo unterhält ſich der Kutſcher damit, daß er ſich vorne daraufſetzt und pfeilſchnell durch die Straßen eilt, was allemal ſtille Bewunderung erregt. Ich ſage ſtille, denn andere als ſchweigſame Gefühle haben die Holländer nicht. Sie ſind in ſich gekehrt und geben ihr Erſtaunen oder ihre Mißbilligung nicht anders als ſtumm zu erkennen.

Recht ſchön iſt das Gemeenlandhuis im Rotterdam; um aber den Anblick der Façade, die auf ioniſchen und corinthiſchen Säulen ruht, völlig impoſant zu machen, müßte das Gebäude auf einem freien Platze ſtehen. Zwiſchen der Maas und der Schelde greift ein Meeresarm hinein, der uns etwas ſchüttelte und rüttelte, als wir mit dem Dampfſchiffe die Fahrt von Rotterdam nach Antwerpen antraten. Der Wind wehete ſcharf, und die ſüße Waſſerfahrt kam uns ſo unangenehm vor, daß wir uns kindiſch nicht auf Antwerpen, ſondern auf das Ankommen freuten.

III.

Die Stadt Antwerpen mit ihren Forts, mit ihrer Kathedrale, mit ihrem Maſtenwalde, iſt impoſant genug. Sie liegt am rechten Ufer der Schelde und empfängt als Zugabe den kleinen Fluß Schyn. Unwill-

kürlich denkt man an all' die Jammerſcenen zurück, die hier vor weniger denn zwölf Jahren in der Zeit ſtattfanden, als ſich Belgien von Holland blutend losriß. Die klaffende Wunde iſt nicht geheilt, noch zittert und ſeufzt Holland, daß es ſo herrliche Diamanten aus ſeiner Krone verlor; noch kann es ſich nicht überwinden, die als neutrale Brüder zu betrachten, die ſich alſo emancipirt haben. An der Gränze werden die Päſſe mit einer gewiſſen Feindſeligkeit unterſucht, die auf Schadenfreude ſchließen ließe, im Fall ſich Verdächtigung fände. Mitten im Frieden fühlt man ſich im Kriegszuſtande, mitten in der Ruhe beunruhigt. Antwerpen iſt der Uebergang zu einem andern Volke; es liegt etwas germaniſches in dieſen Phyſiognomien, vielleicht auch etwas galliſches, immer iſt nichts holländiſches mehr da. Die Menſchen ſind heiterer, aufgeweckter, ſie ſind weniger auf den Gewinn erpicht. In Holland iſt Niemand mit dem zufrieden, was man ihm giebt; der Reiſende wird überall überfordert und öfters betrogen. Giebt man einen Auftrag, bittet man um einen noch ſo kleinen Dienſt, ſo ſind die Prätenſionen ſo unerhört groß, daß Cröſus Schätze zu ihrer Befriedigung nicht hinreichend ſein würden. Das iſt nun in Antwerpen ſchon anders; keine großen Abgaben drücken den Einwohner, ſein täglicher Unterhalt

wird ihm nicht vom Staate geſchmälert; ſo können die Bewohner Antwerpens weniger egoiſtiſch ſein als die Holländer, und ſind deswegen auch wohl glücklicher. Der Egoismus hat ſo etwas freudehemmendes, daß er wie Kerkerluft wirkt, er ſtumpft die feineren Gefühlsorgane nach und nach ab. Die jetzige Epoche iſt für Holland noch eine ſchwankende; kaum ſind zwölf Jahre über den Heldentod Speyks und die eiſerne Conſequenz des Generals Chaſſé hingegangen; da kommt es, daß eine gewiſſe convulſiviſche Aufregung vorhanden iſt. Davon aber ſchweigen die ſchönen breiten Straßen Antwerpens. Die ſprechen höchſtens von einem Rückſchritt oder Stillſtand im Handel, der das Innere der Stadt todt läßt und nur noch auf den Quais in buntgewürfelten Bildern ſich zeigt.

Antwerpen beſitzt Rubens Wohnhaus und ſein Grab! Für den Genuß des wirklich Vollkommenen gehört nichts anderes, als ein Paar geſunde Augen; es drängt ſich ſogar dem Kinde entgegen, daß es ſeine Händchen ausſtreckt und es greifen möchte. Das hat die Schönheit, das Idealiſche an ſich, daß es wie die Sonne wirkt, man wendet ſich ihm unwillkürlich zu, und ſo iſt mir's mit Rubens in Antwerpen gegangen. Rubens Bilder haben alle etwas Prächtiges, Innerliches, in ſich Vollendetes. Sie ſind beſtimmt und doch

weich, correct und doch frei. Er hat oft auf ein einziges Menſchenantlitz allen Frieden des Himmels und alle Noth der Erde ausgegoſſen. Deswegen iſt auch Rubens ſo ergreifend, weil die meiſten ſeiner Compoſitionen ganz natürlich ſind. Van Dyk iſt viel weiblicher als Rubens, hie und da ſogar ein bischen zaghaft, beide aber ſtehen an der Spitze der nordiſchen Maler. Wenn man ihnen in den Antwerpner Kirchen oder in dem Muſeum begegnet, ſo beugt man ſich vor ihnen, wie man's vor Fürſten oder vor erhabenen Menſchen thut. Lange habe ich an Rubens Grabe in der heiligen Jacobskirche geweilt. Er ruht ſeitwärts in einer Kapelle hinter dem Hauptaltar. Man tritt auf ſeinen Grabſtein, indem man das Bild beſichtigt, das über dem Sarkophag, der ſeinen Sarg vorſtellt, hängt. Er ſelbſt ſieht aus dem Bilde heraus, obwohl es eine heilige Familie zeigt; er ſieht heraus, die edle Stirn voll Gedanken, ahnungsvoll in die Zukunft, befriedigt die Vergangenheit betrachtend. Rubens iſt ein Mann, zu dem man ein Herz faſſen, dem man ſein Vertrauen ſchenken kann; er wird nicht wortbrüchig werden.

Als ich in die Jacobskirche trat, war mir's, als ſei ich in Italien. „Was iſt doch eine proteſtantiſche Kirche für ein ſeelenloſes, nacktes Ding gegen dieſen

unendlichen Bilderreichthum, gegen dieſen ſtrahlenden Meßgewänder, gegen dieſes Schnitzwerk, gegen dieſe duftenden Wolken, die auf- und niederſchweben! Und nun vollends, wenn ſo ein heiliges Gotteshaus voll iſt von Knieenden, die ihren Schmerz oder ihre Seligkeit hineintragen, die Troſt wollen, oder Dank ſtammeln. — Die Kanzel, die von Willemſens in Holz geſchnitzt iſt, iſt ein Wunder der Kunſt. Trotz aller herrlichen Engelsgeſtalten, die die Kanzel auf ihren Flügeln tragen, ſah ich nichts als einen Chriſtuskopf, der in der Mitte angebracht iſt. Er iſt nur Holz, aber wie das Geſicht ſtrahlt von Verklärung, wie man begreift, daß das Licht von da kommen, daß die Vergebung von ihm eingeleitet werden mußte! Dieſer Chriſtus hat eine heitere, zartgewobne Seele, die Seele eines Kindes; und dann ſieht er doch wieder vor ſich hin voll Bewußtſein, voll Ernſt, voll Schwermuth über eigne oder fremde Schickſale.

Eine andere geſchnitzte Kanzel, die aber erſt vor fünfundzwanzig Jahren gefertigt wurde und zwar von zwei Antwerpner Meiſtern: van Jtool und van Geel, ſtellt den Augenblick vor, wo Petrus, geſtärkt durch ſeinen Glauben, auf der Meeresfläche Chriſtus, der ihn anlächelt, entgegentritt. Einer der Apoſtel ſitzt gemächlich im Fiſcherkahn, die vollgefüllten Netze neben

ſich, und blickt ſtillſinnend dem Wunder zu. Es mag viel Kunſtfertigkeit in der Ausführung ſein, die Erfindung nimmt ſich wie eine Idylle aus, aber ſie iſt doch nicht mit der Kanzel von Willemſens zu vergleichen, an der man das Material, das dürre Holz nicht ſieht, ſondern von der man glaubt, daß Leben in und an ihr iſt.

Das alte Antwerpen iſt intereſſanter als das neue; es birgt ſo viele Erinnerungen in ſich, daß es ein eignes Studium erfordert. Gern weile ich bei den ſpaniſchen Reminiscenzen, bei Wilhelm von Oranien und bei Egmont. Die Wirkung der Geſchichte auf das Volk müßte außerordentlich ſein, wenn man ſich die Mühe gäbe, in den Schulen das zu lehren, was ihm anſchaulich werden könnte. Das Andenken großer Männer, die es beſeſſen, würde es zu gegenwärtigen Thaten entflammen, indeß man es über das, was ihm ſo nahe liegt, im Dunkeln läßt. Egmont, den wir lieben, wäre es auch nur um Göthes willen, Egmont, der glühende, muthige, zuweilen etwas leichtſinnige, immer liebenswerthe Mann, der das Leben nur des Sieges wegen achtet, der den Tod nicht von ſich weiſt, weil er ihm die Martyrkrone aufdrückt, Egmont wird von Niemand hier in Antwerpen genannt, und doch ſtößt Flandern den Kopf in die Schelde, und es ſteht

ein Haus auf dem Markte, das Spanier bauten. Ich kann mir Egmont nicht anders, als mit einem ſtarken, glühenden Herzen denken. Der allgemeine Satz, daß Glück leichter als Unglück zu ertragen iſt, ſcheint mir phantaſtiſch. Das Unglück ziemt dem feſten, ja dem enthuſiaſtiſchen Character, es erhebt ihn, wenn das religiöſe Gefühl ſich zu ihm geſellt. Wer würde das Uebel nicht leicht tragen, wenn es vermittelſt des Glaubens zum Heil wird? Mir däucht, die Tugend iſt nicht ſo verdienſtlich, wenn ſie unter dem Auge ihres Gottes den Kampf wagt, ſie ſtreitet eine Stunde und glaubt an eine Glückſeligkeit ohne Ende. Was ſchwer iſt, iſt dem Augenblicke zu widerſtehen. Ehe die Wünſche eintreten, muß man ſich Principien gegen ſie bilden; ſind ſie in der Wirklichkeit da, ſo erſcheint die Regel läſtig, indeß doch das Geſetz eine Nothwendigkeit iſt. Egmont's gewaltiges Schickſal zerſchlug ihn, verdient er deshalb weniger der Beachtung, weniger der Volksachtung, welche auch ein Ruhm iſt?

Die Kathedrale von Antwerpen ſtreckt wie ein Invalide den Stumpf eines Armes und einen zweiten, ganzen in die Luft. Der ganze Arm iſt ein kühn in die Luft gebauter Thurm mit gothiſchen Verzierungen; der Stumpf iſt nur bis über dem Ellenbogen ſichtbar und dann gradweg amputirt. Das Innere der Kirche

iſt grandios, obwohl weniger reich ausgeſchmückt als die Jakobskirche. Acht ſchöne Colonnen von Marmor tragen die volltönende Orgel. Dazwiſchen blenden die in wunderbaren Farbenſchmelz getauchten Kirchenfenſter, und dann tritt man an den gewaltigen Rubens'ſchen Geiſt heran, indem man vor ſeiner Kreuzabnahme ſteht. Wie iſt man doch überwältigt von ihm. Die Idee, der Character, die Ausführung, Alles was ein Bild ausmacht, iſt von ihm ſo ergreifend dargeſtellt, daß man wohl ſieht, ſeine Kunſt war ihm angeboren, ſie war ſein Genius. Auch im Muſeum, das in einem ehemaligen Kloſter aufgeſtellt iſt, findet man Rubens neben den Malern der flamändiſchen Schule.

Gleich zuerſt fällt einem Frank-Floris in dem Sturz der Engel in die Augen. Frank-Floris war ein gar berühmter Meiſter, der ſich noch mehr dünkte und nicht wenig die Naſe rümpfte, als der Hufſchmied Metſis um ſeine Tochter anhielt. Ausweichend, aber innerlich von dem Gedanken dieſer Mißheirath gekränkt, antwortete Frank-Floris, er würde nur einen Maler zu ſeinem Schwiegerſohn nehmen. Da entſchloß ſich Metſis insgeheim ſeine Schmiede zu verlaſſen, Pinſel und Palette zu nehmen und ſeine Geliebte durch Anſtrengung und Kunſt zu erringen. Er arbeitete und malte ohne Unterlaß, ſchwang ſich zum

Digitized by Google

tüchtigen Künſtler empor, und als er ſchon ſicher ſeines Talents uud kühne Hoffnung nährend zu Frank-Floris in's Atelier trat, ſaß dieſer behaglich und malte ſeinen Sturz der Engel. Flugs klexte Metſis eine Wespe auf den Arm eines Himmelsbewohners, die der Meiſter für eine natürliche nehmend wegzujagen ſich beſtrebte. Da er ſeinen Irrthum erkannte, widerſtand er ſo vielem Eifer, ſo vieler Ausdauer, ſo vieler Liebe nicht, er rief ſeine Tochter, und Metſis war ein glücklicher Mann.

Das Muſeum iſt reich an Rubens, van Dyk, Coxcies, van Veen u. ſ. w. Vor einem allerliebſten Tenniers ſaß eine Frau und zeichnete eifrig. Ihr zur Seite ſtand ein Mann, auch ein Maler, und copirte ein größeres Bild. Zuweilen ſah er von dem Bilde hinweg auf die Frau, und dann begegnete ſie liebevoll ſeinen Blicken, die ihr die Wünſche der anſcheinend etwas beſchränkten Gegenwart abſtahlen. Ein Stückchen Brot, das er mit den Worten aus der Taſche zog: »Da haſt Du Dein Frühſtück,« bewieſen, daß ſie nicht verwöhnt ſei, und doch ſah ſie ſo glücklich aus, als der Maler, einen Augenblick verſchwindend, mit einem Fetzen Teppich zurückkam, den er ihr unter die Füße legte!

Welch' ein Schmerz für Holland, Antwerpen ver-

loren zu haben: das mußte ich überall, ſowohl bei den großartigen Befeſtigungen der Citadelle, als auch in der Stadt, in den Kirchen, im Hafen denken. Holländiſche Kugeln ſitzen in den Mauern; man hat dieſe Ehrenwunden den Häuſern gelaſſen, die niedergebrannt vom Kriege, vom Frieden wieder aufgebaut worden ſind. Holländiſche Kugeln zielten auf die ehrwürdige Kathedrale. Das thut der Krieg, er entartet, er ſtößt Alles, ſelbſt die Gottesfurcht um.

Wir ſind in den Thurm der Kathedrale faſt ſechshundert Stufen auf einer Wendeltreppe hinan geſtiegen. Da lag die Citadelle; links und rechts am Horizont ſchimmerte das Meer; unter uns aber hatten ſich die Straßen zu Ameiſenhaufen zuſammengeballt, ſie erſchienen uns ſo klein, daß man geſtehen mußte, die Vogelperſpective iſt den Städten und Menſchen nicht günſtig. Es geht ihnen, wie denen, die man von der Höhe aus beurtheilt, ſie kommen uns klein vor, wenn wir uns aber neben ſie ſtellen, ſind wir oft diejenigen, die zum Liliputanergeſchlechte gehören.

Man erſtaunt über die Maſſe berühmter Maler, die Antwerpen im ſiebenzehnten Jahrhunderte beſaß. Warum nicht nachher, warum nicht vorher? Ueppige Pflanzen ſchießen zuweilen wie durch ein Wunder aus der Erde empor; haben ſie dann eine Zeitlang

geblüht, ſo ruht ſich der Boden, der ſie trug, aus und producirt nichts als Unkraut. Wozu? das Genie kommt und geht, Niemand weiß woher, Niemand weiß wohin.

Für heute hatten wir genug Gemälde, genug Kirchen geſehen, es zog uns in's Freie. Wir gingen durch hohe Hecken auf Wieſen zu, die ſchon mit dem Schmelze der Frühlingsblumen geſchmückt waren. Iſt der Menſch nicht mehr einfach, iſt's die Natur doch geblieben; ſie giebt uns den Athem des Wohlbehagens, wenn ſie uns auch nicht immer laute Freude giebt. Die kindlichen, die reinen Genüſſe ſind die, die man koſtet, nicht die, die man erſchöpft. Eine weiſe Oekonomie des Gefühls iſt die, die Wünſche zu umgehen, nicht ſich im Taumel über ſie herzuſtürzen; wer durchaus glücklich ſein will, erlangt kein Glück. Unſere Freuden müſſen langſam auftreten, müſſen allmählich ſchwellen; müſſen ungewiß in ihrer Dauer ſein, dann werden es dauernde Freuden.

Wären die Blumen nur ſchön, ſo wären ſie dennoch feſſelnd genug, aber ſie haben Duft, aber dieſer Duft iſt wie ein Bedingniß ihres Daſeins, wie eine Sprache, wie ein poſitives Leben; er iſt wie der Ausdruck eines Gedankens, den die Erde in ſich birgt und den ſie verhüllt. So müſſen auch die Farben

ihre Beredtſamkeit haben, ob mir der Duft doch eindringlicher erſcheint. Veilchen, Maiblumen, Siringa! liebliche Kinder des Augenblicks, ihr ſeid einfach und prunklos, ihr gehört einer Jahrszeit, dem Frühling, an, duftet und lebt, unſcheinbar und wenig geprieſen, ihr habt genug innere Schönheit, um von euch auf das ſchließen zu laſſen, was wir hoffen, wonach wir uns ſehnen und was Einheit und Dauer beweiſt.

Viele Heilige bevölkern den Calvari-Berg zu Antwerpen, der nach dem in Jeruſalem errichtet worden iſt, aber heilig iſt nur der Glaube, der mit frommem Sinne zum Grabe wallfahrtet, der knieend, das Haupt zur Erde gewandt, in tiefer Demuth bittet und betet, der an Wunder glaubt; nicht aber heilig iſt dieſe profane, widerliche Ausführung, dieſe Darſtellung des Höchſten, die Chriſtus nichts zu geben vermag, als einen Sarg mit Goldbrocat, und die ſeinen Leib mit goldenen Wundmalen ſchmückt.

Das große Dampfſchiff, das von Antwerpen nach New-York geht, lag in der Schelde vor Anker. Wir ließen uns zu ſeinem Rieſenbau rudern. Es iſt in dem Styl der engliſchen Kriegsſchiffe gebauet, aber ſeine Einrichtung, die einzig auf die Bequemlichkeit der Paſſagiere berechnet iſt, iſt prachtvoller und ſchöner als dieſe. Im gemeinſchaftlichen Eßſaal lagen

ſchwellende Brüſſeler Decken, in der Damencajüte ſtand ein Piano. Eine vollſtändige Bibliothek ſchützt vor Langeweile, und dabei ſieht man hinunter in die Cyclopenwohnung, wo eine Maſchine von fünfhundertfünfzig Pferdekraft das Monſtrum in Bewegung ſetzt. Es wird von der einen Welt zur andern, von einem Meer zum andern getrieben, bis endlich einmal eine Eisſcholle majeſtätiſch herangeſchwommen kommt und es wie den »Präſidenten« entweder zermalmt oder ſo unbarmherzig einſchließt, daß es ſich gleich einer ungeheuren Feſtung dem Hungertode weiht.

Das Städtchen Mecheln, das die Hauptſtation der Eiſenbahn bildet, von wo aus die verſchiedenen Verzweigungen im Lande veranſtaltet werden, wird im Fluge von Antwerpen nach Brüſſel berührt. Anders wie fliegend ſieht der Eiſenbahnreiſende die Gegend nicht. Die heißeſte Ungeduld wird, ſo ſchnell iſt die Entfernung überwunden, überflügelt. Das dampft, das ſchnaubt, das tobt, das huſtet, wie ein Ungethüm, auf deſſen Schwanz ſich die Menſchen ſetzen, und kaum daß man Platz genommen und einige Gedankenexcurſionen gemacht hat, ſo iſt man an Ort und Stelle.

Freundliches Brüſſel, das ſich ſo lieblich auf Hügeln gelagert hat, ſei mir gegrüßt. Du birgſt in dir die reichſten Elemente des Glücks; Adel und Bürger,

erworbene und zu erwerbende Reichthümer bieten ſich die Hände, die Intereſſen ſind verſchlungen, ein gemeinſchaftliches Band umſchließt Alle. Belgien iſt ein Kind Frankreichs; ich nenne es alſo, weil es ſich an das größere Reich anſchmiegt, weil es ſeine Sprache und ſeine Sitten hat. Man glaubt in Paris zu ſein, wenn man in Brüſſel iſt; es iſt gleichſam eine der Vorſtädte, es bildet das Thor. Wäre Brüſſel weniger mit franzöſiſchen Producten geſchmückt, wäre es vielleicht noch reicher. Der Luxus, der uns aus Weſten kommt, nimmt zu ſehr überhand. Die wirklichen, rein menſchlichen Genüſſe gehen dadurch verloren; man wirft ſich nach Außen, man wird vom Augenblick befangen, man denkt nicht an die Zukunft, die unſicher und drohend naht!

Der Park zu Brüſſel ſchimmert im Frühlingsgrün; die marmornen Statuen haben ihre Winterhülle abgeworfen, die ſeltenern Bäume ſind vom ſchützenden Stroh befreit. Hie und da ſteht ein Baum, der einen Verband von Holz oder von Eiſen trägt; hie und da iſt eine Statue, an der man die Lücken mit weißem Mörtel gefüllt hat. Das ſind Kriegswunden, die die Holländer und Belgier den armen Bäumen und Statuen im Jahr 1830 geſchlagen haben. Hier rangen, hier ſiegten, hier ſtarben ſie. Der Fußboden iſt ſchlüpfrig; es iſt als wenn Blut, verbrüdertes Blut darauf klebte,

und jenſeits des Parks, etwas ſeitwärts, ſteht verödet eine Herrſcherwohnung, die Wohnung Oraniens. Die ſteht da mit ihren verhängten Fenſtern, mit ihren geſchloſſenen Thüren wie ein lebendiges memento mori, und der Caſtellan darin, der Cuſtode, der die Schätze bewacht, iſt faſt eben ſo finſter wie ſein Schloß. Er duldet nicht, daß man darin laut rede oder lache, oder nach dieſem oder jenem frage, er zieht Einem Socken über die Schuhe, damit man leiſe auftrete. Im Grunde aber denkt er an die ſchönen Parkets, die er als Hauptzierde ſeines Kleinods ſchonen will; vielleicht iſt auch ein bischen Hoffnung, eine ſtille, geheime Erwartung in dieſe Sorgfalt gemiſcht. Wer weiß, ob er nicht ſeinen Herrn erwartet, ob er nicht denkt, bereit müſſe Alles ſein zum Empfang. So ein alter Diener, der ſeinen Herrn erwartet und immer vergebens wartet, ſo eine Sorge für ein verlaſſenes, vielleicht nie wieder beſuchtes Haus hat etwas, das ergreift. Das haben auch die Belgier empfunden, darum geſtatten ſie dem Schloß ſein Todtengewand, darum bleiben die Fenſter verhängt und die Thüren verſchloſſen.

Im Pallaſt der Nation, mit dem Freiheitsbaum davor (es iſt doch ſonderbar, daß dieſe Freiheitsbäume eher dürrem Reis als lebendigem Holz ähnlich ſehen), iſt ein großes Oelgemälde aufgeſtellt, das die Blut-

ſcenen vom Jahre 1830 zeigt. Dieſes und zwei andere Gemälde ſtehen zu ebener Erde und laſſen dem Beſchauer nicht die nöthige Perſpective gewinnen; offenbar verlieren die Bilder dadurch.

Das Moderne zieht uns weniger an, als das Alte, die Gegenwart kümmert uns weniger als die Zukunft. Sonderbares Geſchöpf der Menſch! immer hinaus aus dem ihm angewieſenen Platz, nichts ihn feſſelnd, als das was war, nichts ihn lockend, als das was kommt.

Ich trete in die Kirche der heiligen Gudule. Es wird eine Todtenmeſſe gehalten. Feierlicher Geſang, mit Orgeltönen begleitet, erhebt ſich. Die Betenden liegen um den Sarg gelagert, auf den Knieen; er iſt mit reichem Wappen und ſammetnen Decken verziert. Hinterwärts ſteht die Inſchrift: »Er iſt dahin!« ... Wohin? ... Unergründliches Räthſel, an das ſich unſere Phantaſie wie an die Sphinx wagt, deſſen Löſung wir nicht wiſſen, kaum ahnen. — Wer mag dieſer Todte, was mag er geweſen ſein? Er hat vielleicht kein großes Unglück, kein überſchwengliches Glück erlebt, er iſt durch kleine Begebenheiten, durch kleine Schmerzen hindurchgegangen, er hat gelebt, iſt vor dem Alter alt geworden, er iſt geſtorben.

Ich gehe leiſe, leiſe von einer Kapelle zur andern, von einem prächtigen Marmoraltar zum andern. Die

Kirche ſtrotzt von Reichthümern, aber mir ſind die hochgewölbten Gänge lieber als die Reichthümer, lieber die heiligen Geſänge, lieber die goldne Sonne, die durch die ſchöngemalten Fenſter fließt und kleine bunte Punkte auf den Fußboden ſtreuet, als eine mit einer zierlich in Silber getriebenen Krone geſchmückte Mutter Gottes. Die Kanzel, die in der Kirche ſteht, ward im Jahre 1699 von Verbrüggen aus Holz geſchnitzt. Den Fuß der Kanzel machen Adam und Eva aus, im Augenblick, da ſie aus dem Paradies verjagt werden. Zerknirſcht von Reue, den ganzen Umfang der That ahnend und ihn doch noch nicht kennend, verhüllt ſich Adam das Geſicht, ein ſchönes, edles, kräftiges Männergeſicht, das für ſich und für Eva Schmerz ausdrückt, denn dieſe, den Apfel in der Hand, hebt den Kopf etwas und ſieht auf den über ihr ſchwebenden Engel, der das Racheſchwert zückt. Sie iſt noch nicht ganz von Reue zernagt, ſie iſt noch ein bischen hartnäckig, ein bischen widerſpruchsfähig, ſie hat noch allerlei Gründe, die ihr die Schuld gar ſehr verzeihlich machen. Zuerſt: Warum war die Schlange ſo gleisneriſch? dann: Warum war der Apfel ſo ſüß? endlich: Warum aß Adam davon? Die Schlange windet ſich um den Baum der Erkenntniß, der das Dach der Kanzel bildet; er hat hinterwärts wunder-

volles Laubwerk, auf dem die ſchuldloſen zwei- und vierfüßigen, die geflügelten und ungeflügelten Bewohner des Paradieſes ſitzen. Zwiſchen ihnen nimmt ſich ein Aeffchen ſpaßhaft genug aus, es nagt auch am Apfel, aber ungeſtraft; iſt doch nur das Unrecht, was wir als Unrecht kennen. Oben auf dem Dach der Kanzel ſteht Jeſus mit dem Kreuz. Er hat es auf den Kopf der Schlange geſtellt, ſie iſt dem Sterben nahe; convulſiviſch ringelt ſich der Schweif bis zu den fliehenden Menſchen herab. Von Schmerz überwältigt, den ihm gewordenen Auftrag ausführend, aber dabei leidend, wie Engel leiden, ſchwebt der Himmelsbote über Adam und Eva. Er hält das flammende Schwert, aber die Hand zittert ihm, man ſieht es ihm an, könnte, dürfte er, er würde gern das eigne Leben für das fremde hingeben.

Aus der heiligen Gudula, die ihre beiden ſtumpfen Thürme erhaben und bittend zum Himmel ſtreckt, ging ich zu dem Marktplatz, der die Gräber der gefallenen Belgier birgt. Das befreite Vaterland mit der zerbrochenen Kette zu ſeinen Füßen und den Löwen zur Seite, blickt friedeverkündend auf die Schlafenden, denen man dies große Grab mit duftenden Blumen geſchmückt hat. Keine einzelnen Grabſteine bezeichnen die einzelnen Gräber, ein Gedanke hieß ſie ſterben, ein Grab empfing ſie.

Auf dem großen Markt ſieht man ein ächtes, rechtes Stück des alten, ſpaniſchen Brüſſels. Da iſt der Platz, auf dem Egmont und Horn bluteten, und da ſteht der faſt abenteuerliche Bau des Rathhauſes. Ihm gegenüber befindet ſich ein der Mutter Gottes geweihtes Haus, dem nur die Spanier fehlen; ſtatt ihrer ſieht man überall die Blouſenmänner und einen kräftigen Schlag Menſchen mit deutſchen Geſichtern.

In einer Spitzenfabrik arbeiteten an viertauſend Arbeiterinnen; die armen Kinder hatten faſt alle rothe Augen und blaſſe Geſichter; ſie erhalten kaum einen Franken täglich und müſſen ſich dafür das Eſſen ſelbſt bezahlen. Die Spitzen, mit ihrem kunſtreichen Gewebe, mit ihren durchſichtigen Zeichnungen werden Einem nach der Beſichtigung einer ſolchen Fabrik grauſam verleidet. Es hängen zu viel unſichtbare Thränen an ihnen, Thränen der bittern Armuth, die das bischen Geld keineswegs in Thautropfen, worin ſich Regenbogenfarben ſpiegeln, verwandeln kann. Aus dem Gewinde Zwirn, das 12 Franken koſtet, machen die kunſtfertigen Hände für 48,000 Franken Spitzen, und das nicht, um ſich ein ſorgenfreies, heiteres Alter zu bereiten, ſondern um die Renten des ohnedies reichen Fabrikanten zu vermehren. Daß wir in unſerm civiliſirten Jahrhundert die arbeitende Klaſſe darben

laſſen oder ſie nur für den Augenblick befriedigen, iſt ein betrübender Gedanke. Die Aufgabe ächter Menſchenliebe ſollte die ſein, theilnehmend in alle Verhältniſſe einzugehen, und wenn nicht Gleichheit einzuführen, doch gewiſſe Abgründe zu füllen, die früh oder ſpät unſere ärmeren Brüder verſchlingen.

In der Gegend von Brüſſel wölbt ſich der Boden; Abends, beim Untergang der Sonne, als die dunkelrothe Gluth am Himmel flackerte, hatt' ich zum erſten Mal ein Schweizervorgefühl. Die Wolken vermählten ſich mit den Hügeln, die Hügel verſchwammen am Horizont, rechts breitete ſich ein See aus, links erhob ſich ein Wald. Es war mir, als ſähe ich den Leman, hoch über ihm ſtarrte der Montblanc, näher heran zeigte ſich der Salève; ſeine violetten Farben löſchten ſich in der Finſterniß aus, bald ſah ich nichts mehr als Sterne.

Die Fahrt von Brüſſel nach Lüttich, die auf der Eiſenbahn vier Stunden dauert, nimmt das Gehirn etwas mit. Die Bewegungen auf den Schienen ſind nicht immer ſanft, die Schwefelatmoſphäre ängſtigt, wenn ſie nicht benebelt. In der Nähe von Lüttich iſt die Erde mit ſchwarzen Tüchern, d. h. mit Steinkohlenlagern bedeckt. Die grünen Bäume ſehen faſt aus, als verwunderten ſie ſich in dieſer Unterweltserde fortzu-

kommen. Um Lüttich ſind die europäiſchen Waffenwerkſtätten; da werden Schwerter, Flinten und Kanonen für Egypten, für Rußland, für Baiern und Frankreich gefertigt. Der Handel verwiſcht die Animoſität der Völker; er ſchmiedet Klingen, die er dem Feinde arglos beut, die aber auch ihm ſpäter tödtlich werden können. Hoch thürmt ſich Lüttich auf einander, die Häuſermaſſe iſt durch Kirchen unterbrochen, die Straßen ſind eng und winklig; hie und da öffnen ſie ſich und bilden einen Platz. Die Maas, die die Stadt durchſchneidet, iſt mit Schiffen bedeckt, an ihren Ufern ſtehen Cypreſſen und Trauerweiden. Die erſtern haben ein düſteres, ſtarkes, inneres Leben, und die zweiten biegen ſich zart und graziös mit ihrem federartigen Laubwerk in die Fluthen, die ſie locken und beſpülen.

Ich ſtand ſchon mitten im Aachner Dom, auf Karls des Großen Grabſtein, als ich noch nach dem Dom fragte. Er iſt gar nicht ſchön, gar nicht impoſant; ſein Alter macht ihn ehrwürdig, nicht ſein Anblick. Das 15te und 16te Jahrhundert ging ſpurlos an dem Bau vorüber; was das 18te und 19te ihm brachte, hat ihn verunſtaltet, nun iſt er eine ſchwere, unbehülfliche Maſſe, aus der man nichts herausfindet als ein Grab. Hier in dieſem Dom auf dieſem Kaiſerſtuhl ſchwuren die Kaiſer des Reichs den Eid der Treue und

draußen auf dem Markt auf einer rieſelnden Quelle ſteht Kaiſer Karl, den Reichsapfel in der Hand, umkreiſ't von zwei Adlern, die ſo hager und flügelſchlaff ſind, daß man wohl ſieht: mit dem deutſchen Reich iſt's aus, mit dem alten deutſchen Reich nemlich.

Wenn ich von Gränzen reden höre, ſo denke ich: »ſo ſcharf wie eine Gränze läßt ſich der Menſch vom Menſchen nicht trennen; ſie verſchmelzen ſich eher, als daß ſie ſich ſcharf ſcheiden.« Das iſt aber ein Gedanke, der mir auf der belgiſchen und preußiſchen Gränze recht einſeitig vorgekommen iſt. Kaum ſind die franzöſiſchen Klänge verhallt, kaum hat der Schlagbaum ſich geöffnet, ſo empfangen uns deutſche Töne und deutſche Sitten. Alles iſt wie mit einem Zauberſchlage deutſch; Alles ruft uns das heitere Willkommen in dem befreundeten, bekannten Lande zu. Die Heimath iſt im Deutſchen weiblichen Geſchlechts, eben weil ſie ſo ſanft, ſo liebevoll, ruhe- und ſchutzbietend wie eine Mutter iſt, die den Heimkehrenden mit weichen Kiſſen und zärtlichen Umarmungen empfängt. Anders iſt das Wort: Vaterland. Es gehört dem Manne, es ruft erhabene Gefühle wach, es ruft Thaten hervor, es ſtählt den Muth, es iſt wie ein großes Wolkenbild, das alle Augen feſſelt und alle Herzen ſchlagen macht.

Digitized by Google

Schweizerbriefe.

I.

Genf.

Wo iſt Genf? fragte ich haſtig, als das Dampfſchiff wie ein Schwan die himmelblaue Flut des Lemans durchzogen hatte und nun auf einmal im Hafen der Anker mit klirrenden Ketten in den Boden fiel. Wo iſt der Montblanc, wo iſt das Alpenglühen, wo das Entzücken, das uns wie Duft, wie Farbenſchmelz umfließt?

In der Richtung hin iſt der Montblanc, ſagte ein freundlicher Mann, indem er mit der Hand links über den Mont Salève hinüber deutete und hier iſt Genf!

Einen Quai ſah ich, einen vornehmen Quai mit Paläſten; weiterhin eine Inſel mit grünen Bäumen und dazwiſchen Rouſſeaus Statue, aber ich ſah nicht Genf, nicht das eigentliche Genf, nicht jene Stadt,

Digitized by Google

in deren kleinen winkligen Straßen bald Rouſſeau, bald Voltaire gewandelt haben, wo Byron ſeinen Schmerz tief in die Natur vergrub und an Shelleys Bruſt getobt und geweint hatte. Das, was der ariſtokratiſche Quai mit ſeinen Hotels zeigt, das haben die Reiſenden mit ihren Weltanſprüchen, das haben die Gaſtwirthe mit ihrer Gewinnſucht dahin gebaut, das wendet ſich dem See, wendet ſich Deutſchland zu. Das wirkliche, weltberühmte Genf, auf deſſen handgroßem Terrain ſo viel Kultur ſich konzentrirte, das wunderlich bucklig, winklig verworren, wie ein Knäuel, an Bergen ruht, das blickt hinüber nach dem ſchneeigen Jura, hinüber nach Frankreich, aus dem es ſeine Bewegung, ſeine ſtockenden und ſtürmenden Pulsſchläge, ſeine rechte Bildung ſchöpfte.

Genf iſt franzöſiſch; es iſt es der Sprache, es iſt es der Sitte wegen, es iſt es jetzt auch ſeiner Unruhe nach; es hat auch, wie Frankreich, ſeine Emeuten, es will auch ſeine Konſtitution. Es hat ſeine Lafayettes und ſeine Gamins. Die Genfer, ein nicht eben raſches und leicht entflammtes Völkchen, grübeln doch viel über Theorien und fühlen ein politiſches Unwohlſeyn, das ſie zu dem Wunſche nach Veränderung treibt. Die Kaiſer und Könige ſollten nur immerhin die Republiken beſtehen laſſen; ſie zeigen der Welt offenbar

im Kleinen, daß die Form gar nichts zur Sache thut und daß hier, wie in den monarchiſchen Staaten, jene unbeſtimmte Unruhe und jenes ungeſtörte Phlegma ſich gegeneinanderüber ſtehen, die die Menſchen in aktive und paſſive theilt; ob dieſe nun in die konſtitutionelle Form oder in die despotiſche gefaßt werden, liefert am Ende daſſelbe Reſultat, nämlich das, daß der Menſch nirgends oder überall glücklich iſt.

Viele Genfer behaupten, daß die vorgegebenen Unzufriedenheiten des Volkes vielmehr in der Phantaſie der Aſſociation des dritten März, als in der Wirklichkeit gelegen hätten. Wer eine Revolution bezwecke, müſſe erſt beweiſen, daß das Volk poſitiven Antheil daran nehme. Die Aſſociation habe ſich Mühe genug gegeben, das Volk eine Rolle ſpielen zu laſſen, indeſſen ſeien die Genfer ſchon zu ſehr in der Civiliſation vorgerückt, um nicht ein individuelles Urtheil zu haben; ſie fühlten ſich durch und durch gebildet. Dies die Anſicht, die der Fédéral, der Courier de Génève, l'ancien Genevois vertheidigt, und welche von dem liberalen Journal de Génève Doctrinaire genannt werden.

Weil die Genfer ein induſtrielles Volk ſind, ſo haben ſie allerdings andere Bedürfniſſe als ihre Nachbarn, die von Viehzucht und vom Ackerbau leben.

Sie haben die Wünſche einer reichen, einer bevölkerten, einer handelnden Stadt. Die Vernünftigen möchten in ihrer neuen Konſtitution ein Band zwiſchen der Ariſtokratie, die mit ihren Geldſäcken den obern Theil der Stadt einnimmt, und der Demokratie finden, möchten, daß nicht Alles zerhauen, daß die wichtigen Fragen nicht durch die rohen Volksſtimmen gelöst würden, allein noch ſchwankt der Pendel ungewiß hin und her, noch deutet er keine beſtimmte Stunde, keine wirkliche geiſtige Freiheit an. Der Reiz der Neuheit hat die Aſſociation des dritten März vielleicht zu weit geführt, ſie hat den ſo wichtigen Grundſatz aus den Augen gelaſſen, daß mehrere geſetzgebende Generationen zum Glück der Völker, zu ihrer Entwickelung, zu der Modification ihrer urſprünglichen Formen gehören. Möglich iſt es, daß durch dieſe Uebereilung die wirklichen Intereſſen des Volkes betheiligt und der augenblickliche Triumph für Genf in der Hinſicht ſchlimme Folgen haben kann, daß durch ihn der erſte Ring zu einer Kette von Mißverhältniſſen geſchmiedet worden iſt. Wer etwas in der Weltgeſchichte geblättert hat, kommt leicht auf den Schluß, daß die repräſentative Democratie nicht gerade die iſt, die die Moral eines Volkes zur Blüthe bringt; im Gegentheil ſind die Gebildeten des Staats

von jeher bedacht geweſen, eine Gränzlinie zu ziehen und die Maſſe nicht gar zu entſcheidend auf die wichtigſten Fragen einwirken zu laſſen. Ich ſpreche natürlich nur von den größern Republiken, denn die kleinen, wo der Staat in ſich eine Familie bildet, bieten ſchöne Ausnahmen von der Regel.

Unglücklich iſt die Feindſeligkeit, mit der die Katholiken den Reformirten und umgekehrt gegenüberſtehen. Wann wird die Zeit einer chriſtlichen Ausgleichung, einer wahren liebevollen Toleranz eintreten, wann werden die Guten ohne Unterlaß gut, die Liebebedürftigen ohne Unterbrechung liebeempfangend ſeyn? Die wahre Religion hält ſich nicht an die blumengeſchmückten Altäre, oder an die ernſte ſchmuckentkleidete Kanzel, ſie dringt in den Geiſt des Verſtändniſſes, in die Abſicht, die ſtets rein ſeyn ſoll. Es herrſcht in den Genfer Kirchen ein methodiſtiſcher Geiſt, der beklemmend auf mich eingewirkt hat, es iſt nicht die Heiterkeit des Chriſtenthums, die uns aus ihnen tröſtend entgegenwallt, es ſind Calvins Ideen, die Servet einen Scheiterhaufen bauten.

Indeſſen muß ich doch ſagen, daß wenn Rouſſeau's Geiſt eben nicht in der Genfer Kirche und in der Genfer Erziehung obwaltet, mir die Erziehung beſſer als die Kirchentendenz gefallen hat. Jene drückt vielleicht zu

ſehr die Idee der Reformation, das Extrem der Einfachheit, der Schmuckloſigkeit, dieſe Uebertreibung des Proteſtantismus aus, indem ſie den Kirchenfenſtern ihre Himmelsfarben, den Kirchenmauern ihre Bilder genommen hat; dieſe verheißt etwas Kommendes, etwas Bildendes. Der Ernſt, mit dem die Genfer die Erziehung betreiben, beweist, daß ſie ſie als Baſis des Staats, als das erſte Ingredienz des menſchlichen Glücks betrachten. Sie bemühen ſich, Menſchen zu bilden, ſie haben nicht den gewöhnlichen Weltzweck vor Augen, Zierpuppen zu fabriziren, ſie dringen tiefer in das Ideal, ſie betrachten nicht den Unterricht als Hauptſache, ſondern das Wiſſen, das wirkliche in ſich Aufnehmen, um das ſich die meiſten Lehrer nicht bekümmern. Sie lehren nicht die Moral, ſie laſſen ſie finden, ſie bilden die Kinder nicht negativ, ſondern poſitiv, ſie ſuchen hauptſächlich die Erhaltung der Innerlichkeit zu bezwecken und ſie dann hinüber in die Verbrüderung des Chriſtenthums zu ziehen. Hier zwar vermißt man wohl noch hie und da die Liebe, die die wahre Hingebung iſt, indeſſen iſt dieſen Beſtrebungen doch ein ſchönes Ziel geſteckt, nämlich das durch enthuſiaſtiſche Darſtellung geförderte Gefühl der Menſchenwürde, das ein tüchtiges Selbſtvertrauen den ſonſt verzärtelten Kindern in die Adern gießt.

Auf dieſe Weiſe muß der Einfluß des Chriſtenthums heilbringend ſein; es löst am leichteſten die Widerſprüche der Menſchenbruſt, indem es mit ſeiner unverrückten Magnetnadel auf den Glauben weist. Der Glaube iſt das Dauernde, Große, Herrliche, das das Chriſtenthum darbietet; es feſſelt die Friedensboten am Wege, ohne die es Nacht um uns wäre, es erlöst recht eigentlich den Menſchen, indem es ihn einfach macht oder ihn einfach erhält. Wer durch ein Gewirre von Intereſſen, durch einen Wirbel von Discuſſionen ſich erſt in die Religion hineinarbeiten ſoll, der wird mit großer Mühe das Wahre gewinnen, aber ein Kind, das aus der Bibel ſeine Weltanſicht, ſeinen Glauben, ſeine Poeſie ſchöpft, das durch dieſes Buch und durch die moraliſche Einwirkung des Lehrers einen ſichern Grundſtein gefunden hat, das wird ſpäterhin ein glücklicher Weltbürger werden. Und wird das Kind kein glücklicher Weltbürger, ſtrömt das Schickſal über ihm, zernichtet oder verſtümmelt es ein reiches Leben, ſo bleibt ihm doch immer die ſtille Einſiedelei ſeines Chriſtenthums.

Ich habe, indem ich die Genfer und die Schweizer Penſionsanſtalten im Allgemeinen durchſtreifte, mich nicht genug über die Art und Weiſe erfreuen können, durch die in denſelben die Ausgleichung der Charaktere

bewerkſtelligt wird. Jedes Kind wird einzeln erzogen, namentlich in der Niedererſchen Anſtalt, unter der Leitung der Madame Niederer, die in ihrem Herzen die himmliſche Moral der Weltreligion trägt. Jedes Kind findet eine gewiſſe Freiheit der Bewegung, eine Achtung ſeiner Eigenthümlichkeit, die die wahre Treibhauswärme für die junge Pflanzung iſt. Und nun vollends in den Familien, die, ohne Penſionsanſtalten zu haben, ſich dennoch mit der Entwickelung von ein oder zwei Kindern abgeben, und all ihr Augenmerk, all ihren Fleiß auf dies wichſtigſte aller Geſchäfte wenden. Gewiſſe allgemeine Wahrheiten können wohl durch Worte den Kindern anſchaulich gemacht werden; die Hauptſache aber iſt das Beiſpiel, das beſſer lehrt als alle Worte. Wenn ein Kind nichts als Gutes, Harmloſes, Edles ſieht, wenn es beſtändig durch Thaten auf das gute Prinzip hingewieſen wird, ſo müſſen endlich die Begriffe der Tugend ſo feſte Wurzeln ſchlagen, daß die böſen Leidenſchaften, die öfters allerdings wie ein ſubtiles Gift im Blute ſchwimmen, dadurch ſich verflüchtigen. Die Genfer und Lauſanner, und ich möchte den letztern noch den Vorzug geben, weil ſie nicht mit Fremden in beſtändigem Contacte ſind, geben durch ihr ganzes Weſen einen harmoniſchen Eindruck, der den höhern

Unterricht wunderbar befördern muß. Sie haben nicht ſowohl Theorie als Praxis, ſie ſtreben viel mehr nach Gründlichkeit als nach Syſtem. Die höchſten Ideen des Zeitalters verſchwiſtern ſich mit denen des Chriſtenthums; die entſagende Reflexion tritt in den Grundton des Weſens und führt eine Ausgleichung der Kräfte ſchon in der Jugend herbei. Zwar üben auch die Prieſter in der franzöſiſchen Schweiz eine Weltherrſchaft aus, zwar wirken ſie oft nicht allein in den Kirchen, ſondern auch in den Familien, aber der Geiſt der Reformation ſchützt vor dem Mißbrauch. So ziehen die Prediger den ſchlaffen Zügel des Gewiſſens, ſo wirkt ihre Ermahnung wie eine Zauberformel, indem ſie die Seelen aus dem Materialismus zu reißen bemüht ſind, aber ſie wirken mehr durch die Aufklärung, als durch den Gehorſam, mehr durch die Liebe, als durch die Furcht.

Ich wohnte in Genf einem Gottesdienſt in der reformirten Kirche bei; ſie war wie immer überfüllt. Daß ſich ſo viele Kinder in ihr befauden, betrübte mich in etwas. Ich meine, ein Gang in dieſem Alter auf den Salève hätte ihren kleinen Herzen mehr Weihe, als die Worte des Herrn Pallard gegeben; indeß feſſelte der Eindruck, den ich empfing, alsbald meine ganze Seele. Dieſe Kirche ohne Schmuck, ohne

Altar, ohne Geheimniß, dieſe hölzernen Bänke, dieſe einfachen Kirchenfenſter, die höchſtens eiuen grünen Vorhang als Sonnenſchutz haben, dieſer ganze Anblick giebt ein Gefühl der Conzentration, das, wenn es auch mehr melancholiſch als erhebend wirkt, dennoch wirkt. Der Vortrag war auf deu Effekt berechnet; die kleinen Pauſen, die Geſten, die zitternden Modulationen der Stimme waren etwas ſtörend, indeß gab der Text eine reiche Ausbeute. Der Geiſt der Reformation ſtellte ſich ernſt, ohue Martyrthum, ohne Extaſe in ſeinen erhabenen Gewißheiten heraus. Es war ein ruhiger, ich möchte ſagen ein erhabener Triumph, den die Anſchauung über die Begeiſterung feierte. Die Sprache war dabei blühend, voll geiſtreicher Wendungen, aber ſchleppend wie die Genfer ihr Franzöſiſch reden. Ohne einen gewiſſen Naſenton geht es nicht ab; weil ſie ihre Nachbarn, die Franzoſen, in ihren Südwinden ſpüren, ſo wollen ſie auch durch Töne ſich ihnen näher bringen. Die Kanzel ſollte jedoch nie der Schauplatz ſolcher Verſuche ſein, ſie ſollte die höchſte Natürlichkeit als Weihe, die größte Wahrhaftigkeit als Andacht beſitzen. Je einfacher eine Ueberzeugung verkündet wird, je eindringlicher wird ſie. Predigten ſind Volkseigenthum, weil ſie der Maſſe angehören; daher ſollten in ihnen

die Deklamation, die Rhetorik keine Rolle ſpielen.

Genf liegt nicht am See, ſondern an der Rhone. Es iſt ein Fehler, daß die Stadt nicht von den wunderbar blauen Azurwellen des Sees umſpielt wird. Um den See zu überblicken, muß man entweder auf ihm fahren oder doch wenigſtens über die kleine Drahtbrücke hinüber auf die Rouſſeau-Inſel wandeln. Von dort aus ſieht man den mit violetten Tinten herrlich umfloſſenen Mont Salève und ahnet hinter ihm den Montblanc, der ſich nur ſelten in ſeiner ganzen Schneemajeſtät, der neidiſchen Nebel wegen, zeigt, ſieht den vom Jura und den Savoyer Gebirgen umſchloſſenen See und kommt zur wirklichen Anſchauung jener Naturfeier, die Jahr aus Jahr ein im grandioſen Styl begangen wird.

Ich kann nicht ſagen, daß Genfs Anblick mich ſeiner Schönheit wegen überraſcht hätte. Die Stadt iſt nicht in Harmonie mit der Natur; man wünſcht ſich die großen Hotels am Ufer weg und möchte ſtatt ihrer einzelne Landhäuſer errichten, die mehr Einſamkeit böten. Kommt es einem doch vor, als dürfe dieſe majeſtätiſche Natur keinen geſellſchaftlichen Verkehr zulaſſen, als müßte man ſich in ein ewiges Schweigen hüllen oder an das Herz der Freundſchaft flüchten. Das merkantiliſche Treiben der Stadt wirkt

unbefriedigend, unruhvoll; es ſteht im Kontraſte mit den Gefühlen, die der Anblick der Gletſcher weckt; es ſpricht zu viel von den angebildeten Feinheiten der Sitten, die man nutzlos nennen ſollte. Ich habe mich am Abend öfters auf die Rouſſeaus-Inſel geſetzt, habe der Stadt den Rücken gedreht und die mit Mondlicht, wie mit ſilbernen Flittern überſäete Flut an mich heranmurmeln und wieder forteilen ſehen. Das brutale Eſelsgeſchrei und das ihrer Führer iſt alsdann verſtummt; der Hafen wird geſchloſſen, die Wagen ſchleichen ſparſam über die große Brücke. Es war mir dann zuweilen, als ſei ich die Eigenthümerin des Sees geworden, als käme er mit ſeinen Wellen, ſchmeichle mir um Füße und Kleid, ſäuſele um mich und magnetiſire mich. Der weiche, wolkige Duft der Nacht, die unſicher glitzernden Sterne dazwiſchen, die ſchwankenden Konturen der Berge, die kleinen Lichter, die aus den Landhäuſern herüberſchimmern, die leiſen Ruderſchläge eines verſpäteten Schiffers, Alles das wird zum Gedicht, Alles ſpült die unruhigen Gedanken in die endloſe Tiefe.

Rouſſeau ſitzt in Erz gegoſſen auf hohem Geſtein inmitten meiner kleinen Inſel, Rouſſeau blickt ſchwermüthig, den Griffel in der Hand, das Buch auf den Knieen, hinüber auf die Stadt, die ihm theuer und

ſchmerzensreich war. Er kehrt dem ſchönen See, der majeſtätiſchen Alpengegend, dem großen Naturſchauſpiel den Rücken; er wendet ſich zur Civiliſation, die er für einen Wurm an der Frucht hielt, den er auszuſtoßen ſtrebte in ſeinem Contrat social, in ſeinem Emil, und der ſich an ihn, an den Weltweiſen, in Reue und Zerwürfniß wagte. Rouſſeau war ein durchaus edler, ein rein menſchlich fühlender Mann, im Kontraſte mit ſeinem »Contemporain« Voltaire, der ſich nicht viel um Menſchenwohl kümmerte, und dem ein Witz lieber als eine edle That war. Rouſſeau war gut, aber er war kein Menſchen- oder vielmehr kein Weltkenner. Das beweiſen ſeine Confeſſionen, die er nie hätte drucken laſſen ſollen. Er wollte ſich den Rückweg in die Natur bahnen, er wollte der Wahrheit einen Tempel bauen, er ſteinigte ſich. »S'il y a du mal,« ſagte er von ſeinen Schriften, qu'on me l'impute; s'il y a du bien, je n'entends point m'en faire honneur; je ne veux pas passer pour meilleur que je ne suis.« — Daß er gegen die moderne Geſellſchaft eiferte, daß er ihre Gebrechen ſtreng rügte, das war ſeiner würdig; daß er aber an ſich ſelbſt die eiternden Wunden der Geſellſchaft offenbarte, daß er Anatom und anatomiſirte Leiche zugleich ſein wollte, daß er die Fackel der Wahrheit in den

dunkelſten Winkel ſeiner Gedankenverbrechen trug, das zerſtörte ſein Werk, ſtatt es zu fördern. Wer der Maſſe gegenüber nicht auf einem Piedeſtal erſcheint, der imponirt ihr nicht; wer nicht imponirt, erregt weder Achtung noch Aufmerkſamkeit. Voltaire mag ſich wohl öfters in jener Zeit die feinen ſarkaſtiſchen Lippen zuſammengebiſſen haben, wenn er den Schwärmer Rouſſeau von dem höhern Daſein der Menſchheit reden hörte. Der hütete ſich, von ſeinen Fehlern, von ſeinen Leidenſchaften, von ſeinen Verirrungen zu reden, er hatte für Alles eine Entſchuldigung, einen Grundſatz, eine Idee, ja eine Lüge. Rouſſeau hatte Herzens-, Voltaire nur Kopfreichthum. Wenn man deſſen Herz in Fernay aus der Mauer nehmen und beſichtigen dürfte, würde man wohl ſchwerlich etwas Anderes als ein Stück Haut mit kleinen dünnen Fädchen durchzogen zu Geſicht bekommen. Rouſſeaus Herz war ſtrotzend von überwallenden Gefühlen, reich an Aufopferung, ſeiner Ueberzeugung ganz hingegeben. Aber er hatte doch Manches in ſich, was viel mehr dem Lallen eines Kindes, als dem kräftigen Willen des Mannes gehörte. Das zeigt ſich auch in ſeinen milden Zügen, die Demuth und Freundlichkeit ausdrücken. Ich warf ihm immer ein »Gott grüß' Dich!« zu, wenn ich vor ihm vorbei an den See huſchte; er

war mir ein lieber Bekannter, eine rührende Erſcheinung der menſchlichen Schwäche und der menſchlichen Stärke. Jetzt kommen die Genfer an ſeinem Geburtstag und bekränzen ihn mit Blumen; früher verbrannten ſie ſeine Werke und verabſchenten ihn. Es iſt doch ſchön, daß das wirklich Gute ſich immer Bahn, wenn auch erſt in der Nachwelt bricht. Voltaire hat nur ein durchaus wiſſenſchaftliches Intereſſe für ſich, während Rouſſeau ſich ein menſchliches in den Herzen ſeiner Mitbürger errang. Fernay bietet nichts als todte Erinnerung; die Eremitage Rouſſeaus iſt doch noch ein Stück Leben, es iſt nicht Alles Ruine, nicht Alles Verfall in ihr. Ich glaube, Voltaire trug die Zerſtörung in einem Maaße in ſich, daß er ſchon morſch in ſeiner Jugend war. Die höhern Ideen waren ihm nur Verſtandesſpiel, er amüſirte ſich mit ihnen wie Kinder mit Federbällen. Dabei der Froſt ſeiner Menſchenverachtung, ſein ſkeptiſches, die verklärende Poeſie niedertretendes Weſen, ſeine Zweifelſucht, die das ganze Material der Erde durchwühlte. Dieſe planvolle Zerfahrenheit ergreift im Angeſicht Rouſſeaus um ſo mehr, als dieſer wirklich einen überſchwänglichen Idealismus in ſich trug. Er wollte Alles was edel und groß war, aber er war oft von der Stärke ſeiner Leidenſchaften überraſcht. Deswegen

war er auch kein Weltweiſer, kein Philoſoph, kein Sokrates, er war nur ein Naturmenſch, oder wollte es doch ſein.

Die Naturliebe der Schweizer, oder beſſer ihre Vaterlandsliebe, hat zwar zuweilen etwas, das an Arroganz ſtreift; allein ſie iſt auch wiederum der lebhafteſte Ausdruck ihrer Dankbarkeit für das reiche Geſchenk einer ſolchen Umgebung. Ehre den Gletſchern in der Höhe, Ehre den Wellen in der Tiefe, Ehre dem Epheu, das ſich um die Platanen ſchlingt! — Ich hab's geſagt, mehr gedacht als geſagt, wenn mich der Untergang der Sonne aus dem Neuen-Thore lockte, wenn ich hier- und dorthin die Schritte wandte, wenn bald der Jura, bald der Salève mir entgegenſprang und ich auf ungebahnten Wegen die Natur in ihrer wilden Phantasmagorie oder in ihrer ländlichen Einſamkeit aufſuchte. Petrarca ſagt:

Qui non palazzi, non teatro o loggia,
Ma'n lor vece un abete, un faggio, un pino
Trà l'erba verde e'l bel monte vicino
Levan di terra al ciel nostr'intelletto.

Er hat dieſe Worte mit Recht geſungen, hat ſie im Angeſicht der Natur, die ſeine Tröſterin war, geſungen. Ja, auch hier ſtreben die Pinien gen Himmel, auch hier giebt es ſtille, verborgene Plätze, wo keine

Paläſte gebaut wurden, wo aber die hohen Eichen, die ſchneebedeckten Berge die Augen aufwärts in die Wolken führen. Warum mußte die Erde, wie ein Beſitzthum, in tauſend kleine Stücke zertheilt werden, warum iſt ſie zum Erbe der Feindſeligkeit geworden, die ſie errang und zerſtörte! Ihre wahren Eigenthümer, die guten, die einfachen Menſchen, die ſich unter die Natur, wie unter ihre wahre Geſetzgeberin ſchmiegten, die haben ſich immer weiter in dunkle, ſtille Winkel zurückgezogen, die ſind immer einſamer, immer ſeltener geworden. Weil ſie ihr Leben, ihre Habe vertheidigen mußten, hat ſich der Widerſtand, ja die Unwahrheit in ihr Herz geſchlichen; weil ſie zwiſchen ihren Siegern das Leben ſchwer, die Bedingungen zum Leben ihnen entgegenarbeitend fanden, haben ſie ſich mehr dem Materialismus als dem Idealismus zugewandt. Die, welche die Ausnahme machen, die noch ein Stück urſprünglichen Naturzug in ſich haben, die dem reißenden Strom entgegenarbeiten, die werden aus Schmerz Dichter, weil ſie unverſtanden ſind. Unglücklich, weil ſie in der Natur das Höchſte errathen, weil ſie die Wahrheit ſuchen, treibt ſie das Schauſpiel der lügenhaften Inſtitutionen, der Mißbräuche, der Ungerechtigkeiten zu der Höhe der Verzweiflung.

Digitized by Google

Die Abendſtunden in Genf ſind herrlich, die Luft iſt voll Arom, die Fruchtbäume ſenken ſich unter der Laſt ihrer Blüthen, die Wieſen breiten ſich mit ihren tauſendfarbigen Blumen weiter aus oder ſteigen als Matten hinauf, um den läutenden Kühen Nahrung zu ſpenden. Der Horizont iſt purpurroth, dann violett, er iſt wie das ferne Vaterland der unruhigen Phantaſie, das erſehnt, aber nicht erreicht wird. Welche Schneemaſſen, welche blendenden Sonnenſtrahlen, welche bibliſche Cedern, welcher Friede, welche Ruhe! — Auf einmal ſtoße ich auf eine murmelnde Quelle, die den Berg hinunterfließt; kleine Vogelſtimmen erheben ſich, die Heimchen zirpen, die Nachtigall ſchlägt einen langen Ton an, der Kuckuck ruft.

Die Baſtionen des heiligen Antonius ſind viel zu civiliſirt, um wahrhaft ſchön zu ſein; ſie ſchlängeln ſich mit ihren geſchnörkelten Promenaden um die Hälfte der Stadt und bieten neben den hohen Kaſtanienbäumen auch kleine Blumenbeete, die der Spaziergänger ehrt, indem er ſie umgeht. Hie und da zeigt ſich ein Stückchen See, nirgends eine freie, grandioſe Anſicht. Es iſt, als wenn die Genfer die Unendlichkeit ihrer Natur im täglichen Leben nicht tragen können, als wenn ſie ſich hinter kleine Eindrücke verſchanzt hätten. Das Schöne iſt zugleich groß, ſagt ein geiſtreicher

Digitized by Google

Schriftſteller; die Genfer machen das Schöne klein, ſie verſtecken ſich vor ihm in ihren Häuſern, ſie ſuchen es in Käfige einzuſperren. Man kommt hier von der Idee zurück, daß das Grandioſe grandios wirkt; hätte Lavater die Phyſiognomie der Genfer ſtudirt,. er hätte vielleicht vor Allem die Genauigkeit an ihnen aufgefunden. Die mathematiſchte Genauigkeit gehört allerdings zu dem Handwerk, das ſie treiben. Sie ſind Uhrmacher, und es iſt ſeltſam, wie ſich das geregelte Machwerk auf ihren faſt unbeweglichen Geſichtern abgedrückt hat. Sie träumen viel von Theorien, ſagte ich im Anfang meiner Berichte; ſie fangen die Zeit ein, hätt' ich ſagen ſollen, ſie geben dem Tage den genauen Maaßſtab der vier und zwanzig Stunden, in dem jede überflüſſige Minute ein Fehler iſt, ſie hemmen gewaltſam den Flug der Phantaſie, in dem ſie ihr das Hinausſchweifen verbieten.

Um den Genfer See zu ſehen, muß man Genf verlaſſen, man muß hinüber nach Colonie oder nach Secheron. Wie der kleine Nachen ſo lieblich über die tiefblaue Fluth gleitet, wie man unter ſich große Felsſtücke erblickt, die die Wellen an-, aber nicht wegſpülen! Dort liegt eine Römerſtadt begraben und hier winkt der Garten von Secheron. Welche Ausſicht wähle ich heute? laß ich mich an den Savoy'ſchen

Bergen nieder oder gehe ich auf die Jura-Seite, von wo aus der Montblanc hinter dem Salève mit ſeinen drei Häuptern emporſteigt? . . . Ich bin in Secheron. Der Frühling iſt auch in Secheron, der Frühling mit ſeinem unruhvollen, aufſcheuchenden Flügelſchlag. Es iſt ein Drang nach Luft, nach Licht, nach Schönheit, nach Glück, nach Offenbarung, der den Menſchen tief in's Herz greift. Man hat im Frühling einige Seh-, Hör- oder Riechorgane mehr, man iſt wunderbar gereizt und getragen, entzückt und entmuthigt. In Secheron blühten die Mandelbäume, und der See kam heimlich, um ſich ihnen in ſeiner Farbenpracht zu Füßen zu legen. In dieſe Farben tauchen ſich die Sonnenſtrahlen violett und roth, glänzender als der Aquamarin, und wetteifern mit dem Himmel, der ſich jenſeits der Berge nach Italien herunterſenkt. In Deutſchland iſt der Himmel auch ſchön, aber ſo wie hier iſt er nicht; er hat nicht die Verſchiedenheit der ſüdlichen Bläue, er hat keine Kontraſte, keine ſeltſamen Tinten, die alle Farben in ſich zuſammenfließen laſſen, er hat nur einen ganz einfachen Augenaufſchlag, aber ohne das holdſelige und doch erhabene Lächeln der Schweizernatur. Die friſchen Luftzüge im Garten zu Secheron beſitzen den Duft der hohen Gebirge; ich möchte dieſen eine herzſtärkende Atmoſphäre

Digitized by Google

nennen, denn in ihm wird jener kräftige Herzſchlag erweckt, der dem Leben entgegentrotzt, wenn etwa das Leben ſtärker als das Herz ſein will.

Es iſt recht ſchade, daß die Naturbeſchreibungen ewig Skizzen bleiben, daß ſie ermüden, nicht erfreuen. Wer könnte auch den Himmel, die Wolken, den Sonnenſchein malen? Ich ſehe die verſchiedene Beleuchtung, wie ſie den Montblanc umſchmeichelt, ich ergötze mich an den Felswänden der Savoyer Berge, ich höre in der Ferne die einübenden Töne eines Poſthorns, das ich immerhin für das Alpenhorn nehmen kann, ich erblicke die mit weißen Segeln geſchmückten Fiſchernachen, die den See hinauf und hinunter ſtreifen, aber ich kann's nicht auf das Papier zaubern, ich bin keine Camera obſcura, die alle Gegenſtände, wenn auch im Kleinen wiedergiebt. Von den Fiſchen des Genfer Sees darf ich ſchon eher reden, die ſind ſo groß und ſo dick wie Menſchenarme, haben weißes und roſenrothes Fleiſch und ſchmecken in Secheron bei Herrn Dejean vielleicht noch beſſer als im Hôtel des Bergues.

Den Göttern der Natur, dieſer ausdrucksvollſten Fabel des Alterthums, dieſem Bedürfniß der Dankbarkeit, dieſer wahren poetichen Idee, die den Bäumen Seelen und den Titanen Schmerzen giebt, opferte ich

ein im Gletſcherſchnee abgekühltes Glas Burgunderblut. Ich that's nicht im Uebermuth, nicht mit dem Lachen der Selbſtzufriedenheit, ich that's, weil ich glücklich und dankbar war. Im Grunde iſt es völlig gleich, in welcher Form ſich das Gefühl äußert, das wir Denken an das Höchſte oder Andacht nennen. Das Leben lehrt uns einen eignen Kultus zu ſchaffen; der däucht mir iſt der angemeſſenſte, der Verſtand und Phantaſie als Endpunkte vereinigt. Daß es die reformirte Kirche in Genf nicht thut, liegt wohl mehr an den Geiſtlichen als an der Kirche. Sie erregen weder die Phantaſie, noch befriedigen ſie den Verſtand; ſie geben der Starrheit nach, die ſich ihrer bemächtigt hat, und die den Aufſchwung lähmt, ſtatt fördert. Dazu haben ſie auf ihrem Terrain mit deutſchen Handwerkern, mit Ausgewanderten zu thun, die ſich ihnen ſchroff durch ihre kommuniſtiſch-revolutionären Ideen entgegenſtellen. Das induſtrielle Intereſſe lehnt ſich ſelten an das Chriſtenthum, oder geſchieht es, ſo geben ſich Syſteme und Sekten kund, die auf weichendem Sande gebaut ſind. Der Kommunismus ſpielt jetzt eine Art Rolle in der Schweiz, er ſpukt in den Köpfen einiger ehrlichen Menſchen, die an ihn und an ſeine bewältigende Kraft glauben. Seine Fortſchritte ſind zwar gering, aber er ſchreitet doch dadurch fort,

daß ſich gemeinſchaftliche Armuth und gemeinſchaftliche Zumuthungen zuſammenfinden.

Der vielen Fremden wegen hat ſich jetzt eine Oper in Genf organiſirt, eine belliniſirende deutſche Geſellſchaft, die das Genfer Publikum in extaſiſcher Stimmung erhält. Das Schauſpielhaus liegt dicht am botaniſchen Garten und läßt in ſeinem kleinen grauen Bau nicht den Aufenthalt der Muſen errathen. Es gehört auch nicht zu Genf, beſonders nicht im Sommer, wo Alles ſo ſchön iſt. Die Stadt iſt amphitheatraliſch gebaut; die Geldariſtokraten, deren es noch immer viele in Genf giebt, hauſen auf den Höhen, in Straßen, die allenfalls zur Feſtung umgewandelt werden könnten, in feuerfeſten, maſſiven Häuſern, die dem Jahrhundert getrotzt haben. Ihnen zu Füßen wohnen die demokratiſchen Klaſſen, wohnen auch die Fremden; liegen die Wirthshäuſer, die einen eigenen Theil der Stadt bilden, aber nicht zur Stadt gehören. Eine hölzerne Brücke führt über die Rhone, die wie eine grüne Schlange aus dem See herauszischt. Etwas ſeitwärts ſteht das Stadthaus; es wurde im November 1841 von zwei- bis dreitauſend Menſchen umlagert, die unter Drohungen dem Rath das demokratiſche Prinzip abzwangen. Das Bürgermilitär ſpielte eine paſſive Rolle; es nahm keine Partei, es ließ die

Emente gewähren; jeẞt iſt die Konſtitution gebildet. Genfs Bewohner haben ſie, ohne Emeute, durch eine ungeheure Stimmenmehrheit angenommen. Sie wird ſie in neue Sphären oder, wer weiß unbewußt, in die alten zurückführen!

Dicht bei Genf führt aus dem Jura herab ein Weg in die Ebene, den Napoleon bauen ließ. Auf der Höhe befindet ſich ein kühler Quell, der, in eine zierliche Fontaine gefaßt, den Wanderern Labung beut. »Il est defendu de boire de cette eau avant de s'être reposé pendant dix minutes.« Dieſe Worte ließ Napoleon in den Stein eingraben; es ſind väterliche, fürſorgende Worte, die neben der Schroffheit desjenigen, der ſich von ſeinen Generalen ſagen ließ: »Sire, vous avez cent milles hommes à dépenser,« ſo wunderbar abſtechen, daß man ſie ihm mit einiger Mühe zuſchreibt. Indeß haben große Verſtandesmenſchen, Krieger und Philoſophen zuweilen wunderbar weiche Gemüthsgänge, in die nur einzelne Auserwählte eindringen. Der Maſſe gegenüber ſind ſie ſtreng, kalt, abſtoßend. Dieſe Schroffheit iſt bei ihnen Grundſatz, Syſtem, Mittel zum Zweck, allein in die ſtille Behauſung ihres Ichs, in das lyriſche Element, in das ſie ſich zuweilen ermüdet ſtürzen, brechen ſanfte Gemüthsſtrahlen, die die weltlichen Gedanken

in menſchliche wandeln, die der Zügelloſigkeit Einhalt thun und das Streben nach Herrſchaft in Duldung umwandeln.

Einen Blick will ich noch hinüber nach der Villa werfen, die Lord Byron bewohnte, dann ſcheide ich. Es umweht mich bei dem Namen Byron eine große Erinnerung; ich ſehe einen Menſchen, der Abgründe füllen, über Welttheile klimmen, eine rieſenhafte Anpflanzung in der Gegenwart zaubern wollte. Der Tod ereilte ihn, das Jahrhundert iſt ärmer geworden.

II.

Lauſanne und Vevay.

Von Ouchy, wo das Dampfboot landet, ſteigt der Weg aufwärts nach Lauſanne. Es liegt romantiſch mit ſeiner Kathedrale in der Mitte und den Landhäuſern rings herum auf Hügeln zerſtreut, zwiſchen denen ſich die Kaſtanien- und Platanenbäume trotzig zum Himmel ſtrecken. Lieblich war der Anblick der vielen Nachen, die unſer dampfendes Gehäus beim Anhalten an den verſchiedenen Stationen Rolle, Nyon und Coppet umſchwärmten. In einem der Böte, die ſchmal und lang wie die türkiſchen Caiks ſind, ſaß ganz an der

Spitze eine junge Frau mit einem Strohhut beſchattet. Sie hatte wundervolle ſchwarze Augen, deren Glanz durch eine ſchneeige Haut und lang herabfließende Locken erhöht wurde. Ein elegant gekleideter Mann ruderte in der Mitte des Boots; muthwillig führte er ſeine Gefährtin in die Wellen, die die Räder des Dampfſchiffes erzeugten. Als der Nachen ſchwankte, hinauf und hinunter fuhr, hielt ſich die junge Frau mit beiden Händen an den Rand, indeß ein ſchöner Jagdhund unbeweglich ſeine Herrin fixirte. Das Ganze nahm ſich wie eine liebliche Idylle aus, zu dem der See und der tiefblaue Himmel die Decoration lieferten.

Lauſanne iſt der Lieblingsaufenthalt der Engländer; es iſt viel günſtiger als Genf gelegen, indem es wie eine Königskrone ſich über dem See erhebt. Genf lagert förmlich verſteckt in der entfernteſten Ecke des Lemans, mehr an der Rhone, als an dem See. Lauſanne iſt überragt von ſeiner Kathedrale, bewacht von dem Jura und den Savoyer Gebirgen, lieblich umgeben von Weinbergen, die bis in die Wellen des Azurwaſſers herabſteigen. Es iſt hier gut leben, gut träumen, vielleicht ſogar gut ſterben.

Im Falken zu Lauſanne ſind die Leute ſo höflich, daß man ordentlich davon erdrückt wird. An der Table d'Hôte, die um fünf Uhr ſtattfindet und die aus

zwei Perſonen, aus einer Dame und mir, beſtand, lernte ich in dieſer eine ſehr geſchickte Zeichnerin kennen, die, aus Genf gebürtig, in Lauſanne Portraits machte. Sie ahmte wunderbar in ihren Bildern, die doch nur Zeichnungen waren, das Leben nach; ſie fand und erfand für jeden Menſchen, der ihr ſein Geſicht lieh, die rechte Stellung, den wahren Ausdruck. Dabei war ſie freundlich, ſinnig, zuvorkommend, aber ſo taub, daß das Wort ihr unzugänglich war. Sie hatte ſich auf ſich und ihr Talent beſchränkt, ſie ſehnte ſich zuweilen über die Gebirge hinaus nach Italien, ſie dachte ſich den Schall der menſchlichen Stimme wie Muſik; dabei war ſie vollkommen heiter und nahm ihr Geſchick wie eine Nothwendigkeit. Es zwang ihr keine Klage oder Ungeduld ab, es war da, weil ſie da war; ſie und ihr Schickſal gehörten zuſammen.

Von der Terraſſe vor dem Falken aus geſehen, zeigt ſich die Natur in ihrer ſchroffen Wildheit. Links läuft der Jura mit ſeinen weißen Häuptern am Horizont hin, und den Blicken gegenüber ſteigen die ſüdlichen Gebirge in melancholiſcher Erhabenheit aus dem See heraus. Gegen Abend tritt allemal eine tiefe Stille in der Natur ein; der blaue in's Gräuliche hinüber ſpielende Duft der Dämmerung erweckt eine anbetende Bewunderung, die zu einem nach Oben ſtre-

benden Athemzug einladet. Von den Bergen jenſeits des Sees iſt man durch den See geſchieden, aber er ſieht nicht immer wie Waſſer aus, er iſt wie ein grauer Flor, der einen Weg bedeckt. Einſam ſchwirren Nachtvögel einher; ſie ſuchen Schutz in Felsritzen. An ſie und an die Gebirge knüpfen ſich die Gedanken, die allmählig gewaltſam werden. Sie huſchen hinüber nach Italien, nach dem Comerſee, oder auch ſie verſchwimmen im Aether. Die Natur dringt nun einmal durch alle Poren; neben dem gerechten Gefühl der Bewunderung erzeugt ſie durch die Friſche ihres Waſſers, durch den Duft ihrer Pflanzen, durch ihre Farbenſchönheit jenes Wohlſein, das Ausruhen von der Arbeit ohne Erſchlaffung iſt.

Oben auf der Höhe des »Signals« iſt's noch ſchöner, als auf der Terraſſe. Da war ich beim Untergang der Sonne. Die Luft war ganz rein, ganz warm. Der Himmel in dunkeln Purpur getaucht, färbte den Schnee der Berge; die Fruchtbäume, die den Ort zieren, ſchüttelten ſich und ſäeten liebliche Flocken; dazu flatterte der See unter mir wie ein vom Wind bewegter Schleier. War's ein Symbol der Schweizerfreiheit, deutete er an, daß der Feind weder aus Frankreich noch aus Deutſchland, aber aus dem eigenen Herzen des Landes kommt? Wollte er

hinweiſen auf das Mißtrauen, das die Cantone theilt, auf den Glaubensgroll der Reformirten und Katholiken, auf den Stolz der Geſchlechter, der ſich in dem Schweizeradel offenbart, auf einen Mangel an Selbſtſtändigkeit, der die zweiundzwanzig Genoſſen der Freiheit in Feſſeln ſchlägt?

Die Kathedrale, die nun achthundert Jahre ſteht, iſt grandios. Sie ſoll das ſchönſte Gebäude der Art in der Schweiz ſein. Viel, viel ſchöner wäre ſie, wenn ſie nicht gerade jetzt inwendig ein neues Kleid bekommen hätte. Das entſtellt ſie in dieſer Jugendlichkeit, die nicht zu den ehrwürdigen fünfhundert Kolonnen gehört, womit ihre Gänge geſchmückt ſind. Weiße Kalkfarbe zu gothiſcher Bauart paßt nun einmal nicht. Iſt das z. B. nicht das Schönſte am Münſter zu Straßburg, woran die Zeit genagt hat, ohne es zu zernagen? Was wäre der Münſter, wenn man ihm die ſchwarzen Schichten nähme, die die Jahrhunderte ihm angeworfen haben?

Recht andächtig beſah ich die Grabmäler, unter denen eins der Engländerin Canning, von Canova gefertigt, geweiht iſt; im Grunde aber beſehe ich die Kirchen nur aus einem gewiſſen point d'honneur, bloß um ſagen zu können, ich ſei darin geweſen. So ein Gotteshaus, wo der Küſter erſt von weither durch

den Lohnbedienten zum Aufſchließen geholt wird, die man allein beſehen muß, in denen keine Heiligenbilder, keine Betende, nur Gräber und der Küſter ſind, der mit dem Schlüſſelbund hinterdrein ſchleicht, ſo ein Gotteshaus wirkt eher niederſchlagend als andachtsvoll; es gehört in die Kategorie der Häuſer, es ladet nicht zum Gebet ein, es wird eine Abſtraktion. Ordentlich lieb war es mir, als ich aus der Kirche in's Freie trat, da fand ich ſtatt ihrer einen Prediger, Herrn S., einen wahren Prediger, der mit gläubiger Seele, mit der reinen Erkenntniß des Göttlichen in freie Regionen dringt, einen Menſchen, der das Weltliche mit dem Heiligen, die Strenge mit der Milde auf wohlthuende Weiſe zu vereinigen ſtrebt. Der religiöſe Sinn in Lauſanne iſt ſo überwiegend, daß er die Politik nicht in ſein grünwieſiges Gehege läßt. Die Lauſanner ſind anders als die Genfer, ſie wollen keine franzöſiſchen Copien, ſie wollen Schweizer ſein. In Genf gingen kirchliche und politiſche Umwälzungen immer unter gräulichen Zuckungen vor ſich, indeß in Lauſanne das Losreißen von der römiſchen Kirche mit Ruhe vollführt wurde. Theilweiſe mag an den religiöſen Unruhen Calvins herbe Strenge Schuld geweſen ſein, da er mit Verbannung, mit Schwert und Scheiterhaufen alle die verfolgte, die ſeinen Lehren widerſtrebten.

Mit dem Prediger Herrn S., der ernſt, vielleicht ſogar abſolut iſt, ſprach ich von dem ſtoiſchen Prinzip ſeiner Anſicht: »Die Trennung des Menſchen von irdiſchen Gütern, die Vereinfachung unſerer Bedürfniſſe, die Ausgleichung der Stände.« Es iſt ſchrecklich zu ſagen, daß die meiſten Menſchen dem Wohlleben Einzelner aufgeopfert werden. Sollte das Naturgeſetz ſein? Die Sorge für die Raçe ſchließt oft die Liebe für das Individuum aus; man könnte darin das Grandioſe der Schöpfung bewundern, die tauſend Körner ſtreuet, um eine Garbe zu ernten; aber wir, die wir Körner ſind, wir möchten auch Garben werden! Die meiſten Menſchen ſind nicht ungeduldig, nicht erbittert, nicht ſchmerzensreich, ſie ſind nur müde. Wie dieſer Ermüdung die Spitze bieten?

»Als ich mich an einem Sommerabend plötzlich vom Anblick der Alpen Savoyens, von all' dem heitern Leben der Außenwelt abwandte und durch die Pforten des Doms in ſein ſchweigenvolles, kaltes Halbdunkel trat,« ſagt Zſchokke, »ſo war mir's, als wichen die Jahrhunderte zurück.« — Sein Gefühl mag ein richtiges geweſen ſein, denn an der Stelle, wo die Kathedrale gebaut iſt, erhob ſich ſchon im fünften Jahrhundert eine Kapelle, die der heiligen Anna geweiht war. Aber viel früher als zu Zeiten des Chri-

ſtenthums, ſoll hier der vergötterte Melikertes (der Herkules Griechenlands) eine abenteuerliche Fahrt gewagt und den Berg, auf dem Lauſanne liegt, beſtiegen haben. Von den Alpen im Allgemeinen gab Melikertes eine Beſchreibung, in der die Drachen keine geringe Rolle ſpielten. Da oben auf den höchſten Schneehöhen, wo Götter hauſen ſollten, mußte der Fuß des Gebirges von ſchrecklichen Geſtalten, von Nebeln und Wolken bewacht ſein. — Intereſſanter als dieſe abenteuerliche Sage iſt der Anblick der breiten viereckten Steinmaſſe, die im 13ten Jahrhundert das biſchöfliche Schloß bildete; es iſt nun der Sitz der republikaniſchen Regierung. Von da blicken die Bürger Lauſanne's hinab in das Waadtland, deſſen Schmuck die Stadt in ihrem wiſſenſchaftlichen Leben, in ihrem Wohlſtand und Frohſinn iſt. Dazwiſchen rankt ſich die Erinnerung an Voltaire, der zuerſt in Lauſanne ſeine Zaire aufführen ließ, ranken ſich andere Erinnerungen an die Römerzeiten, an Caſſius, an Veſpaſian, der in der Umgegend mit allen Bequemlichkeiten und Ueppigkeiten des cäſariſchen Reichs ſeine Jugend verlebte. Noch finden ſich in den Wieſen des Waadtlandes Säulen, zerbrochene Kapitäler, Inſchriften und Grabmäler. Eins dieſer Grabmäler, das nach England verkauft worden iſt, erwähnt Lord Byron.

Es gehörte der jungen Julia Alpinula. Klagend ſtehen die Worte darauf:

> Hier eines unglücklichen Vaters unglückliche Tochter, Julia Alpinula, der Göttin Aventia Prieſterin ruh' ich. Des Vaters Leben erfleh'n konnt' ich nicht. Trauriger Tod ward ihm vom Schickſal. Ich habe drei und zwanzig Jahre gelebt.

Faſt dreihundert Jahre blieb die Waadt unter der Berner Gewalt; endlich im Jahr 1798 endeten die Zeiten der Unterthanenſchaft. Ihre Nachbarin, die Stadt Genf, iſt adeliger als Lauſanne, aber ſie gehört einem Adel an, der ſich eher an Diplome und Stammbäume, als an das Lebendige der ariſtokratiſchen Geſinnung hält. Lauſanne iſt bürgerlich, iſt wirklich republikaniſch, iſt glücklich. Es ſteht in ſeinem Wirken der erhabenen Natur, die es ſchützt, nicht entgegen; es lehnt ſich an ſie, es hat keinen Voltaire, keinen Rouſſeau, keinen Decandolle, keinen Sismondi aufzuweiſen, es hat nur ſeine einfache harmloſe Geſinnung, die Rouſſeau ſo bezaubernd in ſeiner nouvelle Héloise beſchrieben hat. Freilich ſpricht er mehr von den Land-, als von den Stadtbewohnern, und vielleicht von einer Gaſtfreundſchaft, die die zu häufigen Reiſenden in Gewinnſucht umgeformt haben, immer aber iſt gewiß, daß die Waadtländer eine große Bereitwilligkeit, eine wirkliche Dienſtbarkeit dem Frem-

den gegenüber zeigen. Ob ſie, wie Rouſſeau behauptet, in den Bergen das Geld nicht nehmen, weil ſie es nicht zu verwenden wiſſen, laſſe ich dahingeſtellt; ich meinerſeits habe gefunden, daß in der Schweiz das Geld wunderbar ſchnell unter den Händen wegkommt, gleichſam als ſei es doppelt rund oder noch glatter denn gewöhnlich.

Schwermüthig, und noch mehr ſchauerlich als ſchwermüthig, erheben ſich nach einer anderthalbſtündigen Fahrt mit dem Dampfboot die Felſen von Meillerie aus dem See, erheben ſich untereinander geworfen die Alpen des Wallis und ihre ſchneebedeckten Häupter, denen gegenüber Vevay auf hügeligem Grunde liegt. Hier wird das fröhliche Winzerfeſt gefeiert, deſſen Urſprung man den Römern zuſchreibt, das aber noch von den Mönchen des Mittelalters, von den Bewohnern der Abtei Haut Chreſt auf heidniſche Weiſe begangen wurde, indem ſich in ihre chriſtliche Prozeſſion Bacchus mit Faunen und Thyrſusſchwingern, Ceres, Silen, Joſua und Caleb miſchten.

Die Lage von Vevay, bei dem ſich der See enger zuſammenzieht, iſt überaus günſtig. Habe ich wildere geſehen, ſo iſt mir doch keine ernſter als dieſe erſchienen; man könnte ſie »gedankenreich« nennen. Die

Vegetation iſt robuſt; die Rieſentannen, die ächten Kaſtanienbäume, das friſche Laubholz, ſcheinen auf den Felſen der Zerſtörung Trotz zu bieten. Dazwiſchen läßt ſich ein Waldſtrom in die Tiefe ſtürzen oder verſpritzt ſich in die ewigen Nebel der Gebirge.

Das Hôtel Monnet, am See auf eine Weiſe angelegt, daß man zum großen Theil das rechte Ufer des Lemans überſieht, hat zugleich eine ſchöne Terraſſe, an der man, vom Dampfſchiffe kommend, landet. Abends beim Mondſchein iſt Vevay am ſchönſten. Ich lag lange, lange im Fenſter; der Nebel hatte das Thal wie mit einem Silberflor überhängt. Der See ſchien ſtille zu ſtehen; hoch über ihm zeigten die Gebirge ihre ſchwarzen Rücken mit Schneeadern durchfloſſen. Phantaſtiſch ſchwebten und ſchwankten die Gebilde, ſchwankten vor dem Monde, der blaſſe Sterne lockte und ſie dann mit ſeinem ſtechenden Licht in die Tiefe bohrte, ſich zeigte und verſchwand.

Die Martinskirche, die auf der Höhe von Vevay gebaut iſt, kleidet die Landſchaft, die ſie gleichſam beherrſcht. Ihr Thurm iſt alt und verwittert. Als ich in der Dämmerung um ſie herumſtreifte und die hohen Kaſtanienbäume in der Nähe des Kirchhofs vom Winde bewegt rauſchten, erhob ſich auf der Höhe der Kirche eine hohle menſchliche Stimme, die wie eine

Eule die Worte krächzte: en haut, en haut! Ich war durchſchauert von geſpenſtiſcher Ahnung, ich ſah hinauf, ich ſah hinunter, und immer rief es: en haut, en haut! Giebt es Geiſter? Umgeben dieſe den Menſchen zu gewiſſen Stunden, wenn ſeine Kraft aufhört? Woher dieſe andächtigen Schauer, dieſe Furcht und dieſe Liebe für nächtliche Einſamkeit? Woher dieſe Achtung für Ruinen, für verwitterte Kirchen? Warum dieſes ſüße Einwiegen in Träume oder dieſes Aufgeſcheuchtwerden aus der Betrachtung, wenn unſer Fuß auf Gräber tritt? Das fragte ich mich, und dazwiſchen rief die Stimme: en haut, en haut! War's der unruhige, mit engliſchem Königsblut befleckte Geiſt des Edmund Ludlow, der hinauf in den Himmel ſich ringen wollte und, von ſeiner Schuld gefeſſelt, vergebens nach Befreiung ſeufzte? War's der Engländer Brougthon, der mit hämiſcher Freude ſeinem König das Todesurtheil vorlas, lebend einer That ſich rühmte, die ihm den Tod reuevoll machte? War's irgend eine andere, in ſündigen Banden gefeſſelte Seele, die allnächtlich hier zu ſpuken verdammt war?

Mir ward erſt leicht, als ich unten am Ufer des Sees unter dem rankenden Weinlaub die Wellen kommen und gehen hörte, als ein Vevayer Fiſcher ſein faſt italieniſches Lied anſtimmte, und das warme Le-

ben in poetiſcher Bewunderung über mich kam. Es iſt doch troſtreich zu denken, daß die Natur für jeden Schmerz eine Freude, für jede Furcht eine Erhebung hat. Wenn die großen Wünſche, die glühenden Athemzüge nicht mehr die Seele füllen, ſo ſchleichen an ihrer Statt die ſanften Betrachtungen heran, die die Ungeduld des Daſeins in Ergebung wandeln. Je mehr das Leben bergab geht, deſto langſamer ſchreitet man. Der Blick iſt rückwärts auf die Schönheiten gerichtet, von denen wir ſcheiden ſollen. Da wir ſie in unſerm Jugendmuth nicht genoſſen haben, möchten wir uns beim Abſchied noch einmal von ihnen durchdringen laſſen.

St. Preux ſchrieb von ſeinem Aſyl herab an Julia: »Zwiſchen den Felſen habe ich eine kleine Ausſicht entdeckt, von wo aus ich die Stadt erblicke, die Du bewohnſt. Welch trübes Geſchenk des Himmels, das einer gefühlvollen Seele! Ein Opfer der Vorurtheile, wird der Liebende in abſurden Weltgrundſätzen unüberſteigbare Hinderniſſe für die gerechten Wünſche ſeines Herzens finden. Die Welt ſtraft, weil der gefühlvolle Menſch die Dinge mit dem richtigen Gefühl betrachtet, weil er ſie eher aus dem natürlichen, als aus dem conventionellen Geſichtspunkte anſieht. Unwiderſtehliche Anziehungskräfte werden ihn der Schön-

heit entgegenführen, indeß die Ketten der Nothwendigkeit ihn an das Gewöhnliche feſſeln. Herz und Verſtand ſind in fortwährendem Kriege, gränzenloſe Wünſche legen dem erſtern ewige Entbehrungen auf.« —

Das ſchrieb St. Preux, der im Kampf mit dem Vorurtheil, mit der Welt war; der Anblick der Natur erhob ihn nicht. Die Quelle ſeines Lebens war getrübt, das Bild der geliebten Julie zeigte ſich in ihm von heftigen Leidenſchaften erſchüttert; es war keine Klarheit, keine Himmelsbläue mehr da, es war nur Schmerz, nur mühſame Faſſung. Dieſes Leben der Entſagung, das die Liebenden führten, dieſes ſich dem Weltgeſetz Unterordnen, das ihre Herzen blutig ritzte, war allerdings Gott wohlgefälliger, als die erſten Ausbrüche ihrer Liebe. Sie lag wie die Ruine auf der Höhe in Trümmern, aber über ſie herüber zog ſich das beſchattende Epheu der angewieſenen Pflichtregion. Die Tugend war zur Gewohnheit, die Gewohnheit zur ſtarken Nothwendigkeit geworden. Es war von keiner Hoffnung mehr die Rede, aber zwiſchen den Ruinen hindurch drängte ſich ein anderes Geſträuch, das des Stolzes. Ja, der Stolz, der ächte, rechte Stolz, die wahre Erkenntniß der innern Würde, der hält ſich aufrecht inmitten des Kugelregens, dem haben die Schmutzflecken nichts an. Wer ſollte auch nicht

ſtolz ſein, der einen Krieg zu führen hat, wer ſollte nicht aufwärts ſehen, wenn niederwärts Alles häßlich wird?

St. Preux litt und ſchrieb in Meillerie. Byron litt und dichtete im Schloſſe zu Chillon. Es liegt im weiten Gebirgsgewande verſteckt, zwei Stunden von Vevay, umfluthet vom See, aus dem ſich die ſechshundertjährige Burg, regellos in verſchiedenen Epochen erbaut, emporhebt. Seine finſtern Schießſcharten, ſeine kleinen und großen Thürme, ſeine armdicken Mauern wetteifern mit den phantaſtiſchen Hochgebirgen, die ſeinen Hintergrund bilden. Dumpf die Kerker, feucht die Verließe! Byron, begeiſtert von der fürchterlichen Umgebung, angeſtachelt durch die Nebelbilder der Gefangenen, die hier verſchmachtet ſind, dachte und erfand einen verlaſſenen Gefangenen, dem er das Gewand der düſterſten Phantaſie um die Schultern wand. Franz von Bonnivard, der wirkliche Herr von Lunes, der im ſechszehnten Jahrhundert lebte, hätte Byron einen noch reichern Stoff, eine noch gewaltigere Steigerung der Dichtkunſt bieten können. Im Zwiſt mit dem Herzog von Savoyen, wurde er, nachdem er bereits in Turin in großer Gefahr geſchwebt hatte, von falſchen Freunden verrathen und in La Grolée zwei Jahre gefangen gehalten. Die Stille des Kerkers

machte ihn ſtärker, die Luft des Kerkers ſtarrer. Er entſprang, kämpfte wieder und ward wieder gefangen. Da nahm ihn Chillon in ſeinen feuchten Schooß, da empfand er, was das Leben mit ſeinen zerreißenden Kämpfen, mit ſeinen myſteriöſen Schmerzen in der Unthätigkeit des Gefängniſſes iſt, wo alle Foltern, alle Entmuthigungen ſich raſtlos über die Seele ſtürzen, die nichts hat, als einen armſeligen zwiſchen vier Wänden eingeſperrten Körper. Alles das hätte Byron zu einem furchtbar ergreifenden Gedicht umformen, es mit Feuerſchrift auf Bonnivards Geſicht ſchreiben können. Ein Dichter ſollte Seelenmaler ſein; er ſollte die Geheimniſſe des Daſeins wie mit einer Glorie darſtellen, er ſollte zeigen, was zu wählen, was zu laſſen iſt, was heilig, was unheilig macht. Ach, er ſollte viel lehren; man würde ſich gern von ihm einige Goldmünzen für die innere Armuth zuſtecken laſſen, gern ſich vor ihm beugen, der höher ſteht denn wir. Indeß hat Byron viel gelehrt, weil er viel gelitten und wahr geredet hat. Er kommt mir wie ein Quell auf hohem Berge vor; dort floß er einſam, kryſtallhell, nichts in ſich ſpiegelnd als die grünblauen Gletſcherhäupter. Bald aber ward's ihm zu einſam, zu ſchauerlich dort oben. Das Schweigen um ihn beſtürzte ihn; ein Abhang kam, ein Fels zeigte ſich, hin-

unter mußte der Quell in die Tiefe, ſtrömen, ſchäumen, zerſtieben, toben, ſchreien mußte er. Bald beſiegte er die Felsſtücke, bald ſtürzten ſie über ihn, er war im beſtändigen Drange, im ewigen Kampfe. Das iſt Dichterleben; es umgiebt ihn bald mit Goldglanz, bald mit Todesröcheln; das macht, daß der Purpurmantel ſich feſter um ſeine Schulter ſchlägt, und er ihn mit beiden Händen zuſammenhält, damit ſeine Wunden, die Wunden, die das Schwert der Welt ihm ſchlug, unſichtbar bleiben, das macht, daß er ſeine kühle Heimath vergißt. Heimath? . . . Oft iſt ſie auf einem Stern gelegen, oft hat ſie ſich in Morgenroth gebettet, oft flattert ſie unbeſtimmt in ſüßen Düften. Wo es ſchön iſt, iſt des Dichters Heimath, wo es wie Donner rollt, wo tauſend Schwerter klingen, wo Glaubensmeinungen aufſteigen und ſtreiten, da iſt ſein Vaterland.

Was das doch für eine Pracht iſt, wenn die Sonne in der Schweiz auf- oder untergeht, wie da die Berge roſenroth in ſanfte Gluthen getaucht lodern, wie ſie ſich in tauſend Wölkchen hüllen, die alle freudig zu ſein ſcheinen, wie ſie in weiches Violett verſchwimmen und wenigſtens einmal holdſelig lächeln müſſen! Ach — ſo ein Schauſpiel verſöhnt, erhebt, tröſtet, das verdient einen demüthigen Dank, das

fährt ſanft wie Freundesnähe über die Seele, und tilgt ihre Ungeduld. Die beſten Empfindungen ſchweben wie große Geiſter vorüber, man fragt ſich, warum man das Leben ſo trübe nimmt, da es ſo ſchön, beſonders in der Schweiz und in Vevay iſt.

III.

Bülle und Freiburg.

Die Umgebung wird katholiſch; die Kreuze am Wege, die Kapellen an den Bergen, die Muttergottesbilder, in Felſen gehauen, deuten auf einen neuen Kultus. Von dem hohen Berg hinter Vevay, wo man langſam zwei ſtarke Stunden hinanzufahren hat, ſieht man den Genfer See anmuthig zwiſchen Felſen und Bäumen gebettet und an ihm Vevay mit ſeinen kleinen Häuſern, mit ſeinem geſpenſtiſchen Martinsthurm, mit ſeinen Weinbergen, die um ſo reizender ſind, da die Hochgebirge, das Grün, die Blumen, den Schatten, die Sonnenblicke ſeltſam hervorheben. Zuweilen zeigt ſich in den Bergen hie und da gar lieblich von Bäumen umhüllt eine Villa, die mit ihren verſchiedenen Ausſichtspunkten von Naturliebhaberei plaudert. In die hinein träumt man eine Julie, aber eine glückliche, oder man denkt ſich: ein lebensmüder Englän-

der hat ſich hier angebaut. Dem genügte Italien in ſeiner Mittagsſchwüle nicht, deswegen hat er ſich in den kühlern Morgen des Genfer Sees gelegt. Was kann man nicht alles für Dinge in eine ſo verſteckte, geheimnißvolle Villa dichten, und am Ende enthält ſie nichts, als das gelangweilte Beiſammenſein einiger langweiligen Menſchen. Wenn es ginge, würde ich mir eine Villa bauen, hoch oben auf einen Felſen, dem Meere oder einem See zugewandt; in die hinein dürften nur einzelne, geliebte Menſchen und vielleicht auch gar keine. Ich würde mir die Villa ſchon einrichten, daß ich darin, von allen Zerſtreuungen befreit, einen recht tüchtigen Athemzug thun und ordentliche Entſchlüſſe faſſen könnte. Das iſt das betrübteſte in der Welt, daß man mit Nichtsthun ſo viel zu thun hat. —

Mit der Vesperglocke fuhren wir in Bülle ein. Es iſt ein freundliches Schweizerſtädtchen, das eine gute Orgel von Mooſer und ein Kapuzinerkloſter beſitzt. Seit ich in Italien geweſen war, hatte ich keine Kapuziner geſehen, jetzt ſchlichen drei von ihnen, mit ihren geſchorenen Häuptern, mit ihren braunen Gewändern und den Sandalen unter den Füßen, von der Seite in den Wagen ſchielend, vorüber. Auffallend an ihnen ſind die ſtarkknochigen Köpfe, in welchen ſich

Digitized by Google

nichts als die Augen, aber lauernd, bewegen. Da iſt von keinem gewaltigen Schickſal die Rede, das den Einen oder den Andern in die heilige Stille der Zelle, in das geiſtige Geſundbrunnenbad der Entbehrung getrieben hätte, von keinem großen Gemüthe die Rede, das ſich in ſeine Schmerzen hüllt und gleichgültig hinnimmt, was Außenwelt iſt. Keiner trägt die Spur jener grenzenloſen Schwermuth, die an ſich herankommen läßt, was will, und ſtill dazu lächelt.

Bülle liegt gar freundlich; freundlicher aber als Bülle iſt die Wirthin im Poſthauſe, die einem nicht genug und zu viel zu Liebe thut. Es iſt eine dicke, ſtämmige Französin, die übertrieben alles lobt, was ihr gehört und ihre Rechnungen nach dem ihr ſelbſt gezollten Lobe einrichtet. Als ich früh Morgens, mit den Heerden in Gemeinſchaft vor dem Wagen voraus, auf der Freiburger Straße wandelte, und die Morgendüfte erquickend mir um das Geſicht ſtreiften, da überſchaute ich die Ebene, zu einem Thal iſt ſie ſchon zu weit, die vom Schmuck der Frühlingsvegetation glänzte. Einzelne Eichen ſtehen auf den Höhen der Berge, ſie blicken hinunter in die Tiefe, die mit Fruchtbäumen beſäct iſt, blicken hinunter wie Menſchen, die ſich mit irgend einem Schickſal auf die Lebensgipfel geflüchtet haben. Dazwiſchen liegt ein Dorf, von zierlichen

Gärten umgeben, oder es erheben ſich Rieſenberge in der Ferne. Dieſe Gegend, halb anmuthig, halb wild, duftend von eben gemähtem Graſe, überſtreuet mit kleinen Wieſenblumen, die die läutenden fetten Kühe einſchlürfen, iſt wie ein Gedicht, das zu eigenen Betrachtungen anregt, ohne uns zu ſehr mit fremden zu überfüllen. Stundenlang könnte man in ſo einer Gegend. wandeln und ſeinen Gedanken nachhängen, die wie liebliche Schmetterlinge kommen und wieder fortflattern. Im Berner Oberlande, auf dem Schreck- oder Faulhorn, mag es anders ſein; da iſt Gott in ſeiner erhabenſten Einſamkeit, und die Menſchen ängſtigen ſich vor ihm, der ſo fürchterlich groß iſt.

Hübſch ſind die Schweizermädchen eigentlich nicht, aber ſie ſind friſch uud haben ſchönes, langes Haar, was doch auch eine Schönheit iſt. Von ſüdlichen Phyſiognomien, von geſteigerter Karnation, von graden oder gebogenen, griechiſchen oder römiſchen Naſen, von edlen Formen überhaupt iſt noch keine Rede, wohl aber von dem Ausdruck der Gutmüthigkeit, die kernigt, vierſchrötig und eben deshalb recht beruhigend proſaiſch iſt.

Wie eine Inſel, die die reißenden Waſſer der Saane zuſammendrängt, auf hohen, ſchroffen Felſen, umgeben von den Ueberreſten einer verwitterten Fe-

ſtung, erſcheint **Freiburg** das Bild des Mittelalters, das Krieg, Reichthum, Freiheit und Knechtſchaft erlebt, und unter dem Schutze des Katholicismus ſich nun von der Vergangenheit ausruht. Der erſte Anblick iſt kriegeriſch; von drei Seiten bietet die Stadt unzugängliche Felſen, von der vierten hat ſie Wälder, Zugbrücken und Feſtungsthürmchen. Hier iſt die Grenze, wo die Allemannen und Burgunden ſich zum letztenmal berühren; in einigen Straßen wird franzöſiſch, in den andern deutſch geſprochen. Die bürgerlichen Landſchaftsgeſetze entſtammen der älteſten Zeit; es iſt bemerkenswerth, daß bis jetzt noch Karl's V. Halsgerichtsordnung den Dienſt des Strafgeſetzbuches verrichtet. Erſt ſeit 1830 hat die Stufenfolge der bürgerlichen Stände, wodurch ſo viele Widerſprüche in den Kantonen herrſchen, aufgehört. Bis dahin hatte Freiburg allein das ſtädtiſche Privilegium unter den Ortſchaften. Die Stadt theilte ſich in drei Kaſten, in die des Adels, der Patricier und der Bürger. Nirgends war dieſe erbliche, von Geſchlecht zu Geſchlecht übergehende Rangfolge ſchärfer als im Freiburgiſchen. Statt mit der Freiheit die Gleichheit auch zu beſitzen, waren die Bauern die ärmſten an Rechten; ſie mußten beten, arbeiten und bezahlen. Dazu geſellten ſich die **Heimathloſen**, die theils von ausländiſchen Fami-

Digitized by Google

lien, theils von denen ſtammten, die zur Zeit der Reformation dieſer ihre Exiſtenz aufgeopfert; ſie waren die Zigeuner des Landes, die herumziehenden Horden, die ſelten lange an einer Stelle weilten. Erſt ſeit dreißig Jahren ungefähr, wo eine beſſere Ordnung der Dinge die Trägheit der Ariſtokratie weichen machte, wurde auch für dieſe Unglücklichen Sorge getragen, indem man ſie vertheilte und ſie ſich ſtatt Heimathloſe den Namen Angehörige erworben haben. Indeſſen iſt es auffallend, daß man ihnen bis jetzt noch das geſetzliche Heirathen aus dem Grunde verbietet, damit ſie ſich nicht fortpflanzen ſollen.

Beim Eintritt in die Stadt Freiburg, deren Häuſer, Kirchen, Klöſter, Stifte und Kapellen einen durchaus katholiſchen Anblick gewähren, fällt einem rechts die Linde von Murten in die Augen. Ihre Zweige, vom Alter und vom Blitze getroffen, ſind von hölzernen Pfeilern geſtützt, die den Baum zur Laube umſchaffen. Wilhelm Aſtry, der an der Spitze der Freiburger die Stadt muthig vertheidigte und ihre Einnahme verhinderte, ſchlug endlich mit Hülfe der Waldſtätter Karl den Kühnen, der zu fliehen genöthigt war. Da riß ein junger Krieger, dem der Sieg theurer denn die Beute war, einen von feindlichem Blut getränkten Lindenzweig aus der Erde und damit in die

Stadt eilend, ſchwenkte er das grünende Friedenszeichen und rief: Sieg, Sieg! ſtürzte aber bald nachher, von ſeinen Wunden bis zum Tode erſchöpft, nieder. An dieſer Stelle nun grünt Jahr aus Jahr ein die faſt fünfhundertjährige Linde, unter deren Schatten noch jetzt Gericht gehalten wird; grünt und gedeiht trotz des Blitzes, der ſie getroffen, trotz des Alters, das ſie gebeugt hat.

Ein ſchöneres Panorama findet ſich wohl ſelten, als jenes, das die Terraſſe des Hotel Zähringen bietet. Zweihundert Fuß unter der Terraſſe ſchäumt die grünliche Saane. Zur Linken iſt die große Drahtbrücke über den Abgrund geworfen, die ſich von der einen Seite in Felſen, von der andern in ein Haus klammert, für deſſen Sicherheit man zittert; der Drahtbrücke zur Rechten iſt eine zweite angelegt, die einem feinen Spinnengewebe gleicht und die auf ſchwindelnder Höhe zwei Ufer verbindet. Tief unter ihr im Thale ſieht man die alte Schweizerbrücke, die im frappanten Kontraſt den mittelalterlichen Geiſt mit dem Genius des neunzehnten Jahrhunderts in Gemeinſchaft in der Drahtbrücke über ihn zeigt, wie er ihn überflügelt, und ihn, in ſeinem Abſenker, den ſchweren Freiburger Bau in der Tiefe zurückläßt.

Von der nordweſtlichen Seite breitet ſich die Lage

der Stadt wunderbar maleriſch aus. Auf tiefblauem Himmelsgrunde zeichnen ſich die Spitzen der Kirchen und Kapellen; dazwiſchen erhebt ſich das Jeſuitenkollegium auf der Höhe und beherrſcht die Stadt, in deren Mitte die gothiſche Kirche, die dem heiligen Nikolaus geweiht iſt, und das Burgillonthor ſich grandios ausnehmen. Im Hintergrunde erblickt man rechts den Jura, die Berra, den Meleſon; etwas näher heran die grünenden Berge, deren Hauptſchmuck Tannen und Kaſtanien ſind. Ich ſagte: der Anblick der Stadt ſei katholiſch; das wird ein Jeder finden, der durch die etwas öden Gaſſen wandelt. Selten, daß eine Straße oder ein Haus nicht Heiligenbilder oder Kreuze böte, ſeltener noch, daß man nicht Andächtigen begegnet, die zu allen Tagesſtunden in die geöffneten Kirchen unter gemurmelten Gebeten ziehen. Was aber hauptſächlich für den hier herrſchenden Katholicismus zeugt, das ſind die Jeſuiten, die in ihrer Ordenstracht häufig aus den Privathäuſern treten, und vor denen das Volk immer andächtig den Hut zieht.

Freiburg iſt eine Stadt, bei der einem ganz phantaſtiſch zu Sinne werden kann. Die Bauart iſt von den Hügeln, auf denen ſie liegt, ſo wunderlich bedingt, daß das Pflaſter der Straßen zuweilen über die Dächer der Häuſer hinwegläuft. Außer fünf

Mönchs- und vier Nonnenklöſtern beſitzt Freiburg zwölf Kirchen und neun Kapellen. Die größte unter ihnen, die dem heiligen Nikolaus geweiht iſt, ſtammt aus dem zwölften Jahrhundert. Sie iſt im gothiſchen Styl gebaut und hat einen hohen Thurm, deſſen prachtvolles Geläute die Andächtigen von fernher ruft. Das Portal der Kirche iſt mit einem wunderlichen Basrelief geſchmückt, das, ziemlich roh aus Stein gehauen, eine blutige Satire auf die Herrſcher der Throne und Kirchen darſtellt. Es zeigt nämlich ſpaßhaft genug das Weltgericht; die armen Teufel haben ihre liebe Noth mit den vornehmen Verdammten, die ſie in die Höllendomänen ſchleppen. Gedrückt unter der Laſt der Kaiſer, Könige und Fürſten, der Päpſte, Kardinäle und Biſchöfe, an die ſich die Mönche ſchließen, bringen ſie dieſe in Tragkörben herbei und werfen ſie alsdann mit kannibaliſcher Freude in die allgemeine Röſtanſtalt. Daß der Gedanke frei war im Mittelalter, daß die Satire walten durfte, das beweiſ't wohl dieſer Haupteingang in ſeiner architektoniſchen Freimüthigkeit. Indeß wären die Baumeiſter und Steinhauer doch wohl ſchlecht weggekommen, wenn ſie ſtatt der bildenden Kunſt die Schrift gewählt hätten. Allegoriſch durfte man reden, nicht Guttenbergiſch. Die Statüen, die das Basrelief zieren, ſol-

len von Heinrich Juffmann und Adam Kunimann ſein; jedoch zeigen ſie ſo ſehr die Kindheit ihrer Meiſter, daß man ſie wohl als Kurioſitäten, aber keineswegs als Kunſtwerke ſchätzen kann. Der heilige Nikolaus, den man an den drei Aepfeln, die er hält, erkennt, hat über ſeinem Kopf die Inſchrift: protegam hanc urbem et salvabo eam, propter me et propter Nicolaum servum meum. Als Auszeichnung, und weil Nikolaus Schutzheiliger iſt, hat man ſeine Statüe vergoldet.

Die Hauptzierde der Kirche iſt die Mooſerſche Orgel, die weit und breit ihres Umfangs, ihrer zauberhaften Wirkung wegen, berühmt iſt, und in deren Meer von Tönen man ſich in den Wochentagen für zehn franzöſiſche Franken ſtürzt. Mooſer war in Freiburg geboren, arbeitete unermüdlich und konnte ſich trotz ſeiner gefertigten Piano's nie über den Ruf der Mittelmäßigkeit erheben. Aber der Genius war in ihm; Mooſer beunruhigte, betrübte ſich, wenn er ſeinen Flügelſchlag hörte und nicht mit ihm in's Endloſe konnte; er betrübte ſich beſonders ſeiner abhängigen, armſeligen Lage wegen, die ihn zu gar nichts kommen ließ. So ging er eines Tages ſchwermüthig in ſich gekehrt, von einem Spaziergang heimkehrend, durch die Freiburger Straßen, als plötzlich ein fürchterliches Gewit-

ter ausbrach. Kaum hatte Mooſer, der Organiſt an der Nikolauskirche war, Zeit, ſich in ein Haus zu flüchten, als auch ſchon der Blitz praſſelnd in den Thurm fuhr und die alte Orgel zerſtörte. Alles ſtrömte in die Kirche, um das Feuer zu löſchen. Aloys Mooſer hatte ſich mit den Uebrigen in die Hallen geſtürzt; nun aber ſtand er wie verſteinert, betäubt vor der geſchmolzenen und zerſchlagenen Orgel. Ein alter geiſtlicher Herr riß ihn zuerſt aus ſeiner Beſtürzung, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte und ihm ſagte: »nun Mooſer, was ſinnſt Du? Jetzt begünſtigt Dich das Glück. Die Orgel iſt hinunter; Du mußt eine neue, die ſchönſte bauen, die je gehört worden iſt.« — Dieſe Worte waren prophetiſch. Mooſer machte ſich an's Werk. Ohne Hülfe, ſich und ſeinem Genius vertrauend, ſchuf er in wenig Jahren an fünftauſend Pfeifen, die zuſammengeſetzt eine Orgel von dem ſeltenſten Umfang bilden. Um ſie ganz würdigen zu können, höre man ſie für ſich allein. Geiſterſtimmen werden aus der Höhe erſchallen, Donner rollen, Geſänge ertönen. Der Genius der Tonkunſt wird ihre Lippen öffnen, ſie wird Harmonien ausſtrömen, Entzückungen ſtreuen. Sie wird das Gebet, den Glauben, die wahre Liebe locken. Daß Mooſer ſo erſtaunlich auf den Donner hielt, iſt wohl erklärlich,

weil er dem Gewitter ſeinen Ruhm verdankte, wenn er aber ſein Steckenpferd aufgegeben, und ſtatt des Sturmes, des Kuhgebrülles, des Bellens der Hunde einfache Choräle vorgetragen hätte, würde er vielleicht die wahre Andacht nur tiefer gefeſſelt, die Schauer des Entzückens nur beredter gemacht haben. Das Geſuchte ſchadet dem Effekt.

Wo eine ſchöne Ausſicht iſt, wo ein fruchtbares Thal ſich zeigt, wo erquickende Berge, mit Waldbächen durchwäſſert oder von Seen umſpült, ſich erheben, da kann man ſicher ſein, ein Kloſter zu finden. Man braucht nur die Augen aufzuheben, am ſchönſten Platz ſteht ein weißes, weites Gebäude mit einem Thürmlein darauf und einer Mauer herum, und das iſt ein Kloſter. Auch die Jeſuiten in Freiburg haben ſich auf den ſchönſten Punkt gelagert. Sie ſind nicht allein Gottes-, ſondern auch Weltprieſter; ſie knüpfen die religiöſen Ideen an die praktiſchen, ihre Andachtsübungen an das Erziehungsſyſtem. Die Schönheit des Kollegiums in Freiburg deutet auf eine grandios fürſtliche Einrichtung. Das Penſionat iſt in zwei Hälften getheilt, wovon die eine Hälfte der Erziehung der den Jeſuiten anvertrauten Zöglinge, die meiſt aus Adligen beſtehen, gewidmet iſt, und die andere das weibliche Seminar ausmacht. Für die ganz kleinen Kinder iſt

eine zweite Anſtalt in Eſtavayer angelegt; in Freiburg befinden ſich nur erwachſene Jünglinge.

Die Jeſuiten wurden ſeit 1818 wieder in Beſitz des Michael-Kollegiums, ihres eigentlichen Stammgutes, geſetzt. Caniſius, der ihr Stifter war, hatte ſich hier ſchon im Jahre 1584 niedergelaſſen, indeſſen waren die Jeſuiten damaliger Zeit keineswegs, wie jetzt, mit der Erziehung der höhern Klaſſen beſchäftigt. Der Rektor des geſammten Jeſuiten-Inſtituts iſt der Fürſt Galitzin. Es ſoll ſchwer ſein, das Penſionat zu ſehen, noch ſchwerer, dem Unterricht beizuwohnen.

In der freundlichen Kapelle Notre dame de Lorette, die mit ihrem blumenbekränzten Altar, mit ihren rothen Vorhängen und ihrer marmorweißen Mutter Gottes einen gar lieblichen Anblick gewährte, predigte ein Jeſuit, der in der violetten Sammtmütze, dem weißen Ordenshemd und den rothen Aufſchlägen ſtattlich genug ausſah. Die Gemeinde lag betend auf den Knieen. Der Prieſter auf der Kanzel ſtand, ſie überſchauend bald zum Altar gewandt, die Sammtmütze ehrerbietig abziehend, wenn er ſich zu der Gnadenmutter neigte, bald über die Andächtigen gebeugt und ihnen zuredend: »Brüder,« ſagte er mit eindringlicher, ſchöner Stimme, »wer giebt uns ein rührenderes Bild der wahren Liebe, der ächten Selbſtverläug-

nung als Chriſtus, wer hat, wie er, die Schwächen der Menſchen entdeckt, wer ſie geheilt? Euch Alle, Geliebte, trägt er in ſeinem Herzen, nicht allein gemeinſchaftlich, ſondern jeden Einzelnen; er kennt Deinen Namen, er kennt den Namen Deiner Mutter, Deiner Schweſter, Deiner Gattin. Von Dir weiß er, daß Du arm biſt, von Dir, daß Du an einem Seelenſchmerz leideſt. — Wir ſind zuſammengekommen, um uns auf die morgende Kommunion vorzubereiten; wir wollen uns würdig dieſer Verſöhnungs-, dieſer Liebesfeier machen. Brüder, ſchon öfter habe ich Euch von einer Seele geſprochen, die an den Pforten der Ewigkeit den wahren Glauben nicht finden kann. Ihr, die Ihr glücklicher als ſie ſeid, die Ihr Katholiken, rechtgläubige Katholiken ſeid, vereinigt Euch im Gebet für dieſe arme, ringende, ſterbende, im Dunkel des Zweifels ſchwankende Seele. Tretet Ihr die Segnungen des morgenden Tages ab, werft auf ſie alle Freude, die Ihr haben könntet . . ., Geliebte, ewig, ewig dankbar werd' ich Euch für dieſe Selbſtentäußerung ſein« u. ſ. w. u. ſ. w.

Darauf ließ der Jeſuit die Gemeinde das Vaterunſer laut beten, ließ ſie ſingen und in den Staub vor Chriſtus ſich beugen, und das Alles diesmal einer proteſtantiſchen Seele wegen, die den Eingang in's Para-

dies nicht finden konnte. Obwohl beklagenswerth in der Tendenz, ſo war dieſe Rede doch nicht ohne Wirkung ſelbſt auf mich, die ich doch kritiſche Ohren habe. Ich fühlte, daß es ſchwer iſt, ſolchem Zauber zu widerſtehen, der mit ſeiner unbeſtrittenen äußern Hoheit in die wichtigſten Lebensepochen dringt, der immer auf den Höhepunkten des Lebens, in der Geburts- und Todesſtunde ſich im feierlichen Gewande zeigt, der in ſeiner Gewalt ſo leicht das Göttliche mit dem Prieſterthum, das Religiöſe mit dem Kirchlichen vermengt und die ganze Macht ſeiner wechſelnden Bilder auf die befangenen Sinne ausgießt.

Noch ergriffen von dem Gehörten, ſtieg ich die Treppe zum Penſionat hinan und kam vor der Kirche vorbei in eine öde, ſtille Gegend, aus der hinaus ein verdeckter Gang in die untere Stadt führte. Eine Ausſicht ſuchend und ſie nicht findend, mit nagenden Betrachtungen umſtellt, ſtand ich da, als ich plötzlich hinter mir eine Thüre ſich öffnen hörte. Es war eine freundliche Frau, die meine Sehnſucht nach friſcher Luft, nach einem Blick in die Alpennatur errathen haben mochte und mir ihr Gärtchen öffnete, das von einer Mauer umgeben völlig eingerahmt eine unbeſchreiblich ſchöne Fernſicht bot. Die Natur iſt die wahre Religionslehrerin, ſie wird nicht irre führen, ſondern

tröſten und einfach machen. Sie wird auch die Zeit fördern, wo der populäre Verſtand freie Arme gewinnt, wo er die Kloſterzellen überſchreiten und die Reichthümer der Armuth zuwenden wird. Vielleicht kommt nie der Augenblick, wo die große Frage: was eigentlich dem Menſchen wahrhaft nützlich iſt, gelöst werden kann, indeſſen glaube ich doch, daß in unſerm Jahrhundert der Keim der Ausgleichung ruht. So fürchterlich er dem Einzelnen erſcheinen mag, ſo unſicher das Geſetz einer ausgleichenden Liebe oder einer poſitiven Gleichheit ſich darſtellen mag, ſo ſcheint es mir dennoch im Reich der Möglichkeit, ja was mehr iſt, in dem der Moral zu liegen.

Schade iſt es, daß das Freiburger Rathhaus ein modernes Kleid bekommen hat. Es hat dadurch ſeine Phyſiognomie verloren. Hier hausten in uralten Zeiten die Herzöge von Zähringen. Freiburg wurde im zwölften Jahrhundert unter dem Namen: »die freie Burg« von Berthold IV. begründet, ging aber dann durch Bündniſſe an das Haus Kyburg über, das wiederum ſeine Reichthümer durch Bündniſſe in den Schooß der Habsburger goß, bis Freiburg ſich endlich zur Selbſtſtändigkeit und Freiheit erhob.

In der Murtenſtraße liegt das Kapuzinerkloſter, deſſen Regel den Gebrauch des Geldes unterſagt.

Vor einigen Jahren befand ſich das Kloſter in einem ſo durchaus armſeligen Zuſtande, daß nichts mehr darin als Hungrige waren. Die Mönche zogen daher an die Allarmglocke und erhielten alsbald von den guten Freiburgern mehr als ſie bedurften. Die Hauptzierde ihrer Kirche iſt ein verwittertes Bild des Hannibal Carracci, deſſen Konturen großartig ſind, deſſen Farben aber der Zeit und der Feuchtigkeit unterlagen. Es ſtellt eine Kreuzabnahme vor. Warum drehen ſich unſere chriſtlichen Maler immer vorzugsweiſe in dem Leidenscyclus Chriſti und nicht vielmehr in ſeiner göttlichen, überirdiſchen Geſtaltung, wo er die Geißlungsſchmerzen weit hinter ſich gelaſſen hat und in himmliſcher Verklärung einherſchreitet? Es iſt ja viel erfreulicher zu wiſſen, wie er nach, als wie er im Tode ausgeſehen hat. Was kann man bei einer Kreuzabnahme anders denken als: »ach! es iſt zum Erſchrecken natürlich!« — Chriſtus' Verherrlichung ſoll uns aber mehr als ſeine Fleiſchwerdung am Herzen liegen, ſie ſoll uns das wahre Chriſtenthum zeigen, das nicht in den Leidenſchaften der Menſchen, in der Dornenkrone, in den Wundenmalen ſeinen Sitz hat, ſondern das über all' die Schmerzen hinaus kräftig in den Himmel reicht, aus dem es uns ſeine Beſeligungen herunterholt. Chriſtus ſollte mithin den Gläubigen

nicht immer ſterbend, nach Luft ringend, erdrückt vorgeführt werden, er ſollte öfters ausſehen wie Einer, der ſich auf die Erde heruntergelaſſen, der einen lichtvollen Körper um ſich geſchlagen, der den Stempel einer müheloſen Geburt an ſich trägt. Wozu dieſe zernagenden Schmerzen und kargen Lichtblicke der Gottesnatur?

IV.

Bern.

Gleich bei der mit vielfachen Gärten umgebenen Einfahrt in die Stadt Bern erblickt man am Thore die zwei mächtig großen in Granit gehauenen Bären, die halb gutmüthig, halb zähnefletſchend die Stadt als Wappenherolde beſchützen. Dann geht es durch regelmäßig gebaute Straßen, die meiſtens von beiden Seiten mit Bogengängen geſchmückt ſind, ſo daß man ſelbſt im heftigſten Regen hier immer trocknen Fußes wandeln kann. Wie man in Konſtantinopel »Rechts« und »Links« mit »Europa« und »Aſien« bezeichnet, ſo theilt man in Bern dieſe zwei Richtungen in die Schatten- und Sonnenſeite ein. Dies Haus iſt im Schatten, jenes in der Sonne gelegen, heißt es. Ein hübſcher Brauch, die Sonne, die vielleicht das Beſte auf der

Welt iſt, als Wegweiſer anzunehmen. Meiſtens ſind die Straßen durch einen Bach in zwei Hälften getheilt, was den Vortheil der Reinlichkeit und der ſchnellen Hülfe bei Feuersgefahr hat. Auf den Plätzen ſtehen ſtrömende Springbrunnen, auf denen die Wilhelm Tells oder irgend eine andere geſchichtliche oder mythiſche Perſon nicht fehlen. Die erſt vor fünfhundert Jahren gebaute Stadt hat im Ganzen einen netten, zierlichen Anſtrich, iſt aber keineswegs, wie mein gedruckter Reichard behaupten will, eine der ſchönſten Städte Europa's!

Von der Südſeite, wo die Stadt ſich hügeligt aus dem Bette der Aar erhebt und ſich der Alpenkette zuwendet, hat ſie einen Anſtrich von Größe nnd Ernſt, der durch den Sturz der Aar erhöht wird. Weſtlicher ſteigt das Berner Thal gegen die Berge des Emmenthals und des Oberlands ſanft aufwärts und verliert ſich in der Richtung der Gletſcher, die wie ein ſilberner Streif am Horizont flimmern.

Die Berner Kathedrale ſoll die letzte Kirche geweſen ſein, die im gothiſchen Styl gebaut worden iſt. Wenige Jahre nach ihrer Vollendung wurde der Grundſtein der Peterskirche zu Rom gelegt. Irrig aber iſt es, daß Erwin von Steiubach der Erbauer dieſer Kirche war. Um das Dach herum ſchießen eine Menge

Digitized by Google

gothiſcher Spitzen in die Höhe, die eben ſo kühn als ſchön ſind, und deren Formen, in ſich verſchieden, das Studium mehrerer Monate erforderten. Der Thurm iſt unvollendet und ſcheint wie in Eile in ſeinem Bau unterbrochen zu ſein, ſei es nun, daß die nöthigen Gelder fehlten, oder auch, daß das Fundament nicht ſicher ſchien. Wie ſelten indeß das Geld in jener Zeit und wie auch gering die Anſprüche waren, beweiſ't eine Berner Chronik, die den Gehalt des Architekten Abrugger, der die Kathedrale vollendete, auf vierzig Gulden Silber, auf zwanzig Säcke Mehl, ſechshundert Flaſchen Wein, einen Ochſen und neunzig Batzen Weihnachtsgeſchenk anſchlägt, wozu man noch ſechszehn Gulden für einen neuen Anzug ſteuerte. (Man vergleiche damit z. B. die Einnahme des Architekten Klenze in München.)

Die Plattform, die die Kathedrale von der einen Seite umſchließt, iſt unſtreitig der ſchönſte Spaziergang der Stadt. Sie iſt mit ſtämmigen, jetzt eben mit Blüthen überſäeten Kaſtanien bepflanzt und hat an beiden Enden zwei ſteinerne Pavillons, von wo aus man ſich con amore der ſchönſten Ausſicht erfreut. Dabei iſt die Plattform mit einem eiſernen Gitter verſehen, um den Schwindel zu verhüten, denn von hier aus thut ſich ein wirklicher Abgrund auf, in

deſſen Tiefe die Aar ſchäumend brauſ't. Man errichtete jenes Gitter, als 1654 der Paſtor Theobald Weinzäpfli, vom Pferde herunter geſchleudert, lebendig unten anlangte. Früher war der Ort der Friedhof, jetzt iſt er der Sammelplatz der eleganten Welt.

Die wunderbaren Lichteffekte der Abendbeleuchtung ziehen die Seele von einer Entzückung zur andern; ſie bringen eine verſöhnende, eine mildernde Wirkung hervor, die durch den Anblick der weidenden Kühe, der arbeitenden Landleute und der vielen kleinen Häuſer auf den Höhen geſteigert wird. Zuweilen hängt ſich ein Gewitter an die Spitze der Gletſcher, dann treten Licht und Schatten doppelt energiſch ſich entgegen. Die glänzenden Lichtſtröme einerſeits drängen andererſeits die ſchwarzen Luftſtreifen am Horizont zuſammen, ein Regenbogen zeigt ſich, rothwangig ſtreckt ein Gletſcher das Haupt in die Höhe; ein anderer iſt mit dunkeln Wolken umhüllt.

Lieber als auf der Plattform habe ich mich auf den kleinen Wällen aufgehalten und zwar aus dem Grunde, weil hier Einſamkeit und rothe Kaſtanienbäume blühen. Ich mag nun einmal nicht das Schauſpiel der Naturwunder mit dem hölzernen Gerüſt der Zuſchauenden, die meiſt gleichgültige oder gelangweilte Geſichter haben, umſtellt ſehen. Das Wetterhorn, das

Schreckhorn, die Jungfrau betrachte ich dann am liebſten, wenn ich von keiner äußern Anforderung zerſtreut werde. Deswegen ſind mir auch die zur Bewunderung künſtlich auffordernden Lohnbedienten ſo in den Tod zuwider. Das Bischen Andacht oder Poeſie, das in Einem als buntes Vögelchen flattert, wird unbarmherzig durch ihre nichtsſagende Erklärungsſucht in die Flucht geſchlagen. Daß die Naturerſcheinungen für ſich ſelbſt reden und ſich keineswegs an einen Lohnbedienten zu wenden brauchen, um einen Ausdruck zu gewinnen, das wird Einem beim belebenden Anblick der Gletſcher nun vollends klar. Welch' eine majeſtätiſche Ruhe, welche prachtvolle Unterlage! Sollte ich mir nun die Heilkraft dieſer poetiſchen Anſchauung erklären und mir dadurch die andachtsvolle Ueberraſchung rauben laſſen? . . . Von den Berner Bären laß ich mir ſchon lieber, als von den Fernſichten und Gletſchern erzählen. Die ſind meines Lohnbedienten Gleichen, von denen kann er mit Sachkenntniß reden. Die erſten dieſes erlauchten Geſchlechts wurden nach einer gewonnenen Schlacht von Glado May als Siegestrophäen nach Bern gebracht. Seitdem werden ſie wie Schutzpatrone der Stadt gehegt und gepflegt. Sie haben eine große ſteinerne Grube, in der ein Waſſerbehälter iſt und eine Tanne ſich erhebt, und ſcheinen

da in der Tiefe ein recht behagliches Leben zu führen, das ſie aber doch nicht verhindert, einiges Gelüſte nach Menſchenfleiſch zu ſpüren. Zu verſchiedenen Malen ſchon haben ſie ſich einen Ausgang zu verſchaffen gewußt, und ſind dann in den Berner Straßen herum gerannt, ohne jedoch etwas Anderes für ſich als den Tod zu finden.

Der Chriſtophelthurm iſt zugleich eins der Berner Thore. Aus dem heiligen Chriſtoph, der in der Schweizertracht rieſenartig aus Holz geſchnitzt auf der Höhe in einer Niſche ſteht, machte man zur Zeit der Reformation einen Goliath, dem gegenüber man auf einen Brunnen den kleinen David ſtellte, in dem Moment, wo er ſich anſchickt, ſeinem Feinde den bewußten Stein zuzuwerfen.

Das Muſeum und der botaniſche Garten blieben ungeſehen. Mir iſt ein Blick in die Gletſchernatur lieber, als dieſe Jagd nach Merkwürdigkeiten, bei denen ich mich immer verwundern ſoll und die mich doch gleichgültig laſſen. Wie erhebend aber wirkt dieſer Blick auf die Höhen der Alpen! Die Macht des Himmliſchen in uns macht uns mit den Wundern außer uns vertraut. Göttliche Offenbarungen, niedergelegt in die Schweizerſchönheit, entwirren die Räthſel des Daſeins; freudiger Schreck ergreift uns, das er-

habene, harmoniſche Ganze umfließt wie Aether die durſtige, nach oben ſtrebende Seele. Es wird Frühling, Frühling oder Licht, was ſynonym iſt. Großartig blüht in uns die Flora der Entſchlüſſe, begeiſtert entbrennen wir für eine Idee. Aber fanatiſch darf dieſe Idee nicht werden, ſonſt geräth ſie in Kampf, ſonſt verliert ſie ihr friſches, im Morgenwind wehendes Gewand. Daß der Fanatismus an die Stelle der Begeiſterung treten mußte, das betrübte mich auch in der Schweiz, wo ich ergriffen von den verſchiedenen anſtrebenden Volkszuſtänden, dieſen die vollſtändigſte Ausgleichung wünſche.

V.

Das Entlibucher Thal. Luzern. Zug.

Den ganzen Tag neckten uns die kleinen geſchwätzigen Emmen, die bald neben dem Wagen in kindlicher Heiterkeit herliefen, bald in wildem Sturz uns bei einer Biegung um die Berge entgegenſchäumten. Das Emmenthal iſt eins der lieblichſten der Schweiz. Seine kleinen Schluchten ſind mit einzelnen Häuſern beſetzt, von denen jedes einen zierlichen Blumengarten vorweiſ't;

dazwiſchen Wieſen und eigentlich nichts als Wieſen, die ſich ſanft über die Ebene hinlegen, oder an die Bergrücken hinanklemmen. Laubholz ſteht auf der Höhe, Laubholz ſteht in der Tiefe, auch Tannen haben ſich mit hineingedrängt, Tannen, die immer den Schatten zu den Landſchaftsfreuden, oder doch wenigſtens den Ernſt liefern. Die Emmen brauſ'ten zwar im Thal, aber es war dennoch heimlich und ſtill, ſo ſtill wie's in der Kirche iſt, wenn kein Prediger auf der Kanzel ſteht, und kein Chorknabe die Glocke rührt. Wir konnten innerlich froh ſein, gläubig und vertrauend; die Bedeutſamkeit des Lebens war näher gerückt, die Einſamkeit war reich, die Abgeſchiedenheit wohlthuend. Traum und Ahnung glitten über und in uns; das war eigentlich des Thales höchſter Reiz, Fülle von der einen Seite, Stille von der andern. Gegen Abend fuhren wir durch das Entlibucher Thal nach Eſchelzmatt. Das Entlibucher Thal ſieht dem Emmenthal in nichts ähnlich. Dort war eine liebliche Jugend, hier iſt ſchon das reife, das ernſtere Alter. Die ſchwarzen Nadelhölzer in der Höhe wechſeln mit Matten, die kahlen Felſen laſſen ſich von ſilbernen Waldſtrömen küſſen. Der Mond war eben hinter den Bergen hervorgekommen, als wir im Eſchelzmatter Wirthshaus Halt machten. Die Kirche, gegenüber mit zahl-

loſen Kreuzen umgeben, warf einen weiten Schatten auf den einſamen Weg. Schmachtend ſandte die Nachtigall einen langen, langen Ton in die Luft und vermehrte die Schwermuth des Abends. Kein Hauch in den Pflanzen und überall ſeltſame Mondſchatten. Wenn die Natur in dieſem Schweigen nicht ſchön war, ſo war ſie doch erhebend. Alles in ihr war geheimnißvoll, Alles horchte auf die eine Stimme, die durch die Kehle der Nachtigall zu den Menſchen ſprach. Glückliche Abende für die, die beſitzen, unſelige für die, die verloren haben. Das Gefühlsleben ſtrömt zu heftig aus den Schöpfungsorganen, die Düfte der Blumen wirken betäubend.

Haben je die Najaden einen lieblichen See oder eine kryſtallene Wohnung beſeſſen, haben ſie je in den Tiefen ſich Schlöſſer mit Amethyſt oder Smaragdfenſter gebaut, ſo iſt's im Vierwaldſtetter See, in den hinein ſich die Reuß, wie in Genf die Rhone ſtürzt. Anmuthig im Halbkreiſe am Ufer hingelagert, von der Reuß durchſchnitten und durch lange verdeckte Brücken vereint, liegt Luzern dem Rigi und Pilatus gegenüber; am Horizonte zeigt es die flammende Pracht der Gletſcher, liegt umgeben von großartigen Wundern und giebt im Spiegel des Sees das Wunderbare wundervoll noch einmal zurück. Der See krümmt

und windet ſich, dehnt ſich aus und verengt ſich, hat bald großartige Gebirge, die ihn mit gewaltigen Schlagſchatten verdüſtern, bald liebliche Hügel, die ihr Grün in ſeine Tiefe hinabgleiten laſſen, ſchäumt und glättet ſich, iſt melancholiſch und heiter, ſinnig und naſeweis, bis er zuletzt am Fuße des Gotthards endet, der den Rieſenfuß in das grünliche Waſſer ſtemmt und ſein coloſſales Haupt ſtolz in die Wolken ſtreckt.

Nicht weit von Luzern führt eine Allee nach dem Denkmal, das für die in den Tuilerien im Jahr 1792 getödteten Schweizer errichtet worden iſt. Der Platz iſt heimlich zwiſchen Felſen gewählt. Das Monument in Felſen gehauen, von einem kleinen Baſſin umſpült, in das Trauerweiden ihre langen grünen Haare ſenken, ſtellt einen ſterbenden Löwen vor. Man ſieht es ihm an, er iſt wund, um und um, er erliegt ſeinen Schmerzen; in ſeinem gebrochenen Auge ſchwimmt fürchterliche Wahrheit, die Wahrheit des Todes. Wie die Glieder erſchlafft ſind, wie der Kopf von der Qual des Ringens zur Seite geſunken iſt, wie die mächtige Tatze weit herunterhängt, wie er einſam, entfernt von ſeinen Palmen in der Fremde ſtirbt. Ach, man fühlt's, der Tod iſt hier Erlöſung, er iſt auch Entſchuldigung, denn ganz ſcheucht dieſes Denkmal nicht den Gedan-

ken, daß die Schweizer in fremdem Sold, für fremde Angelegenheit, weit ab vom Vaterland, den Verrath, der an ihnen verübt wurde, wenn nicht verdient, doch gefördert haben. Was wollen ſie auswärts? Warum dieſe Schweizergarde noch heute in Rom und Neapel? Das freie Alpenvolk, die Abkömmlinge von Tell, die ſollten ſtolzer ſein, die ſollten ſich ſelber beſſer achten, dann würden ſie nicht gemordet und vernichtet werden.

Die drei bedeckten Brücken, die über die Reuß führen, ſind mit bizarren Gemälden aus dem alten und neuen Teſtament und der Schweizerchronik verziert und dienen den Luzernern als Spazierort beim ſchlechten Wetter. Das Schönſte an dieſen Brücken iſt das wundervoll lichte, fliehende, ſchäumende Reußwaſſer unter ihnen. Was das für ein klares, reines Element iſt, wie es ſich ſo lieblich um die Brücken und die Luzerner Häuſer ſchmiegt. Da es öfters am Tage, wo ich in Luzern war, regnete, flüchtete ich mich unter die Bogengänge und ſah dann hinunter in die Fluth, und weit abwärts auf den Rigi, der mit der Staffel bald verhüllt, bald tiefblau, bald grün vor mir lag.

Aber auch nach dem Pilatus hin blickte ich, nach dem ernſten Pilatus, der ſeine phantaſtiſche Rieſengeſtalt ſinnig in den Himmel ſtreckt und auf ſeinen

breiten Schultern immer einige Dutzend Wolken träumeriſch liegen hat. Mußte ich doch auch an Tell, an den verketzerten Tell denken, und es zog mich hinüber nach Küßnacht, oder an die ihm hinter Wäggis erbaute Kapelle. Die ganze Phantasmagorie des Schiller'ſchen Tell ſteht vor Einem, wenn man über den Vierwaldſtetter See in's Weite ſchweift, und man giebt nicht zu, daß Tell keine Wirklichkeit geweſen ſei. Dieſe gelehrte Entdeckung nimmt der hohlen Gaſſe und ihren Naturwundern allen Farbenſchmelz; auch der See verliert an Schönheit, und nun vollends das Volk? Es ſchmiegt ſich an ſeine Sagen, wie der Gläubige an die Bibel; es ſchöpft aus ihm ſeinen Nationalſtolz, es knüpft das Nächſte an das Entfernteſte. Wozu alſo eine Abſtraktion, wo eine Illuſion beſſer iſt! —

Der Kanton Zug wetteifert als Katholik mit ſeinem Bruder, dem Kanton Luzern. Ueberall ſind Klöſter auf den Höhen, Wallfahrer auf den Straßen, Kapellen am Abhang. Thäler und Hügel, Weinberge und Aecker, Kaſtanien- und Nußbäume ſchaffen den Weg von Luzern nach Zug zum freundlichen Garten, dazwiſchen zeigen ſich Bergruinen, Landhäuſer, rieſelnde Brunnen, kleine Dörfer mit der in der Mitte hervorragenden Kirche, endlich bei einer Biegung des

Digitized by Google

Wegs liegt der vier Stunden lange See und an ihm ſein Hauptort Zug, mit zitterndem Glanze, vor uns. Aus der Ferne blicken die Wetter- und Schreckhörner, der Mönch und die Jungfrau, auf die Silberfläche nieder, und am Ufer ſteht das üppige Laubwerk der Kaſtanien in ihrem weißen und rothen Blüthenſchmuck. Die Zuger leben indeß auf unſicherm Boden. Nicht allein, daß Goldau mit ſeinem ungeheuern, faſt pompejaniſchen Grabe in ihrer Nähe iſt, ſie ſelbſt werden von ihrem See langſam minirt. Schon im Jahr 1435 vernahm man plötzlich ein ſchreckliches Getöſe, und ehe ſich noch einer der Einwohner beſinnen konnte, waren Erdſpalten entſtanden, die mehrere Straßen in den See hinab zogen. Dabei wütheten die Wellen bis an den Thurm und die Mauern hinan und ſpülten Menſchen und Häuſer in die Tiefe. Nur ein Mann ſchwamm gerettet an das Ufer, und ein Kind ward von dem See, wie Moſes, an's Geſtade getrieben. Im Uebrigen war von den dem See zunächſt gelegenen Straßen nichts mehr zu ſehen, nichts, was Daſein oder Geweſenſein verrathen hätte. Der Tod in Geſtalt der Wogen hatte fürchterlich gehauſ't. Daß der See ſo heimtückiſch ſei, ſah man ihm nicht an, als wir einfuhren; er war wunderbar lichtblau und verrieth ſeine Gemeinſchaft mit den Erdmännchen, die gar

kleine, ſinnige Kreaturen voll Witz, Heimtücke und Schalkhaftigkeit ſind. Sie haben Gold und Diamanten in Fülle, wohnen in Felsſpalten und beſuchen zur Nachtzeit die einzelſtehenden Hütten am See, wo ſie, wenn ſie einen Dienſt verlangen, dieſen auch reichlich vergelten. So kam einmal ein Erdmännchen, die die Zuger Schrätteli nennen, zu einer Frau, und bat ſie, ihn zu ſeiner Geliebten zu begleiten. Die machte ſich denn auch mit ihm auf, und nachdem ſie lange, lange gewandert waren, gelangten ſie endlich durch Wald und Felsſchlucht auf die Höhe des Bergs, wo der Kleine, an eine Steinwand klopfend, dieſe auseinander gehen hieß, und ſie nun in eine weite, wunderbar ſchön erleuchtete Halle traten, an deren Ende ſich das mit Goldſtoffen gezierte Schlafgemach des Erdweibleins befand. Wie nun die Bauersfrau, die eine Hebamme war, dieſer mit Rath und That beigeſtanden hatte und ſich beſcheiden entfernen wollte, ſchütteten ihr die Gatten einen ganzen Sack Kohlen in die Schürze. Das fand zwar die arme Frau etwas abſonderlich, indeſſen ließ ſie ſich nichts merken von ihrem unangenehmen Erſtaunen, ſondern wanderte mißmuthig nach Hauſe. Unterwegs warf ſie einen Theil der ſchmutzigen Kohlen unwillig von ſich; da aber ſtand gleich ihr unterirdiſcher Freund mit aufgehobenem Zeigefinger

vor ihr und rief geſtreng: »Du, Du, verachte die Geſchenke nicht!« — Wie nun die Frau in der Hütte anlangte und den Reſt der Kohlen in die Ecke ſtreute, funkelten und blitzten dieſe plötzlich, und es fand ſich, daß der Berggeiſt ihr prächtige Edelſteine in die Schürze geſchüttet hatte.

Des ſtrömenden Regens wegen blieb ich die Nacht in Zug, denn ich wollte mir nicht die Ausſicht vom Albis herab verbergen laſſen und lieber auf Sonnenſchein warten, als mich um den Genuß durch Uebereilung bringen. So ein Regentag auf der Reiſe hat ſeine ſehr angenehme Seite; er zwingt zum Stilleſtehen, zum Nachdenken. Immer kann der Menſch nicht laufen, er muß ſich auch einmal auf einer Bank behaglich ausruhen. Eine ſolche Bank war Zug für mich; ich dachte mir Abends beim Schlafengehen, wie viele ſüße Träume ich träumen und wie viele Briefe ich am Morgen ſchreiben wollte! — Um zwei Uhr in der Nacht weckte mich Kanonendonner und Glockengeläute. Da ich Zug unmöglich für eine belagerte Feſtung halten konnte, ſo fielen mir gleich die drei oder vier Klöſter ein, die auf den Bergen lehnten und aus denen ſicher der Lärm herauskommen müßte, und ſo war's auch. Die Zuger feierten das Frohnleichnamsfeſt durch eine große Prozeſſion. Um ſieben Uhr

Morgens ſetzten ſich die Bewohner, mit der Geiſtlichkeit und den Kapuzinern an der Spitze, in Bewegung. Die Straßen, durch die ſie zur Kirche zogen, waren feſtlich mit Blumen geſchmückt, Lichter brannten an den Fenſtern, Teppiche hingen aus ihnen heraus. So bewegte ſich der Zug unter Kanonendonner, unter Geſängen und Weihrauchwolken vorwärts. Mehrere tauſend Menſchen ſchritten feſtlich gekleidet dem Baldachin nach, der die Geiſtlichkeit barg, dann kamen die in Silber getriebenen Bildniſſe der Mutter Gottes, des heiligen Sebaſtian, des heiligen Oswald, dann die mit Heiligen verzierten Fahnen der Stadt, an die ſich Mönche, Kinder, Greiſe und Männer, Frauen und Mädchen ſchloſſen. Einer gewiſſen Rührung konnte ich mich nicht bei dieſen pomphaften Religionsübungen erwehren. Mochten ſie die Geiſtlichkeit erfunden haben, um durch ſie ſtärker auf die Maſſe zu wirken, immer lag doch auf ihnen eine Art Verklärung, eine kindliche, ſehnſüchtige, nach Oben ſtrebende Andacht. Sie trieb dieſe Männer und Frauen, dieſe Kinder und Greiſe an, ſich feſtlich zu kleiden und unter Geſang und Gebet der Kirche, ihrem wahren Heil, zuzuwallen. Der Himmel hatte ſich aufgeklärt; indeß die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, die Gebete angeſtimmt wurden, lächelte er in weißen und blauen Streifen

freundlich hernieder. So aus dem Morgenſchlummer geweckt, wußte ich nicht recht, ob dieſe Prozeſſion Traum oder Wirklichkeit ſei; es war mir, als ſei ich in Jeruſalem, hätte unter Palmen geſchlafen und wandere andächtig zum heiligen Grabe. Ja, ſo war mir, ſagenreich, angeregt, orientaliſch. Das Waſſer des naheſtehenden Brunnens rieſelte mit den Wellen des Sees in Gemeinſchaft; die Bäume rauſchten, die Vögel ſangen. Alles war luſtig, klar und leicht, goldig durch die Sonne, die immer glänzender heraufzog, und dann doch gemildert durch kühlwehende Lüfte, die Schatten ſchufen.

VI.

Zürich.

Da, wo auf der Höhe des Albis dem Tode Zwingli's ein Monument geſetzt iſt, breitet ſich der Geiſt der Aufklärung, des Ringens mit Vorurtheilen hinab in das Thal. Zürich iſt der lebensfriſcheſte Kanton der Schweiz. So wie die Schweiz ſeltſam in ihren Naturſchönheiten contraſtirt, große Widerſprüche, heitere und unzugängliche Thäler, ſanft aufſteigende Berge und

ewig ſtarre Gletſcher in ſich birgt, ſo iſt auch der Geiſt ihrer Kantone in ſich auf die auffallendſte Weiſe verſchieden. Von Zürich aus verbreitete ſich die Reformation, daher der mit ihr aufgeſchoſſene Freimuth, den die wechſelnden Zeitbegebenheiten nicht zu verdrängen vermochten. Man verliert ſich gleich beim Eintritt in die Schweizerſtädte in die dunkeln Jahrhunderte, denn man gelangt durch ſie zum Verſtändniß der jetzigen Lage. Alles hat ſich in der Vergangenheit logiſch entwickelt, Alles iſt vorbereitet geweſen und dann langſam zur Blüthe gekommen, oder auch, es hat ſich durch Unverſtand die eigene Bruſt aufgeriſſen und ſein Leben verſtrömt. Zürich iſt demokratiſcher als Bern; zwiſchen Zürich und Bern iſt der Unterſchied, daß im letztern ſich die Lebensphaſen feſter, pedantiſcher aufgeſpeichert haben, daß ſie, ich möchte ſagen, bibliothekariſch geworden ſind, indeß in Zürich von jeher ein genialer, ſpekulativer Geiſt herrſchte. Lavater, Sulzer u. ſ. w., jene Geiſter des vorigen Jahrhunderts, zeugen beſſer für dieſen Satz, als die dem Streit und der Verdrehung ausgeſetzten Worte.

Die Lage von Zürich zeigt ſich am ſchönſten von der Höhe des Albis. Schon Benvenuto Cellini nannte ſie vor zweihundert Jahren: »einen Edelſtein, der Bewunderung würdig.« — Und Benvenuto Cellini kam

doch aus Italien, er hatte am Comerſee gewohnt, er wußte genau das wirklich Schöne vom ſcheinbar Schönen zu unterſcheiden. Seit der Schleifung der Feſtungswerke ſchwillt die Stadt von allen Seiten und lagert ſich üppig und weitläufig am See, ſo daß ſie mit ihren neuen Häuſern über das Weichbild der Stadt hinaus in die benachbarten Dörfer reicht und dieſe mit ſich zu vereinigen ſtrebt. Das Zürich des funfzehnten Jahrhunderts iſt plötzlich, ohne Uebergang, ein Zürich des neunzehnten Jahrhunderts, ein Kind des Zeitgeiſtes und der Neuerung geworden. Der im byzantiniſchen Styl erbaute Großmünſter, das Frauenkloſter, die Predigerkirche im gothiſchen Geſchmack, bilden den Kern der alten Stadt; die erzählen von den Zeiten, wo Zürich den Kreuzfahrern Kriegs- und Lebensbedürfniſſe lieferte, indeß das Univerſitätsgebäude in ſeiner neumodiſchen Form von den letzvergangenen Zeiten lebendiges Zeugniß ablegt. Und während ſich die Parteien im Wirbel drehen, während das demokratiſche Prinzip mit dem ariſtokratiſchen ringt, blicken die Alpenhäupter unverrückt ſeit Jahrtauſenden in den ewig kommenden, ewig gehenden See.

Welche ſchöne, unſchuldsvolle Klangperiode führten Klopſtock und Salomon Geßner herbei; wie heiter, wenn auch mit einigen ſentimentalen Thränen ver-

miſcht, ſchufen und ſpielten ſich hier Idyllen. Neben dem gelehrten Bodmer ſtand der gute, ehrliche Lavater, neben Hagenbuch, Füßli und deſſen Sohn, an die ſich Ebel, Horner, Uſteri und Andere ſchloſſen. Das achtzehnte Jahrhundert war reich in Zürich an Poeſie und Wiſſenſchaft; nur die Kunſt hielt mit ihnen nicht Schritt, ſo wie überhaupt die Schweiz wenig vorzügliche Maler aufzuweiſen hat, gleichſam als ſei das Bildende im Menſchen vor dieſen ungeheuern Naturſchöpfungen in Schrecken gerathen.

Die Lage von Zürich iſt eher lieblich als wild; man kann ſie nicht mit dem Genferſee, nicht mit Luzern vergleichen, ſie iſt ein muthwilliges, fröhliches Mädchen, kein ſtolz daher ſchreitender, kein kühn ergreifender Held. Von der Höhe des botaniſchen Gartens aus, der auf der Baſtion, die Katze genannt, angelegt iſt, und der ſeinen Urſprung dem Botaniker Geßner verdankt, überblickt man die nahen, mit friſchem Laubholz umgürteten Berge, und ſieht im Abendroth die Gletſcher am Horizont flammen und ſchwinden. Der Spaziergang zu den Platanen bietet ungefähr dieſelbe Ausſicht, doch zeigt ſich hier, zu den Füßen, die Limmat, die mit tobendem Geräuſch Mühlen treibt. Nicht weit von ihrem Geſtade ab, verborgen im duftenden Kaſtanienwald, liegt das Geßner'ſche

Monument, um das ſich Immergrün ſchlingt, und in der Züricher Bibliothek ſteht die Büſte des gutmüthigen Lavater mit ſeinen wohlwollenden Zügen. Ein Abſenker der verſchollenen Lavater'ſchen Lehre, die Ariſtoteles, Montaigne u. ſ. w. ſchon kannten, iſt das Gall'ſche Syſtem, das in neueſter Zeit, namentlich in Frankreich und England, einen großen Aufſchwung erhält. — Es iſt natürlich, daß der Menſch durch äußere Kennzeichen in das Verſtändniß der innern, geheimnißvollen Organe zu dringen ſtrebt; es wäre möglich, daß die Phrenologie, mit dem Lavater'ſchen Syſtem in Verbindung geſetzt, dieſes am leichteſten bewerkſtelligt, und wir dahin gelangten, uns die Myſterien des Herzens aufdecken zu können, eine Wiſſenſchaft, die Gott bis jetzt allein beſaß. Doch möchte ich nicht entſcheiden, ob dieſe geiſtige Anatomie, das Glück der Menſchheit, die liebevolle Geſinnung unter ſich, befördern wird, vielmehr ſcheint es mir, daß die Leidenſchaften reger, die Täuſchungen ſchmerzlicher ſeyn würden.

Seit der Julirevolution bewegt ſich Zürich unter allen Schweizer-Kantonen am energiſchſten in ſeiner Entwicklung. Die Konſtitution wurde geändert, die freien Wahlen eingeführt, die radikale Partei gebildet. Sie wollte Alles ändern, Alles neu ſchaffen, ſie war

ſo haſtig, überſtürzte ſich ſo gänzlich in ihren Kräften, daß der Enthuſiasmus faſt ein Fanatismus ward. Alles wurde mit Einemmale betrieben. Das Lehr-, das Finanz-, das Juſtizſyſtem veränderten ſich; Bauten wurden unternommen, Straßen angelegt; keine adminiſtrative, noch öffentliche Lebensfrage blieb undurchwühlt.

So entſtand die ſeit 1833 errichtete Univerſität, die aber, als die radikale Partei, ſei es aus Spekulation, ſei es aus Ueberzeugung, den Verfaſſer des Lebens Jeſu berufen wollte, Gefahr lief, zerſtört zu werden. Dr. Strauß ſollte, ſchien es, der ſchwachathmenden Univerſität als Lockvogel dienen, und aus ihr eine Univerſallehranſtalt für die ganze Schweiz machen. Indeß hätte der Bürgermeiſter Hirzel, der an der Spitze dieſer Partei ſtand, bedenken ſollen, daß man der Maſſe keinen Zwang anthun, daß man eine neue Schule des Chriſtenthums am allerwenigſten in der geiſtig ſehr zurückgebliebenen Schweiz einführen konnte. Die ihrer Seits wieder ſehr bedenklichen Septembertage ſtürzten die radikale Partei. Das Landvolk rottete ſich an den Ufern des Sees zuſammen, und indem es unter heftigen und blutigen Demonſtrationen die Stadt durchzog, rief es den jetzigen Stand der Dinge, den man einen konſervativ-pietiſti-

ſchen nennen könnte, herbei. Die Kantone ſind allgemein durch die Großrathswahlen angeregt; von der Stärke der liberalen Partei hängt die Dauer des jetzigen Syſtems ab. Die Nachricht, daß die liberale Partei mit zwanzig Stimmen über die konſervative geſiegt habe, hieß die Journaliſtik, die in der Schweiz im Allgemeinen und in Zürich insbeſondere eine große Rolle ſpielt, aufbrauſen und in gewaltiger Brandung ſich in zahlloſen Organen vernehmen. Bluntſchli und Keller ſind beide hervorragende Geiſter, die eines größern Terrains bedürften, um ſich in dem Glanz ihres Talents, in dem vollen Waffenſchmuck der Partei zu zeigen. Bluntſchli iſt in der Behauptung ſeiner Septembereroberung zuweilen verſchmitzt thätig. Keller, der die Revolution von 1830 machte und mithin durchgehends demokratiſch iſt, hat ſich, des Kleinlichkeitsgeiſtes müde, zurückgezogen und will mit den gegenwärtigen Zuſtänden einer Partei nichts zu thun haben, die in ihm immer noch ihr Oberhaupt ſieht. Möglich, daß er ſich für die Zeit aufſpart, wo der Sieg ſeiner Sache wahrſcheinlich und ſeine Kraft in nichts gehemmt iſt.

Die Univerſität leidet und ſiecht. Sie iſt überdem vielmehr aus dem Prinzip der Oſtentation, als aus reinem, innern Bedürfniß in's Leben gerufen worden.

Digitized by Google

Was ſoll auch die Schweiz mit vier Univerſitäten, die ſich einander ſchaden und weit über die Kräfte des Landes ſind? Zwar mag Zürich ſich ſchmeicheln, daß es fähig ſei, fremde Studenten anzulocken, wie das Hôtel Baur durch eine engliſche Kirche die Engländer zu feſſeln ſucht, aber beides trägt doch nur die Vortheile einer Spekulation ein, die vorübergehen, ohne eine dauernde Spur zurückzulaſſen. Die bedeutendſten Profeſſoren ſind der Univerſität abtrünnig geworden. Der berühmte Schönlein hat einen Ruf nach Berlin angenommen, der gutmüthige, gelehrte Oken iſt fortgezogen, Herr von Pommer iſt geſtorben. Was noch an Berühmtheiten da iſt, iſt talentvoll, hat aber keine wirkliche Anziehungskraft. So ſiecht die Univerſität und wird vom Staat als Gährungselement angeſehen, da die Profeſſoren durchgehends die Richtung der Halleſchen Jahrbücher verfolgen und mithin mit ſcheelen, mißtrauiſchen Augen angeſehen werden.

Bei meiner Anweſenheit ereignete ſich in der Nacht ein Vorfall, der nicht wenig Aufſehen machte. Studenten geriethen in Streit mit der Nachtwache; Einer von ihnen wurde von Letzterer getödtet. Ganz Zürich war in Aufruhr. Viele glaubten, daß die Regierung die Polizei mit geſchliffenen Säbeln bewaffnet habe. Die Profeſſoren hielten eine Sitzung, ih-

nen ſchien mit Recht die Freiheit der Univerſität gefährdet. Die Folge ſolcher Maßregeln, die Polizei gegen die Studenten zu bewaffnen, wäre allerdings, daß Zürich von dieſen verlaſſen, und die Jugend ſich nach Bern und Baſel zöge. In jedem Fall ſcheint die Univerſität abzuwelken, und nur die demokratiſche Partei wird ſie wieder in Blüthe bringen.

Intereſſant war mir die Bekanntſchaft des Dichters Herwegh, der ſeit mehreren Jahren Zürich zum Aufenthaltsort gewählt hat. Er iſt der Verfaſſer der bekannten Gedichte eines Lebendigen. Lebendig iſt Herwegh unſtreitig; er beſitzt die tiefſinnige Schwabennatur, geſtachelt durch die Begeiſterung der ihm inwohnenden poetiſchen Kraft. Seine Augen haben ein ſtilles Feuer; die ganze Erſcheinung iſt außergewöhnlich, ich möchte ſagen orientaliſch. So wie er ausſieht, ſehen die Armenier aus, die unter Konſtantinopels Cypreſſen lagern; ſeine Dichtungen ſind oft unwillkürlich. Noch hat er nicht das volle Bewußtſein ſeiner Muſe; er lallt ihre Weiſen nach, ſie flüſtert ſie ihm zu. Stehen ſie nun vor ihm auf dem Papier, mag er ſie ſelbſt oft erſtaunt über ihre Kühnheit anblicken. Das iſt ächte Poeſie. Der Dichter iſt ihr Organ.

Von dem Lebendigen komme ich auf den Todten.

Georg Büchner liegt auf einer der Höhen Zürichs, in einem kleinen Todtenacker begraben. Seine anweſenden Freunde pflanzten neben dem ſchwarzen, unſcheinbaren Kreuze Roſen, die das junge Leben bedecken. Georg Büchner war ein talentvoller Darmſtädter; einer ſeiner Freunde, der thatkräftig in das mit Dornen durchwebte Leben griff, nennt Büchner »eine Knoſpe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenſpiel am Sonnenlicht geſpiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht bloß genießenden Frühlingslebens in ſich trug, ſondern auch das Verſprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten geſicherten Gewinnes für ſeine Nation.« — In Büchners Drama: »Dantons Tod,« that ſich eine große Begabung kund. Sie ſollte nicht zur Entwickelung kommen, der Tod ereilte ihn. Er nannte dies Drama ein ſeidenes Schnürchen, und ſeine Muſe einen verkleideten Samſon. Er ſcherzte über die Reſultate, zu denen ein hungriger Deutſcher kommen kann, und hatte die Rede und den Gedanken in gleicher Gewalt. Auch wußte er mit einer, an jungen Gelehrten ſo ſeltenen Beſonnenheit, ſeine Ideen abzurunden und zu kryſtalliſiren. Georg Büchner gehörte unſtreitig zu Denen, welche durch ihr Leben und ihr Arbeiten die Entwickelung der jetzigen literariſchen Uebergangsperiode bezeichnen. Er hatte ſein Schickſal

trotzig herausgefordert, es ſtrafte oder erlöſte ihn mit der Senſe des Schnitters. Sollen wir über ihn klagen, oder ihm die ewige Ruhe gönnen? Er war noch zu jung zur Ruhe, und ſein Tod ſieht aus wie Ungerechtigkeit, da er ſo viele Knospen, ſo viele gährende Lebensluſt in ſich trug.

Wehmüthig wandte ich mich von jenem Grabe ab; ſiehe! da glühten über mir die greiſen Schneehäupter.

»So hat ein Purpur wieder fallen müſſen,
Haſt eine Krone wiederum geraubt!
Du ſchonſt die Schlange zwiſchen Deinen Füßen
Und trittſt den jungen Adlern auf das Haupt!«

ſagte Herwegh an Büchners Sarge. Ich ſag's ihm nach. Die Guten ſterben, und nur die, die trocknen Herzens ſind, leben, eben weil Leben ihnen das Höchſte iſt.

Wie man aus Zürich herausfährt, verflachen ſich die Umgegenden. Der Uebergang zur Ebene, der Abſchied von den Alpen, der Gedanke an den Norden wirkt wehmüthig. Die Natur gewinnt einen andern Charakter; ſie ſtreift ihr großartig im Sturme flatterndes Gewand ab, ſie legt das Diadem von ſich und kleidet ſich in Haustracht. Nur noch einmal zeigt ſie ſich königlich groß, dann wirft ſie Krone und Zepter hinter ſich. Wir ſind in Schaffhauſen. Die Donner

des Sturzes dröhnen, ſie erreichen unſer Ohr, noch ehe wir den Rheinfall ſehen; bald klingen ſie wie Kampf, bald wie Siegesgeſchrei. Nun zeigt ſich eine ſchäumende, eine wirbelnde Maſſe. Der oben auf der Höhe in Smaragdgrün ſchwimmende Rhein wird zu glänzendem Schnee; mitten durch ihn zieht der Regenbogen, ſeine wahre Verklärung, freudeverkündend, bald roth, bald gelb, bald grün, bald blau. Er verlor ſich als die Gewalt der ſtürzenden Waſſer neben dem Lauffener-Häuschen ihre höchſte Stufe erreicht hatte. Da war nichts mehr um uns als das empörte, donnernde, ſtürzende Element, aber eine Minute ſpäter glitt ſchon unſer Boot über die beruhigtere Flut unterwärts des Falles, da wo der Rhein wieder Ruhe gewinnt und geſtärkt aus dem reinigenden, ihn übenden Kampfe hervortaucht. Liebliche Ufer umgeben ihn; die Natur feiert ihre Andacht.

Ein Tag in Straßburg.

Die Alpen ſchwinden, der Jura drängt ſich in die Ferne; der Rhein ſpringt wie ein ſilbernes Band hier und dorther am Horizont hervor, zeigt und verwiſcht ſich! Der Dampfwagen praſſelt, die Maſchine pfeift, die Menſchen laufen ſich athemlos, um St. Louis, den Bahnhof vor Baſel, zu erreichen.

Auch wir ſaßen in dem pferdeloſen Ding, das weder eine Caleſche, noch ein Wagen, weder ein Omnibus, noch eine Diligence iſt. Das Wetter war herrlich; die Beleuchtung, die den Schwarzwald in Schatten ſenkte und den Schnee auf dem Jura lodern, ſchmelzen und flimmern machte, lockte meine Gedanken ſo weit aus dem Dampfwagen hinaus, daß ich mich erſt ſpät wieder in ihm zurecht fand. Die Natur überragt die irdiſchen Eindrücke, tödtet in ihrer Erhabenheit den Lärm um uns und führt uns hoch über

menſchliche Einrichtungen hinweg, ſo daß man im Anblick der Berge wohl die Kirchen, im Anblick des Meeres wohl die Schiffe vergeſſen könnte. Ebenen mehren die Sehnſucht, Berge ſtillen ſie. In Ebenen flattert die Phantaſie raſtlos in's Weite; auf Gebirgen lagert ſie ſich, beobachtet und ruht.

Der Weg von Baſel nach Straßburg böte vielleicht manchen Erholungspunkt, wenn die Eiſenbahn nicht immer vorwärts triebe. Und doch iſt ſie nicht ſo flügelſchnell als man wähnt. Sie hält auf der Strecke von vier Stunden über zwanzigmal an, ſpeit Menſchen und Ballen aus und nimmt wieder neue Waaren, lebendige und lebloſe, auf.

Nach dem Verſailler Unglück gehört ordentlich ein gewiſſer perſönlicher Muth, eine kalte Nichtachtung des Lebens dazu, um ſich, ſtatt dem harmloſen Trabe der Pferde, dem wüthenden, dampfenden, einäſchernden Elemente anzuvertrauen. Man ſteigt ein, man winkt abſchiedsgrüßend mit der Hand den Freunden, die uns in den Bahnhof begleitet haben. Es iſt eine Luſtfahrt; der Sonntag mit ſeinen kleinen Freuden, mit ſeinen Blicken in's Grüne, mit ſeinen ſpringenden Fontainen iſt da. Die Frauen haben ſich geſchmückt, die Männer ſind liebenswürdiger, heiterer geworden; ſie haben ihre Hausdespotie an den Nagel gehängt, ſie wollen

leben und leben laſſen. Eine Braut ſchmiegt ſich zärtlich an den Geliebten, eine Mutter blickt triumphirend auf den Sohn, ein Vater bewacht ängſtlich ſeine Tochter. Der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Wie er raſ't, fliegt, ziſcht, ſtampft, wie es Funken ſprüht, wie er zittert, wie er ſchnaubt! — Auf einmal ein Ruck, dann noch einer. Angſtgeſchrei erſchallt. Was iſt's? Man lehnt ſich aus dem Wagen; der Zug ſtockt, die Lokomotiven fliegen in die Luft, Flammen züngeln, Verzweiflung iſt überall. Die Thüren der Wagen ſind verſchloſſen; man rüttelt an ihnen, man verſucht vergebens, ſie mit der Gewalt, die die Todesfurcht giebt, aufzuſprengen. Die Einen beten, die Anderen ſchreien, die Dritten weinen. Der Tod kommt, der grinſende Tod mit ſeinen Höllenqualen, mit ſeiner Schwefelatmoſphäre, mit ſeinen Inquiſitionsſchmerzen. Es wird nun ſtill im Wagen, ganz ſtill... das Feuer verzehrt, der Kampf hört auf. Tags darauf ſuchen die Freunde nach einer Spur, nach einer Erinnerung, die den Grabſtein ohne die Leiche bilden ſoll. Ein Ring wird ihnen gebracht; gehörte dem Geſuchten der Ring, trug er ihn, was knüpfte ſich an ihn? Von all den Hoffnungen, von all deu ſonntäglichen Erwartungen, von all' der Lebensluſt iſt nichts mehr da als ein Ring. Aber an dieſem Ring hing die bedeu-

tungsvollſte Stunde des nun zu Nichts verkohlten Daſeins; er bildete den Anfang einer Kette, die das Unermeßliche feſſeln, das Verlangen beſchränken ſollte, er deutete auf eine Unſterblichkeit, die prächtige Strahlen auf die Erde wirft, auf eine Unſterblichkeit der Liebe. Es iſt ſchön, daß der Ring übrig blieb; er wird zur Hinweiſung, zur Befeſtigung, er erzählt keine Geſchichte, er bildet nur den Anker, der die Himmelsfaden an den Erdball knüpft.

Ueberall, wo die Eiſenbahn anhielt, ſteckte ich den Kopf aus dem Wagen und las die Namen der Stationen: Heppenheim, Oppenheim, Wangenheim u. ſ. w., deutſche Laute auf franzöſiſchem Boden, deutſche Orte in franzöſiſchem Beſitzthum. Die Bauern ſitzen am Wege und trinken deutſches Bier, die Juden radebrechen ein falſch accentuirtes Franzöſiſch. Man giebt ſich Mühe, franzöſiſch zu ſein, man antwortet galliſch, wo man germaniſch reden ſollte, aber das täuſcht nur, das blendet nur, das überzeugt nicht. Hier die Vogeſen, die ſind Frankreichs Grenze, nicht der Rhein iſt's, der ſich ſchon rechts und links durch Deutſchland drängt; nicht dieſes Straßburg, über das der deutſche Reichsadler ſeine Flügel ausbreiten, das er majeſtätiſch beſchatten ſollte. Daß er's nicht thut, daß er ſich die deutſche Stadt rauben ließ, daß wir den

Straßburger Münſter franzöſiſch nennen, ihn nicht als unſer Eigenthum betrachten ſollen, das ſchmerzt um ſo mehr, als ja dieſer mittelalterliche Bau, dieſer Strich Landes, dieſe Laute von deutſcher Friſche, von deutſcher Kräftigkeit reden!

Verbrennt man auf dem Wege von Paris nach Verſailles, ſo könnte man wohl bei der Ankunft in Straßburg den Hals auf der Eiſenbahn brechen. Die Franzoſen, die alles à peu près, aber nichts mit der Gewiſſenhaftigkeit der Deutſchen und der Engländer machen, haben in Straßburg für keinen Tritt an den Dampfwagen geſorgt. Wer nicht ſpringen kann, bleibt im Wagen; wer nicht im Wagen bleiben will, muß den salto mortale von vier bis fünf Fuß wagen. Eine unanſtändige, unvernünftige Einrichtung, die gar nicht mit der franzöſiſchen chevaleresken Großthuerei den Frauen gegenüber harmonirt. Ich ſprang auch, weil ich nicht ſitzen bleiben wollte, und nun fuhren wir durch die ſchon dunkeln Straßen in's Wirthshaus. Es iſt gar nicht unangenehm, Abends in eine fremde Stadt zu gelangen. Im Wirthshaus, in der Stille des kleinen Raumes, der etwa nur auf eine Seitengaſſe oder gar auf einen Hof geht, ſammelt man ſich zu neuen Eindrücken. Erſt ruht, dann genießt man. Auch ich ruhte ſanft, ruhte unter dem Schatten des

Münſters, den ich Tags nachher ſehen wollte, und träumte von ihm wie Kinder, die von ihren Weihnachtsfreuden träumen. Ich erinnere mich, daß mein Vater eine große Mappe mit Kupferſtichen und unter ihnen den Straßburger Münſter hatte. Wie ich vor dem Bilde ſtaunte, wie es mich myſtiſch anzog, wie ich mit meinen Kinderfingern an die Thür, die die große Fenſterroſe ſchmückt, tippte und mir dachte: könnteſt du hinein! Ich fürchtete mich, den Münſter nicht ſo ſchön, als in meiner Phantaſie, nicht ſo groß, als in meiner Erinnerung zu finden. Wenn wir Durſt nach erhabenen Eindrücken haben, ſo iſt es meiſt deshalb, weil ſie die Kräfte wecken, ſie anregen und erſchöpfen. Für Leute, die auf der Reiſe nichts thun, ſondern träumen, die ſich in den tiefen Strom der Gedanken werfen und willenlos auf einmal an einer Inſel oder an einem Felſen landen, für die Leute iſt der Straßburger Münſter recht eigentlich gebaut worden. Die Stadt Straßburg hat aber nichts Erhebendes, nichts Heimiſches. Sie hat in neuerer Zeit eine erhöhte Wichtigkeit durch die Eiſenbahn nach Baſel und durch den Handelsvertrag erhalten, den ſie mit Holland geſchloſſen hat, und der ihr erlaubt, die Colonialwaaren auf dem Rheine gradezu in ihre Mauern kommen zu laſſen; indeſſen iſt Straßburg nichts mehr

im Vergleich mit dem, was es war. Es hat ſeinen Urſprung den Römern zu verdanken, die es Argentoratum nannten. Im fünften Jahrhundert wurde die Stadt von den Alemannen zerſtört, dann aber von den Franken, die ihr den Namen Strateburg, Burg an der Straße, gaben, wieder aufgebaut. Nach und nach übten Lage und Zufall ihre Rechte; endlich gelangte Straßburg zu einem ausgezeichneten Rang unter den freien Reichsſtädten. Durch die franzöſiſche Revolution, nachdem es 1681 durch Kapitulation mit Frankreich vereinigt war, verlor es ſeine Vorrechte. Und doch war gerade Straßburg zu dieſer Zeit, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, im vollſten Blüthenſchmuck der Bildung, weitberühmt als Hochſchule für Deutſchland, in dem man zwar Rechte überall, dem aber Straßburg vorzugsweiſe Staatsrecht lehrte. Göthe läßt ſich darüber in ſeinem Leben ausführlich aus. Er war von Leipzig herüber nach Straßburg gekommen und wollte dort promoviren. Das Praktiſche der Franzoſen machte den Hauptnutzen jener Studien aus; ſie faßten ſich ſo kurz als möglich, ſie hielten ſich an das Nothgedrungene, an das wirklich Gediegene. Der ſpätere Ruf Koch's war ſo bedeutend, daß es endlich allgemeine Sitte ward, in Straßburg zu ſtudiren. So ſchöpfte der Fürſt Metternich u. A. ihre

praktiſchen Ideen in dieſen halb franzöſiſchen, halb deutſchen Waſſern, verſuchten ihre Kräfte und nahmen endlich ihren Flug über den Rhein zurück dahin, wo der Erſtere noch jetzt lebt und wirkt. Elſaß war franzöſiſch; aber es hatte noch nicht die unſelige Sucht, ſich in franzöſiſche Bildung zu vertiefen; es weckte Vertrauen, es wirkte nicht allein wiſſenſchaftlich, ſondern gemüthlich auf Deutſchland. Man braucht nur an den Pfarrer Oberlin im Steinthal zu denken, der, vom frommen Glauben beſeelt, wunderthätig war, der ſeine Gemeinde den Einflüſſen der Revolution entzog, und dem außer der Liebe, die er in der Gegenwart fand, auch die gerechte Anerkennung der Nachwelt wurde.

Von Straßburg ritt Göthe öfters hinüber nach Seſenheim, wo ſeine Friederike lebte, die er zwar nur liebte, weil ſie gleichſam der poetiſchen Idee in ihm ſchmeichelte, der er aber doch mehr als jeder andern Frau gehuldigt hat. Göthe war weder je jung, noch je alt; er ſtand auf jener geiſtigen Stufe, wo das Leben viel mehr objectiv als ſubjectiv iſt, wo es vorüberzieht, aber nicht eindringt. In ſeiner geſellſchaftlichen Stellung verwarf er leicht Alles, was phantaſtiſch war, er ſchmiegte ſich gern in die Weltformen, er hatte gleichſam das Bedürfniß, vornehm

zu ſein. Mit dergleichen Anlagen giebt man ſich der Liebe, die der ſchärfſte Zug der Seele iſt, nie unbedingt hin; ſie erſcheint als ein Zierrath, nicht als die Hauptſache. Daß Göthe Werther ſchreiben konnte, ſpricht zwar gegen das, was ich hier aufſtelle, aber erſtens ſchöpfte Göthe ſeinen Wertherſchen Stoff aus einem Erlebniß, und zweitens lehrt die Erfahrung, daß der Verſtand das Herz erſetzen, ja daß er zuweilen in ſchönern Bildern als das Herz reden kann. Jene Einfalt, die der ächte Beſtandtheil der Liebe iſt, die ſich beſtändig unter dem geliebten Gegenſtand glaubt, wenn ſie auch weit über ihm ſteht, dieſes ſich Mühen um Beifall, Glück und Freude des Andern war Göthe gänzlich fremd. Seine Friederike war ihm angenehm, ſie war das heitere Ziel ſeiner Mußeſtunden; er ritt gerne zu ihr in dem zu damaliger Zeit üblichen Anzug, der die gepuderte Perrücke nicht ausſchloß, aber daß Friederike ihn zu großen Thaten angeſpornt, ihm die wahre Dichterbegeiſterung in die Adern gegoſſen hätte, davon finden wir in ſeinem Leben keine Spur. Göthe's Liebe war ihm keine Zeit der Erwartung, keine Zeit des Unterganges, des Kampfes oder des Sieges, kein Wechſel von Hoffnung oder Entmuthigung, von Anſtrengung oder Hinfälligkeit, keine Irrfahrt voll Träume, voll Zauberei, ſie war ihm nur

eine angenehme Erholung, ein blaßgoldener Strahl, der ihm auf ſeine Pandekten durch verſchloſſene Fenſterjalouſieen fiel.

Straßburg iſt jetzt der Sitz des Präfekten, ein Zuſammenfluß von Behörden, die den deutſchen Geiſt immer mehr iſoliren. Iſolirt kann er werden, nicht zerſtört. Die Analogie mit Deutſchland iſt ſehr groß, ob's die Straßburger auch nicht zugeben. Sie nennen uns in ihrem Kauderwelſch: die Deutſchländer! Ein kleiner Junge, der mich herumführte, der nur deutſch ſprach und dem ich ſagte: »Du biſt ein Deutſcher,« verſtand mich nicht. »Ich bin ein Franzoſe,« ſagte er mehrmals mit einer Affektation, die meine Vorliebe für Deutſchland zu Boden ſchlug. Indeſſen muß ich doch geſtehen, daß die Straßburger in ihren individuellen Intereſſen vielleicht nicht ſo unrecht haben, franzöſiſch ſein zu wollen. Ihre bürgerliche Freiheit iſt ihnen beſſer als in Deutſchland garantirt; ſie dürfen ſich mit größerer Luſt, ich möchte ſagen, mit größerer Einfachheit im Leben bewegen, ſie können ſich den unwillkürlichen Aeußerungen ihres Wohlſeins harmlos überlaſſen, ſie brauchen nicht vor Mißverſtändniſſen, vor ungerechten Auslegungen zu zittern. Sie haben zwar kein Nationalgefühl, es iſt in der Revolution, in dem leidenſchaftlichen Wirken eines Eulogius Schneider,

eines Schuſters Lux, in ſeinem letzten Funken verglommen, aber ſie haben doch ihre eigenthümlichen Intereſſen, ihre Volkswünſche, ihre Volksvertretung.

Eine kleine Gemeinde von deutſchen Künſtlern und Dichtern, die Deutſchland im Auge haben und hinüber auf das befreundete Rheinufer blicken, werden durch die Gebrüder Stöber repräſentirt. Ihre Zeitſchrift »Erwina« fand jedoch bei den Elſaſſern keinen Anklang.

Die Straßen, die kaſernenartigen Häuſer, die kaiſerlichen und biſchöflichen Bauten, die wie Fremdlinge dazwiſchen ſtehen, haben einen vorüberfliegenden Glanz, der nicht anzieht, der nur traurig macht. Man ſtößt bei ſeinen Wanderungen auf die Gutenbergs-Statüe, die ſich auf einem freien, mit Akazien bepflanzten Platz befindet. Der Bildhauer David hat das Modell dazu gefertigt. Gutenberg ſteht aufrecht, das erſte gedruckte Blatt in der Hand haltend, ſcheint er auf die Worte, die darauf zu leſen ſind, zu deuten: »Und es ward Licht!« Ich will nichts gegen die Erfindung des Bildhauers, gegen die Draperie des Mantels, gegen den Ausdruck des Geſichts und den lang herunterfließenden Bart Gutenbergs ſagen, mich beſticht der Gedanke: »Und es ward Licht!« ein ſchöner, großer Gedanke, der die gei-

ſtige Freiheit des Worts, die Allgewalt der Sprache verkündet. Aber ein wenig gegen die theatraliſche Haltung, gegen die franzöſirte Tanzmeiſterpoſition des Gutenberg, der den einen Fuß gar zu geziert vorſtreckt, möchte ich doch wohl zu Felde ziehen. Das Genie iſt meiſt nachläſſig, es läßt ſich in ſeiner Abſorption gehen, es denkt nicht an die große Nebenſache, an das Aeußere. Gutenberg hat in ſeinem Leben nicht ſo dageſtanden, als der Gutenberg von Erz in Straßburg. Daß man aber die Natur nicht natürlich wiedergiebt, daß man ihr gezwungene Stellungen beilegt, das iſt der größte Fehler der bildenden franzöſiſchen Künſtler, die immer über die Gränze der Natürlichkeit hinausſchweifen. Die Griechen und Römer können ihnen auch hierin ein Vorbild werden, ſie deuten am tiefſten auf Wahrheit, ſie athmen jene Sicherheit und Ruhe, ohne die die Kunſt nicht beſtehen kann.

Gutenberg und Kleber befinden ſich auf verſchiedenen Plätzen; der erſte deutet auf die deutſche Richtung, der zweite auf franzöſiſchen Ruhm. Das Militair in ſeinen rothen Hoſen ſieht ein wenig fantartig, ein wenig geckenhaft, vielleicht ſogar zu milchbärtig aus. Die Napoleonsgeneration iſt untergegangen; an ihre Stelle iſt eine ſingende, ſpringende, raiſonnirende

Jugend getreten, die noch wenig Erfahrung, aber viele hohle Ideen verräth.

Was gehen mich die Soldaten, die Kellner, die nicht deutſch reden wollen und doch Deutſche ſind, was gehen mich die Gemüſemärkte, was endlich die Citadelle mit ihren kleinen und großen Forts, mit ihren polirten und verroſteten Kanonenkugeln an? Ich ſuche mir in Straßburg heraus, was mir das Liebſte iſt: »den Münſter.«

Ich habe mich durch das königliche Schloß, durch das Schauſpielhaus, das Zeughaus, die Präfektur, die Mairie, die Fruchthalle durchgearbeitet; nun ſtehe ich vor dem Straßburger Münſter — — — — Ich ſtand lange davor, ehe ich zu einer klaren Anſchauung, ehe ich zu einem geregelten Eindruck kam. Der Bau iſt ſo rieſenartig, daß man ihn meilenweit und nur ihn ſieht. Leicht, durchſichtig, graziös ſchießt der Thurm in die Höhe. Er iſt luftig, ſieht aus, als ſei er zufällig auf die Kirche, wie eine Blüthe auf die Höhe des Baums gekommen, und iſt doch die eigentliche Seele, der wirkliche geiſtige Beſtandtheil des Baues. Nur bei dem Mailänder Dom, oder der Peterskirche zu Rom habe ich ähnliche Gefühle des andachtsvollen Schweigens, des religiöſen Ergriffenſeins gehabt. Es iſt dieſes Empfinden die eigentliche Eſſenz des Schö-

nen, der poetiſche Duft, der ſich mit der Intelligenz vermählt. Beſchreiben läßt ſich der Münſter nicht; er iſt, was die großen Männer für die Welt ſind. Man ſpricht von ihren Einzelnheiten, von dieſem oder jenem Zug, von dieſer oder jener Handlung, aber man kann ſie nicht darſtellen, wie ſie waren, wie ſie ſind.

Daß der Münſter mittelalterlich iſt, das geht ſchon aus der Reinheit ſeiner Form hervor. Dieſe Form hat etwas Erhabenes und wiederum etwas Kindliches, etwas, das das Chriſtenthum in ſeiner Grundidee darſtellt: der Funke, der aus dem Licht entſpringt, ein ergreifendes Atom, das Gott beurkundet.

Die große Mittelthür mit den zwei kleinen Nebenthüren fällt gleich zu Anfang wohlgefällig auf. Sie ladet zum Hineingehen, zur Andacht, zum Ausruhen ein, ſie verheißt gleichſam eine innere Befriedigung, die man im Aeußern der Kirche zwar ſucht, aber noch nicht findet. Gleich beim Eintritt umfließt uns ein ſanftes Dämmerlicht, das überall zwiſchen den rieſigen Maſſen hin und her ſtreift. Dies Dämmerlicht wird durch wundervolle bunte Glasſcheiben vermittelt, die die ſtechenden Sonnenſtrahlen in Mondſchein verwandeln. Man iſt ergriffen von den Pfeilerreihen, die den Koloß tragen, man denkt wohl ſogar an den Zuſammenſturz derſelben, aber gleich darauf beruhigt ſich

wieder das Gemüth durch die Harmonie, die das Einzelne mit dem Ganzen unzerſtörbar verbindet. Andacht und Stille kommen uns überall entgegen, Andacht und Stille bemächtigen ſich der durſtigen, der ermüdeten Seele. Wohin führen uns die Wünſche? Immer wieder zurück zu der Anſchauung der Größe, immer wieder zum Selbſtvergeſſen, zur Selbſtentäußerung. Meiſt ſieht man nur mit eignen Augen, weiß nur von ſich, von ſeinen Eindrücken zu reden, iſt gezwungen, jenem egoiſtiſchen Prinzip zu gehorchen, das bald zur Bewunderung, bald zum Enthuſiasmus, bald zum Tadel, bald zur Ermattung führt. Wir nennen es Individualität! Ach, es vereinzelt uns, es macht uns zum Opfer der Situation, es nimmt uns die Freiheit des Urtheils, die unſer Ehrgeiz ſein ſollte.

Die große Fenſterroſe, die in ihrem unbeſchreibbaren Farbenſchmelz einen Hauptſchmuck der Kirche ausmacht, war einer Reparatur wegen verhängt. Die ſchlechten Gemälde, die aus der neuen Zeit ſtammen und mit denen ein übel verſtandener Patriotismus dieſe großen Räume, die kaum die ſchönſten Bilder ertragen würden, verunſtaltet hat, ſtören ſtatt zu erfreuen. Betrübend ſind die Verſtümmelungen, die der Vandalismus der franzöſiſchen Revolution an den Heiligenſtatuen, die die Niſchen und Pfeiler des Mün-

Digitized by Google

ſters zieren, verübt hat. Mit dem Begriff des Schönen, mit dem der Duldung, des Schutzes und der Macht im Contraſt, ſtrecken die Märtyrer ihre zerſchlagenen Hände und ihre maſſacrirten Naſen in die Höhe, grade als wollten ſie Klage über das unſelige Geſchlecht führen, das durch dieſe Gänge ſich in entſetzensvoller Rohheit gewälzt hat.

Und bei dieſen Verſtümmelungen kommen einem Gedanken, die das Welt-Echo tauſendfach wiederholt, kommen einem Erinnerungen, die auch Klagen über das menſchliche Antaſten der göttlichen Dinge enthalten, kommen einem Schmerzen über die, die ihr Leben an die Zerſtörung ſetzen. War M** z B. etwas Anderes als ein Jacobiner im geiſtigen Sinn, ſchlug der nicht etwa ſo lange auf Göthe und Andere los, bis er ihnen doch endlich ein Stückchen Hand, ein Stückchen Fuß, ein Stückchen Naſe abgemeißelt hatte? Und das warum, wofür? — Tiefe Wehmuth ergreift mich, ich ſuche andere Eindrücke, andere Gedankengänge. Mir iſt auf einmal, als mache mir jede Bewegung, jeder Luftzug Schmerz, ich taſte nach Gedankeneinſamkeit, ich horche auf etwas, das mir die ganze Seele überſchwemmt, das mir den Kleinlichkeitsgeiſt wie gelben Sand wegwäſcht. Aber der Oelberg, den der Schweizer des Münſters in einem Gewölbe

aufgeſtellt zeigt, und in dem Chriſtus die Apoſtel, Judas und die Häſcher wie dicke häßliche Zwerge ausſehen, ordentlich geſpenſtiſch, fürchterlich, der iſt nicht gemacht, um mich zur heitern Anſchauung des Lebens gelangen zu laſſen.

Erwin von Steinbach ſitzt aus Stein gehauen, aber unſchön mit Farben angeſtrichen, in einem der Seitengänge auf einem Chor und blickt ſinnend hinunter auf den Pfeiler, den ſein Genius bauete; er blickt hinunter, als wolle er die Zukunft erfaſſen oder in träumender Betrachtung auf die Jahrhunderte ſchauen, die nach ihm dieſes Werk durchziehen werden. Sonderbar iſt es, daß Erwin von Steinbach ausſieht wie Voltaire, daß er mehr Ironie als Wohlwollen, mehr Verachtung als Andacht verräth. Etwas ſeitwärts iſt das Schiff der Kirche, im üblen Contraſt mit dem Uebrigen von Ludwig XIV. im Rococo-Styl aufgebaut.

Wie ich wieder außerhalb der Kirche auf dem Platz ihres vollen Anblicks inne wurde, fühlte ich die ſchöne Wahrheit, daß das Erhabene nicht vollſtändig zu ſein braucht, um vollendet zu erſcheinen! Auch der Münſter iſt nicht vollendet; wer aber denkt an das Mangelnde, wen überfluthet nicht die ganze große Maſſe, wie ſie harmoniſch das Irdiſche mit dem Unendlichen verwebt!

Ich wollte, ich hätte das Denkmal des Marſchalls von Sachſen in der Thomaskirche nicht geſehen. Es hat mich trotz der nicht unfeinen Gruppirung keineswegs angeſprochen. Die Kirche roch nach Moder; das Grabmal ſprach von Vergänglichkeit. Man ſieht den Marſchall in ruhiger Stellung die Stufen zu ſeinem Sarge hinabſteigen. Frankreichs Genius ſitzt zu ſeiner Rechten; er iſt durch die Geſtalt einer Frau ausgedrückt, die, nach Frauenzimmer-Art, im heftigſten Schmerze lamentirt. Mit der einen Hand ſucht ſie den Helden von ſeinem letzten Gange abzuhalten, mit der andern wehrt ſie den fürchterlichen grinſenden Tod, der wahrhaft dämoniſch dargeſtellt iſt, ab. Was der trauernde Herkules in ſeiner erſchlafften Geſtalt am Sarge, zwiſchen den Trophäen zu thun hat, ward mir nicht klar; ich fand ihn gebrochen, nicht ergreifend. Indeß iſt der Marſchall von Sachſen recht eigentlich ein Symbol des Elſaßes. Er war ein Deutſcher und ſtarb für den franzöſiſchen Ruhm.

Weimar'ſche Erinnerungen.

Man erlebt zuweilen als Kind, was erſt im reifen Alter Bedeutung gewinnt. Als wir's erlebten, erſchien es uns ganz natürlich, ganz gewöhnlich; wir ſahen berühmte Menſchen, und für uns waren es nur Menſchen: wir weilten in ihrer Nähe, und ſie ſchadete dem Effect. Nur nach und nach, als die Erfahrung uns die Nüchternheit des Lebens lehrte, als wir gewahrten, daß das Schickſal viele Blüthen für eine Frucht, viele Verſuche an ein Gelingen verſchwendet, wurden wir aufmerkſam. Die längſtverſunkenen Erinnerungen, zuerſt vernachläſſigt, dann zerſtreut, erwachen in jugendlicher Friſche. Der bis dahin grau in Grau ſchattirte Himmel theilt ſich, wir erblicken die entſchwundenen Sterne, die flammenden, ewig beſtehenden Geſtirne, es ſind keine Gebilde unſerer Einbildungskraft, ſie waren, ſie ſind. Wolken und Staub hatten ſich vor

ihnen gelagert, unſichtbar konnten ſie geworden ſein, aber nicht zerſtört. Und dennoch . . . wenige Jahre und wo ſind unſere Werke, wo iſt unſer Ruhm, unſere Furcht, unſere Vorſicht? Das Haus, das gebaut war, das Feld, deſſen Aehren goldig wallten, wohin iſt beides, Feld und Haus? Für welche Zeit wird geſäet, für welche geerndtet? Was das für Sorgen, für Beſtrebungen für die Möglichkeit einer Stunde ſind! Welche Anſtrengung, um die Einzelnheiten eines Lebens zu ordnen, das ein Hauch zu zerſtören vermag! Schauen, genießen, erfinden, ſich gehen laſſen, ſollte vielleicht mehr unſerm Weſen angemeſſen ſein, als bauen, wiſſen, beſitzen. Unſichtbarer, ich bewundere Dein Werk, wenn der Menſch beſteht, und ich fühle mich zermalmt, wenn er vernichtet wird.

Solche Gedanken kommen mir, wenn ich mir jene Kindheitstage zurückrufe, wo ich unwiſſend über das, was mich umgab, mich heiter und lebensfroh in die ſchattigen Alleen des Weimarer Parks verlor und mein Onkel das plaudernde Mädchen mit den Worten an ſeine Seite zog: »da iſt Herr von Göthe.« Göthe ging täglich im Park ſpazieren; er hatte ſeine beſtimmten Wege, in denen er luſtwandelte, ſeine Fichten und Eichen, an denen er ſtehen blieb. Der enggezogene Kreis einer kleinen Stadt, die äußere Monotonie

eines im Alter ſich in ſtarrende Formen verlierenden Lebens, der Name Geheimerath, die Anrede: Excellenz, genügten dem Rieſengeiſt Göthe's, der hier vom Bürgerſohn zum Staatsminiſter ſich emporrang. Er war umſponnen von der Weimarer Exiſtenz; die kleinen Thüringer Thäler, die geſtutzten Baumhecken des großherzoglichen Belvedere, die gutmüthige, einem Bache ähnelnde Ilm gefielen ihm. Er, der in der ganzen Unbändigkeit ſeiner kühnſtürmenden Jugend Italien genoſſen hatte, er begnügte, er beſchränkte ſich im Alter ſo ſehr, daß ſeine Ausflüge aus Weimar ihn höchſtens nach Carlsbad oder Marienbad brachten. Vielleicht bewegte er ſich deswegen anſcheinend ſo gerne in der breiten Ebene der Alltäglichkeit, weil in ihm Alles zur Dichtung ward. Und doch bin ich ſpäter, wenn ich Göthe's Werke mit ſteigender Anerkennung las, oft verſucht geweſen, ihm vielmehr einen nivellirenden, wägenden, bohrenden Verſtand als ein loderndes, in ſanfte Gluth ſich ſelbſt verklärendes Gemüth zuzutrauen. Göthe war gemeſſen und kalt durch und durch. Selten, daß ein Lächeln über die Mundwinkel flog, noch ſeltener, daß er in irgend einem Scherze die Grazien ſeines Geiſtes verſuchte. In dem unbeweglichen, antiken Geſicht, deſſen edle Formen durch das Alter etwas nachgelaſſen hatten, ſtrahlte nur Eins:

das Auge. Das aber war das Auge eines Geiſterkönigs; es befahl, es beherrſchte, es ſchmeichelte oder ertrotzte. Sein Blick war ein ſymboliſcher Ausdruck des in ihm wohnenden Geiſtes. Bald drückte er etwas Sanftes, Treues durchſichtig und klar im Gemüth aus, bald ſtand Göthe durch ihn wie ein zürnender Held da. Dieſer Blick war eine endloſe Mittheilung, ein Dollmetſcher des Unergründlichen, des Heiligen; durch ihn offenbarte ſich der Sohn des Olymp', der Prieſter der Sprache, dem man es anſah, daß er ſeine eigene Religion, ſeinen eignen Glauben ſich geſchaffen hatte. Dabei war die Haltung durchaus vornehm, vielleicht zu ſehr angeeignet, vielleicht zu wenig angeboren. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, der von oben bis unten zugeknöpft war; die linke Hand war meiſt in den Zwiſchenräumen, die die Knöpfe ließen, verſteckt. Langſam kam er auf die ihm Begegnenden zu, nickte mit dem Kopf, ſprach einige freundliche Worte und ging dann weiter.

Mein Onkel fühlte ſich gedrungen, mir von dem Glanz Weimars, von der Behaglichkeit zu reden, in der hier die Literatur ſich frei bewegen könne. Ob mir die bunten Buttervögel auch damals viel intereſſanter als alle Schriftſteller der Welt und Göthe mit eingerechnet, ſo profan auch das klingen mag, waren,

ſo hörte ich doch zu und erfuhr alle klaſſiſchen Namen der Nation, mit denen Weimar ſich geſchmückt hat. Aber alle waren heimgegangen bis auf Göthe, der in ſeinem einfachen Hauſe mit den auffallend kleinen Zimmern Abends zuweilen bei ſich oder bei ſeiner Schwiegertochter einen kleinen Kreis ihn bewundernder Geſichter ſah. Göthe's Haus war keine würdige Staffage zum Geheimerath, aber der Dichter konnte hier traulich im Arm ſeiner Muſe ruhen. Die Treppe war klein und führte in ein ſchmales Vorzimmer, durch das man in ſein Arbeitszimmer trat. In dieſem Zimmer mochte Bettina ihm wohl mehr als einmal auf den Schooß gehüpft ſein, wenn er ſagte: »Machen Sie ſich's bequem, liebes Kind.« Der Onkel und ich aber ſaßen fein ſäuberlich auf Stühlen, Herrn von Göthe gegenüber. Da er wußte, daß ich ein bischen in die Mineralogie hineingepfuſcht hatte, ſo zeigte er mir ſeine nicht unbedeutende Sammlung und führte mich dann in das Zimmer mit den italieniſchen Gypsabdrücken. Es fiel gerade ein warmer Frühlingsſonnenſtrahl in's Zimmer, als wir eintraten; da es geregnet hatte, zeigte ſich ein Stückchen Regenbogen. Farbenlehre, Mineralogie, Kunſterzeugniſſe, alles das drängte ſich chaotiſch in meinen Begriffen zuſammen, ich mußte mir geſtehen, hier ſei eine Welt

in der Welt, ein Gemiſch von Vergangenheit und Gegenwart, von grauem Alterthum und friſcher neuer Zeit. Was gingen Göthe'n das Wogen und Rennen der Menge, die raſenden, über ſeinem Haupte hinrollenden Zeitbegebenheiten, ja ſelbſt ſein Vaterland an, er hatte in ſich etwas, das ſchuf und zerſtörte, das ihn weit, weit ab vom Strome der Begebenheiten führte und ihn einen unerſchöpflichen, ewig brennenden Stoff finden ließ. Da er die Menſchheit nicht liebte, da er ſie nicht haßte, aber verachtete, ſo ſchuf er ſich andere Intereſſen: die des Geſchmacks, der Philoſophie, vor Allem die der Wiſſenſchaft. Das Logiſche, das Geſetzmäßige, das Conſequente waren ihm unendlich wichtig; er hatte ſeine Sprachform mit auf die Welt gebracht, ſein Styl war der des Genies. Er ſchmiegte ſich in Stunden der Einſamkeit, vielleicht in denen der klingenden, weichtönenden Sehnſucht, an das Erlernte, denn er fühlte, daß es hier noch eine Sproſſe zu erſteigen gab. Das aber erhielt ihn unberührt von den Ereigniſſen, ungeknickt in ſeinem Muthe. Seine Gedankenzüge eilten wie gewaltige Wolken vorüber, er offenbarte ſie ſich und Andern, er hatte immer zu lichten, nimmer zu unterdrücken. Den Farneſiſchen Stier in ſeiner Gypsſammlung und das edle, ſanft träumeriſche Geſicht eines

van Dyk, aufgeſtellt neben dem Schädel eines Verbrechers, um den Gegenſatz des Edlen mit dem Gemeinen zu beweiſen, hob Göthe beſonders hervor. — Was mir jetzt auffällt, iſt die einfache Wohnung Göthe's, das Arbeitszimmer, in dem nur wenige Stühle und Schränke ſtanden. Wollte er damit ausdrücken, daß er des Aeußern nicht bedürfe? Aber er hielt doch was auf ſeine Titel, auf ſeine Orden, auf ſeine gekrönten Freunde, und viel mehr auf die, welche auf Thronen ſaßen, als auf die, welche mit ihm Arm in Arm nach Tiefurt wandelten. Göthe war ein Mann, der viele Widerſprüche in ſich barg; er war Herr und Diener, frei und abhängig, in tauſend Farben ſchillernd, aus tauſend Quellen ſchlürfend, Dichter und Staatsmann, Dämon und Engel.

Zwei Situationen haben ſich mir beſonders ans dieſen Weimar'ſchen Erinnerungen eingeprägt, an welche ſich jetzt ein heiteres Wohlgefühl knüpft. Die erſte Situation iſt die, wo ich in Göthe's Hans Theil an lebenden Bildern nahm, die zweite, wo ich im Atelier der genialen Gräfin Julie E. zeichnete, indeß ſie in ihre Schöpfungen vertieft an der Staffelei ſaß. Die Gräfin Julie war eine von jenen Naturen, von denen man mit Recht ſagen kann, daß es tüchtige Naturen ſind. Sie hatte nichts vom Kleinlichkeitsgeiſt

der meiſten Frauen; Alles an ihr war in großartigen Conturen angelegt. Ihr wirklich eminentes Talent bildete eine wunderbare Begleitung zu ihrem innern Gedankenſpiel, wo ſie oft tief hinunter in den Urſprung der Dinge ſtieg oder hoch oben auf Wolken thronte. Sie war mannhaft ſtark, möchte ich ſagen, und dennoch unendlich zart, unendlich hingebend. Das Gemüth übte auf ſie ſeine ewigen Rechte; es feſſelte in ihr das Flüchtige und hieß ſie den Flug der künſtleriſchen Phantaſie mäßigen, ſo daß ſie die Gränze wohl berühren, aber nicht überſchreiten konnte. Oft war es mir, als wäre die Künſtlerin, die jetzt in Rom lebt, in ein bräutliches Verhältniß mit irgend einem unſichtbaren Geiſt getreten, denn es geſchah ihr, die Palette ſinken zu laſſen, ſich träumeriſch im Seſſel zurückzulehnen und unverwandt auf einen Punkt zu ſchauen, ſo daß es mir kleinem Mädchen ganz geſpenſtiſch wurde, und ich durch irgend ein Geräuſch die Verſtummte wieder in die Wirklichkeit zu rufen ſtrebte. Wiſſenſchaft und Kunſt hatten ihr ihre geheimen Schätze geöffnet; ihre Rede war daher ein langer, ſtattlicher Strom, der zuweilen wohl etwas raſch fließen, nie aber verheeren konnte. Sie war durch ihre Kunſt zum Stehen und ich möchte ſagen zur Beobachtung gebracht worden; die Welt lag vor ihr in

ſtiller Verklärung; ſie hatte ihr die unſichtbare Seite abgelauſcht und war deshalb vielleicht ſüß-melancholiſch, heimweh-krank nach all' dem Unerreichbaren, das, ſtatt ineinander zu fügen, außereinander reißt und die Ahnung an die Stelle der Sicherheit ſetzt.

Man hatte der Gräfin das Atelier des verſtorbenen Malers Jagemann eingeräumt; hier vollendete ſie die lieblichen Rubens'ſchen Kinder mit dem Vogel in den Händen und unzählige Portraits von ihr liebgewonnener Menſchen. Abends ging ſie öfters zu Göthe und nahm mich dann mit. Es fügte ſich ganz natürlich, daß ſie die Malerei mit der Plaſtik vertauſchte und Gruppen ſchuf. Eines Abend hatte ſie vor Göthe'n Scenen aus Fauſt angeordnet, in denen der Sohn Göthe's den Mephiſtopheles abgab. Das Zimmer, in dem die Zuſchauer ſaßen, war dunkel; das, worin die lebenden Bilder aufgeführt wurden und deſſen Thüre den Rahmen bildete, war deſto heller. Noch ſeh' ich Mephiſtopheles mit Fauſt zu dem bethörten Gretchen eintreten, das ſich mit dem gefundenen Schmucke im Spiegel betrachtet. Gretchen war eine junge Weimaranerin, mit goldenem Haar, überaus zart gewachſen, welche die Gräfin Julie auf's vortheilhafteſte zu coſtumiren verſtanden hatte, und Mephiſtopheles war wirklich Mephiſtopheles, nur der Bocksfuß

fehlte. Wie wußte der Sohn Göthe's den grinſenden, hinterhaltigen Satanas in Miene und Gebehrde auszudrücken! Nach dieſen und ähnlichen Scenen ſchritt die Gräfin Julie zu der bibliſchen Hiſtorie. Das Opfer Abrahams ward dargeſtellt, und mir ward die Rolle des kleinen Iſaak. Inmitten dieſes Bildes, eben als der reſignirte Abraham das Opfer vollſtrecken wollte und mir ganz lammsmäßig um's Herz war, erfolgte ein fürchterlicher Sturz im Zimmer der Inſchauer. Abraham und Iſaak verließen ihre Unbeweglichkeit; man rief nach Licht, Göthe ſelbſt ſchien in der Dunkelheit ängſtlich zu werden. Als die Kerzen wieder loderten, fand es ſich, daß eine gypſerne Minerva von ihrem Piedeſtal geſtürzt war und in Stücken zerſchlagen am Boden lag. Man ſah auf Göthe, der an dieſen italieniſchen Erinnerungen beſonders hing, man fürchtete, der Abend wäre ihm verdorben, aber ſiehe da, mit ſeltener Liebenswürdigkeit forderte er zur Muſik auf und rief, als man zögernd bei der zerbrochenen Minerva ſich aufzuhalten geſonnen ſchien: »Laßt die Todten ruhen!«

Göthe's Schwiegertochter war eine hübſche, etwas kränkelnde Blondine, die neben einem äußerſt feingebildeten Verſtande, neben großer Liebenswürdigkeit und dem lebendigen Ausdruck der innigſten Bewunderung

für Göthe das Verdienſt hatte, ihm ſchöne, blühende Enkel gegeben zu haben. Und wie liebte Göthe dieſe kräftigen Sprößlinge eines Stammes, der noch in ſpäter Zeit Ihn als den höchſten, größten Ruhm des unſterblichen Namens fortpflanzen wird! — An dieſen Kindern zeigte ſich des großen Dichters weiche Seite, in ihnen ruhte der verſprechendſte, der lockendſte Schacht einer für ihn ſich neu eröffnenden Zukunft; ſie waren die Träger ſeiner tiefgefühlten Hoffnungen, gleichſam das Urſprünglichſte, was von ihm perſonificirt daſtand.

Mit dem Göthe'ſchen Hauſe im Einklang bildete der Weimarer Hof ein Centrum für Literatur, in dem oft für ausgezeichnete Todte Exequien gehalten und der Einzige, der noch übrig war, faſt vergöttert ward. Indeß meiſt die Gegenwart in der Bewältigung all' der verſchiedenartigſten Produkte begriffen iſt, hatte hier der Glaube an das erfolgreiche Reſultat poſitiver Leiſtungen ſchon Wurzel geſchlagen. Es hat vielleicht keinen deutſchen Hof gegeben, der in der Zeit, wie in der damaligen, ſo viele gewichtige Stimmen beſaß, ſo brennenden Durſt nach Wahrheit empfand, als dieſer, der das gereifte Urtheil im ergrauenden Fürſtenpaar neben der hochſtrebenden Jugend der jüngern Generation im duftenden Kranze vereinte. Die Dialektik des

Hofes war glänzend; fern von allem abſchließenden Weſen, war die Freiheit hier Zuverſicht und die Zuverſicht Freiheit geworden. Der eigentliche Beruf der Literatur, das Eingreifen in die Bildung der Nation ward anerkannt und zu der würdigen Stellung erhoben, die der Entwickelung der Intelligenz gehört. Die ſpeculativen Ideen fanden ein nachhaltiges Echo, das Werdende ward neben dem Gewordenen geprieſen. Hatte das ſchaffende, kühne Hinausgreifen in die Zukunft ein Ziel, ſo ward auch dieſes Ziel unterſtützt und die hervorſpringende Größe nach Verdienſt getragen. Welch' ein Füllhorn lieblicher Erinnerungen! Wie höre ich wieder den jungen Frühlingsathem über friſchgefurchte Erde wehen, wie rauſcht's durch Blüthenflocken, wie luſtig kräuſeln ſich die Wellen der Ilm. Das iſt die Macht der Erinnerung, wo Kraft an Kraft ſich übt, wo Sterne herniederſteigen, wo Blumen Sprache gewinnen und in der ſtillen Werkſtatt des Gemüths die Bedeutſamkeit des Daſeins ſeinen geheimnißvollen Sagenkreis zieht.

Napoleoniden.

Marienbad war, als ich es zuerſt, kaum den Kinderſchuhen entſchlüpft, mit meiner guten Mutter beſuchte, kein ſo civiliſirtes Bad denn jetzt, wo es mit ſeinen Parkanlagen, ſeinen Chauſſeen, ſeinen prächtigen Wirthshäuſern Carlsbad ähnelt, ja es zuweilen ſogar überflügelt. Damals, als wir in Marienbad einfuhren und neugierige Blicke auf die einzeln gelegenen Häuſer, auf die ſchattenloſe Promenade, auf die mit Fichten bekleideten Berge warfen, fragten wir uns, wen wir hier treffen würden, welchen Eindrücken wir hier entgegen reiſ'ten? und — gleichſam als wollten wir jede Erwartung verſcheuchen, um von der Wirklichkeit nicht gar zu arg enttäuſcht zu werden, ſtreiften unſere Blicke ſpähend über den lehmichten Boden hinweg auf das kleine Förſterhaus, das uns der Dr. Heidler dicht neben dem Brunnen gemiethet hatte, und

ſagten uns: nun, es ſieht ja hier recht ländlich aus. Ländlich aber war Marienbad wirklich, ländlich im ſchönen Sinne des Worts, denn es war einfach und heimlich, hatte ſtille, düſtere, unwegſame Waldpartbien voll duftender Nadelhölzer, zwiſchen denen durch die Sonne tropfenweiſe auf die großen Farrnkräuter am Boden fiel und kleine geſchwätzige Quellen, deren Waſſer von Blumen eingefaßt waren. Wie ſchön ließ es ſich in dieſer Einſamkeit träumen, wie ſchwollen die Mooſe unter unſern Tritten, wie rauſchte es in dem Buſchwerk von dem vorübereilenden Wild. Und dazwiſchen ſangen die Vögel ein Lied, und der Donner rollte, von rauſchenden Regentropfen begleitet, in der Ferne.

Wir hatten die Badeliſten nicht angeſehen, wir wollten uns die Menſchen, nicht die Namen ſuchen. Es war in den erſten Tagen unſeres Aufenthalts in Marienbad. War Morgens am Brunnen getrunken worden, hatte man ſich taktmäßig nach den Melodien der Prager Muſikanten bewegt, ſo ward Nachmittags der Berg gen Tekel hin erklommen, wo an beiden Seiten ſich die Böhmer Gebirge wie ſchwarze Rieſen erheben. Das Wetter war herrlich; hie und da lief ein Windshauch über die Grashalme. Die Fruchtbäume ſchüttelten ſich, die Luft war voll ſüßen Ge-

ruchs. Ich ſchritt heiter neben einer ältern Freundin den Weg hinan, als wir hinter einer Gruppe Bäume einen noch im blühendſten Alter ſtehenden Mann in Begleitung eines fünf- bis ſechszehnjährigen Jünglings hervortreten ſahen, deſſen Anblick uns um ſo mehr überraſchte, als er uns ein bekannter ſchien. Er trug einen Strohhut, der ihm die hohe Stirn beſchattete; auf ihr thronte Kraft und Unbefangenheit, und daneben in den Augen und auf dem ganzen Antlitz ſtand die Schönheit. Eine wirklich wunderbare Schönheit, ſo gedankenvoll, ſo tief, daß man ſie gleich für die verkörperte Harmonie einer großen Seele nehmen mußte. Das Gemiſch von Hoheit und Klarheit, von Stolz und demüthiger Trauer in der ganzen Geſtalt ward durch ein dunkles Auge verklärt, das milde und energiſch unter den hochgewölbten Brauen hervorſah. Er war im lebhaften Geſpräch mit ſeinem Begleiter, der klein, blond und blaß, mit niedergeſchlagenem Hemdkragen einem Gymnaſiaſten ähnelte. Wie der Fremde vor uns vorbei den Berg hinuntereilte, zog er den Hut. Er ſah aus, wie Jemand, der über die Erdentage hinausblickt und ſich nur eben ſo viel aus dem Leben macht, als es werth iſt; aber es war darum doch keine Erſchlaffung zu bemerken, ſondern nur eine gewiſſe vornehme Gleichgültigkeit, die ihm ſehr gut ſtand.

Nach dieſer erſten Begegnung mit dem Fremden, Eugen Beauharnais, dem Stiefſohn Napoleons, ſahen wir ihn täglich und ſtündlich, ſahen ihn nicht nur, ſondern erfreuten uns auch ſeines nähern Umgangs. Wie liebenswürdig zeigte ſich der Herzog von Leuchtenberg, wenn er in den Nachmittagsſtunden mit uns die Nadelhölzer Marienbads beſuchte, wie gern vertiefte er ſich in die ereignißreiche Vergangenheit, die ihn vom Jüngling ſchnell zum Mann gereift hatte. Sprach er oft von ſeinem Stiefvater Napoleon, den er geſprächsweiſe ſtets l'Empereur nannte, ſo ſprach er noch lieber von ſeiner Mutter, der Kaiſerin Joſephine, der er eine faſt rührende Pietät geweiht hatte. Was dieſe ihm geweſen, was Alles in dem leicht beweglichen Gemüth der Creolin auf- und abwogte, wie das ihn gefreuet, jenes ihn geſchmerzt habe, das ſtellte er in Worten vor uns hin, und wo die Worte nicht hinreichten, redete der Blick. Joſephine erſchien ihm mit einer Glorie umgeben; vielleicht wirkte außer Sohnesliebe noch das Gefühl, daß die Hand des Schickſals eiſern auf ihr ruhte. Ihre Liebe zu Napoleon war ihre Verzweiflung und ihr Troſt; ſie fand auch, was der ächte Charakterzug der Liebe iſt, Entſchuldigung für nicht zu Entſchuldigendes, ſie vertheidigte den Kaiſer gegen ſich ſelbſt, gegen ihre Kinder,

Digitized by Google

ſie ehrte ihn in den Schmerzen, die er ihr machte, in Recht oder Unrecht, eben weil ſie ihn liebte. Auch von ſeinen Campagnen ſprach der Herzog mit jugendlichem Feuer; vorzugsweiſe von ſeiner Campagne in Egypten. Er ſei blutjung damals geweſen, erzählte er, und habe eine Couſine geliebt, von der aber der Kaiſer nichts habe wiſſen wollen; da ſei er denn nach Egypten gezogen und habe in der Wüſte, bei ungeheuren Anſtrengungen, in dieſer übergroßen Entfernung unter den wechſelnden Bildern des Kriegs ſein Lieb zu vergeſſen geſucht. Aber das liebe, kleine Mädchen ſei doch immer wieder in ſeiner Seele aufgetaucht, trotz ſeiner eigenen Jugend, ja, er habe zuweilen unter Palmen gelagert und des Augenblicks denken müſſen, wo er Abſchied von der Heimath genommen, und ſeine Couſine ſich hinter einen Baum verſteckt und ihm den Abſchiedskuß verweigert habe. Als er ihr darüber Vorwürfe gemacht, hätte ſie ſich endlich entſchloſſen, ihm ihren Liebesgruß neckiſch auf der Hand zuzublaſen; er habe ſich beklagt, daß mit dieſem Abſchied ihm nicht gedient ſei, und ſie habe ſich entſchuldigt, indem ſie vorgegeben hätte, daß der Abendwind den Kuß escamotirt hätte. — Die Erzählungen von der ruſſiſchen Campagne trugen einen ernſtern Character; die erſten Jugenderinnerungen machten den reflektiren-

den Beobachtungen des reiſenden Mannes Platz. Im Geiſte ſtand er noch an der Spitze der Armee, noch flatterten die Fahnen, und der Purpurmantel Italiens floß ihm um die edlen Schultern bis tief auf die Knöchel hinab. Man ſah's ihm an, dieſe Zeit war der Zenith ſeines Lebens, in ihr waren alle Blüthen des Geiſtes hoch aufgeſchoſſen, ſie ſtrahlte ihn an mit dem brennenden Licht des Heldenruhms. Er hatte das Bewußtſein ſeiner Thaten . . . was für Entmuthigungen ſind ihnen gefolgt, wie mag es oft in ſeiner Phantaſie überwältigend auf dieſen einen Punkt ſich gedrängt haben! Gutzkow *) nennt den Herzog von Leuchtenberg »die edelſte Emanation der Kaiſerherrſchaft.« Ich bin dieſer Meinung um ſo mehr, als Eugen Beauharnais den ganzen Zauber geiſtiger Ariſtokratie über ſich ausgegoſſen hatte; er beſaß neben dem Stempel der Hoheit den Ausdruck einer milden Menſchlichkeit, die ſich leutſelig in Rede und That äußerte. Auch wußte Napoleon grade dieſe Eigenſchaften vorzugsweiſe an ſeinem Stiefſohn zu ſchätzen, denn des Herzogs Geſinnung ſchützte ihn vor jedem Mißbrauch der Gewalt, die er ihm eingeräumt hatte. Wie er ihn auch ſtellte, entweder der Armee

*) Oeffentliche Charaktere. Hamburg, 1835.

voran als Held unter dem blutigen Lorbeer oder auf den Thron Italiens mit der Palme des Friedens, immer wußte er, der Sohn Joſephinens würde ſeiner urſprünglichen edlen Natur treu bleiben. Und ſo war es auch; oft, wenn der Herzog rückblickend jener glanzvollen Zeit erwähnte, wenn er von Italien, von ſeinen Feldzügen, von der Behaglichkeit der Gegenwart und ſeinem häuslichen Glücke ſprach, äußerte er ſich mit den Worten: J'ai été souvent ballotté par la fortune, j'ai été tantôt heureux, tantôt malheureux, mais je suis toujours resté le même. — Und in dieſem Ausſprnch liegt auch zugleich das Merkmal ſeiner edeln Natur, die Unfehlbarkeit der Grundſätze, die dem gigantiſchen Brauſen der Weltbegebenheiten kühn die Stirn boten. Unglücklich darf man ſein, aber nicht muthlos, glücklich kann, aber übermüthig ſoll man nicht werden.

Wenn der Herzog von Leuchtenberg mit uns in den ſchattigen Parthien Marienbad's auf- und abwandelte, begleitete ihn meiſt ſein Neffe, der Prinz Ludwig Bonaparte, der mit ſeinem königlichen Vater, dem Grafen St. Leu, aus Florenz gekommen war. Der Prinz Ludwig, der ſpäter den Straßburger und Boulogner Aufſtand machte unt jetzt in Ham einen Traité über die Zuckerfrage ſchreibt, war damals faſt noch

Kind. Er hatte eine angenehme Geſichtsbildung, nichts aber verrieth das Excentriſche ſeiner ſpätern Handlungsweiſe. Wir jagten zuſammen den Schmetterlingen nach, freuten uns an den Glühwürmern, die in der Dämmerung oft ein ſeltſames bläuliches Licht um ſich her verbreiteten, oder auch wir ſtritten uns um die Gunſt, dem gelähmten Vater den Arm reichen zu dürfen. Daß er ſich einmal einen Napoleon träumen und, von Berſerkerwuth ergriffen, Frankreichs innere Kämpfe für ſich zu benutzen ſtreben würde, das kommt mir noch jetzt wie ein unauflösbares Räthſel vor.

Sein älterer Bruder Napoleon hatte in ſeinem ganzen Ausdruck eine viel ausgeprägtere Energie, als der Prinz Ludwig, deſſen Phyſiognomie keineswegs an den Verbannten auf der Felſeninſel erinnerte. Als zur Feier des Geburtstags des Königs von Preußen ſein Vater, der Graf von St. Leu, ihn veranlaſſen wollte, die ihm in der Wiege verliehenen preußiſchen Orden zu tragen, erwiederte er mit bitterm Stolz, er trüge nicht, was er nicht verdient habe. Dafür aber ging er ſeinem Lieblingsſtudium, der Galvaniſtik, nach; ich erinnere mich mit Schrecken, daß er einmal vor unſern Augen einen unglücklichen Froſch tranchirte, dem er nachher, für Momente wenigſtens, ein künſtli=

Digitized by Google

ches Leben einblies. Der Prinz Napoleon ſtudirte den Galvanismus. Iſt es doch, als hätte er ſchon damals von italieniſchen Inſurrektionen geträumt und da Leben zaubern wollen, wo nur Tod war.

In der Mitte dieſer ſeiner beiden Söhne ſtand der Graf St. Leu, der ehemalige König von Holland, der ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen von Florenz, ſeinem Aufenthaltsort, nach Marienbad gekommen war. Von ſeiner Gemahlin getrennt, mit dieſer vom Anfang an auf dem geſpannten Fuß ſich verkennender Gemüther ſtehend, die großartige Entſagung eines Throns als Culminationspunkt in ſeinen Erinnerungen tragend, hatte ſein ganzes Weſen den Ausdruck eines bürdevollen Lebens. Man ſah es ihm an, er hatte das Daſein in ſeinen Freuden und Leiden ausgemeſſen, war aber mehr reflektirend als handelnd geweſen. Wenn er im Haag von ſeinen frommen Plänen für Menſchenwohl träumte, ſo nannte Napoleon das einen Humanitätswahnſinn. Es kränkte den König von Holland, ſeine heiligen Ueberzeugungen ſo bezeichnet zu hören, aber es machte ihn nicht irre; lieber wollte er der Herrſcher- als der Menſchenwürde entſagen, lieber in Grätz ſeiner Ueberzeugung treu bleiben, als im Haag ſeiner Ueberzeugung untreu werden. Wenige, wie er, haben dem innern Menſchen ſo

viele Opfer zu bringen gewußt. Wenige würden in ſeiner Stelle einem Thron entſagt und um des Volkes willen ſich ſelbſt aufgegeben haben. Das ſtand auch auf dem durchaus edlen Geſichte geſchrieben; er ſah Napoleon auffallend ähnlich, doch war es eine weiche, weibliche Aehnlichkeit. Nichts von der Strenge des funkelnden Kaiserauges, nichts von dem gerundeten, faſt wie eine Klippe hervorſpringenden Kinn, an deſſen eiſerner Hartnäckigkeit Menſchen und Länder zertrümmert waren. Alles war ſanft in dieſer königlichen Erſcheinung, welche der leidende Zuſtand und die Hülfloſigkeit der Gliedmaßen noch ſanfter machten; das Auge ſchwamm recht eigentlich in der Fülle ſeines Gemüths, die Stimme war ſo melodiſch, daß man ihr verborgene Thränenquellen anhörte. Der war ganz anders als ſein Bruder, dafür aber war er nur ein Menſch und kein Genie. Genie ſein heißt oft nur: ſich höher denn Alles achten, ſich für die Offenbarung der Kraft, der Herrlichkeit halten, zehren von Andern, ſich nähren von Andern, nie irre werden an ſich, aber auch nie demüthig, nie zerknirſcht ſein. Es iſt mir zuweilen vorgekommen, als habe das Genie Alles, nur keine mitleidige Seele; es ſchlägt tiefe, tiefe Wunden, doch dieſe Wunden zu heilen verſteht es nicht; daher denn auch ſo viele Herzen, die verblu-

ten, daher die Gewalt des Stärkern, die ſo unbarmherzig unſere heiligſten Freuden niedertritt.

Der Graf St. Leu beſchäftigte ſich viel mit literariſchen Intereſſen, auch war er ſelbſt Schriftſteller und Dichter. Seine Muſe iſt ein gar harmloſes, zuweilen etwas in das Reich der Sentimentalität hinüberſpielendes Kind, das zwar nie in der Glorie der Poeſie ſtrahlt, das aber doch viele liebliche Wieſenblumen zu Kränzen flicht. Es zieht ſich durch alle ſeine Dichtungen eine tiefe Sehnſucht, die ihn oft müde und krank erſcheinen läßt. Daß er die verlorne Größe betrauert, glaube ich zwar nicht, aber ich glaube, daß er ſeine Jugend, ſeine Täuſchungen, ſeine Neigungen vermißt. Er war ſo gut, mich in der Zeit, daß wir in Marienbad zuſammen waren, italieniſch lehren zu wollen; ich lernte auch ſehr gewiſſenhaft meine Vokabeln und ſchämte mich, wenn ich ſie ſchlecht ausſprach, weil ich, eben der Schule entlaufen, noch Schulambition hatte.

Der Herzog von Leuchtenberg war ſeinem Schwager gegenüber zwar etwas gemeſſen, was dieſem ritterlichen, immer geradeausſehenden Charakter ſonſt nicht eigen war, indeß war er doch ſehr freundlich. Ueberhaupt hatte er etwas ſo rein Gütiges, daß ich ihn mir jetzt noch nie anders, als mit dem ihm

inwohnenden Zauber der Milde denken kann. Am Tage ſeiner Abreiſe von Marienbad theilte er kleine Angebinde aus. Alles, was er that, trug den Stempel der Grazie und Heiterkeit; er war wirklich einer von den ſeltenen Menſchen, die eine vollendete Einheit darbieten; neben dem glücklichen Gleichgewicht beſaß er eine unzerſtörbare männliche Kraft, die faſt Philoſophie ward. Wenige Monate ſpäter, als ich ihn in Marienbad geſehen hatte, ſtarb er. Es ſind ihm viele heiße Thränen nachgefloſſen, viele Herzen haben unter dieſem Leichentuch ſchweigend getrauert, ſein Andenken aber nimmt einen würdigen Platz in der Geſchichte ein, und je mehr dieſe Geſchichte Perſpektive gewinnt, deſto gerechter wird man gegen einen Charakter, wie den von Eugen Beauharnais, ſein. In ihm war das Antike mit dem Modernen auf wunderbare Weiſe verſchmolzen, und was mehr als antik und modern heißt: er trug den Ausdruck der Göttlichkeit an ſich, und die eben gab ihm Zuverſicht und Ruhe in jeglicher Lage.

Da ich einmal von den Napoleoniden rede, will ich dem Marienbader Aufenthalt meinen Beſuch bei der Mutter der Cäſaren, der Madame Lätitia, hinzufügen. Der Graf St. Leu hatte mir in Florenz, wo ich ihn beſuchte, einen Brief für ſie nach Rom

mitgegeben. Ich meldete mich in ihrem Palaſte, der einer verlaſſenen Kaiſerwohnung ähnlich ſah, und ward alsbald durch unabſehbare Säle, in denen Vaſen aus Sèvre mit den Marmorbüſten Napoleons abwechſelten, in ein entfernt gelegenes Cabinet geführt, in dem Madame Lätitia auf einer chaise longue ausgeſtreckt mich empfing. Sie hatte zwei Jahre vorher das Bein gebrochen, das ihres hohen Alters wegen nicht mehr angeheilt werden konnte, und mithin auf das Gehen Verzicht leiſten müſſen. Wie ich in das Cabinet trat, war links ein hohes, bis tief auf den Fußboden gehendes Fenſter und rechts im Hintergrund des Zimmers, von einem Schirm umgeben, die chaise longue der kaiſerlichen Mutter. Der Thür gegenüber ſchimmerte der weiße Marmorkamin und darüber Napoleon mit dem Bienenmantel. Er bildete gleichſam das Centrum, denn von ihm aus an beiden Seiten der Wände reihte ſich ein Bild an das andere. Könige und Königinnen, alle im Flitterſtaat ihrer vergänglichen Kronen, und darunter die Mutter, die klein und zuſammengeſchrumpft war und über deren Haupt die Donner wegrollten, die Napoleon gerufen und von denen er zerſchmettert worden war. Der Anblick war allerdings ergreifend; was muß in der Mutter dieſer Gekrönten und Entkrönten alles vorgegangen ſein, wie

mag ſie ſich in ihre Größe und in ihren Sturz gefunden haben? Sie winkte mir mit der dürren Hand näher; aus der weißen Haube, die ihr Haar völlig verſteckte, blitzte ein corſikaniſches Auge hervor. Es war nur von ihren Kindern die Rede; ſie nannte ſie anſpruchslos mit den Vornamen, ſie war ſo einfach wie die Mutter der Gracchen, ſie imponirte nicht, aber ſie rührte. Ihr Organ hatte einen faſt heiſern Klang; das Franzöſiſch, was ſie ſprach, war zwar geläufig, aber man hörte ihm die Italienerin an. Als ich ihr mein Bedauern ausdrückte, ſie liegend zu finden, erwiederte ſie mit Heiterkeit, wenn ſie ſich mit den Armen vergliche, die auch dergleichen Unglücksfälle zu tragen hätten, dann müßte ſie Gott für die ſorgenfreie Lage danken, in der ſie ſei. Es war die Sprache der Bürgersfrau, die unerwartet den glücklichen Wechſel des Geſchicks empfindet, die jedoch nicht die Tage der Beſchränkung vergeſſen hat; es war mehr als das: das traumartige Empfinden einer Seele, die wunderbare Phantasmagorien um ſich erblickt, deren Bewußtſein aber hell genug iſt, um ſich zu ſagen, daß das Alles nur Gaukelſpiel war. Ob ſie auch nie Napoleons Weſen begriffen haben mag, nie dieſe Entſchiedenheit zum Guten oder Böſen, die in ihm vorherrſchte, nicht dieſe heftigen, Alles umwerfen-

den Kriſen, aus denen bei ihm ein Ewiges hervorging, ſo war ſie doch ſeine Mutter. Sie ſoll ihn nicht ſo geliebt haben, als ihre übrigen Söhne; möglich, — ihr mag ſein Streben ein unverſtändlicher Dunſtkreis voll durcheinander ſchießender Strahlen geweſen ſein, aber ſo kann ſie doch nicht ſeine Entpuppung verkannt haben, daß ſie dieſe geiſtige Entfeſſelung für das Werk des Dämoniſchen allein genommen hätte. Wie unendlich hat er die Welt erweitert, wie die Stoffe durcheinander geſchüttelt! Und zuletzt nach allen Umwälzungen dieſer einſame, tragiſche, verſöhnende Tod, der der Mutter das Herz zerreißen mußte!

Ich wollte mich eben einer Art Tempeldienſt in dieſem Cabinette, vor dieſer chaise longue hingeben, als die Flügelthüren aufgingen und der Cardinal Feſch eintrat. Der Cardinal Feſch war ein ewiglächelnder, nie aus dem Gleiſe kommender Diener des Katholicismus. Was die Weltbegebenheiten herangeſchwemmt hatten, benutzte er ſorgfältig zur Erbauung perſönlicher Schutzdeiche. Hatte er zuerſt den Stand der Geiſtlichkeit verlaſſen und unter dem General Montesquieu als Kriegscommiſſair gedient, ſo ließ er ſich 1801 zum Erzbiſchof von Lyon und 1803 zum Cardinal machen. Oft im Streit mit ſeinem Neffen Napoleon, wußte er der Gewalt die Feinheit

und der Feinheit die Verſchmitztheit entgegenzuſetzen. So viele Falten ſeine Mundwinkel zeigten, ſo viele Schlupfwinkel barg auch ſeine Seele. Er kam täglich zur ſelben Stunde zu Madame Lätitia, die ihn kopfnickend wie einen Verwandten begrüßte und mit ihm das Irdiſche und das Himmliſche beſprach; vielleicht das Irdiſche mehr als das Himmliſche, denn in der ganzen Erſcheinung ſtellte ſich jenes ſüffiſante Vornehmthun heraus, das der Vornehmheit ſchnurſtracks entgegen iſt. Der Cardinal Feſch lud mich ein, ſeine Gemäldeſammlung zu ſehen; ich glaube, ſeine Gemäldeſammlung lag ihm mehr am Herzen, als die napoleoniſche Epiſode, von der er ſelbſt doch nur Vortheil gehabt hatte.

Die Geſchichte muß Jeden, der auch mit dem Auge des Geiſtes ſieht, überzeugen, daß es etwas Höheres als äußere Begebenheiten, etwas Tieferes, als dieſe Springfluth der Vergänglichkeit giebt. Was geſchieht, iſt doch nur ein Zwiegeſpräch, das der Weltgeiſt mit der Welt führt. Alles Werden oder Geweſenſein, alles ſich Aufbäumen und Niederſtürzen wird durch die Hand, die das Ewige gewinnen will, geleitet. Wenn alſo ein Individuum oder ein Volk, ein Jahrhundert oder eine Sekunde untergehen, ſo taucht aus dieſer Zerſtörung die ewige Idee hervor. Und in dieſem

Weltbewußtſein, wie ich es nennen möchte, liegt ein Troſt, der die Probleme löſt. Die Worte mögen verklingen, das Gedächtniß der Menſchen mag untreu werden, das politiſche Leben kann ſich athemlos drängen, aber nicht minder emſig wird ſtets dieſelbe Bedeutſamkeit gepflegt, nicht minder feſt Verheißung auf Verheißung gehäuft werden.

Digitized by Google

Reiſeſkizzen.

I.

Der Dom zu Magdeburg.

Mit Ausnahme des Straßburger Münſter hat mich keine Kirche ſo lebhaft als der Dom von Magdeburg angeſprochen; in mancher Hinſicht iſt ſogar dieſer Dom vorzüglicher als der Münſter, denn ſein Geſchmack iſt reiner, hält ſich frei von fremder Beimiſchung und ſtrebt wunderbar mit ſeinen in Polygone verwandelten Kreislinien, mit ſeinen überall in ſpitzige Formen auslaufenden Giebeln, Pfeilern und Bögen dem Himmel gleich einer Rieſenblume zu. Indeß die Griechen einzig auf den tragenden Styl ausgingen, ſchwang ſich das Chriſtenthum zu dem des Emporwachſens, zu dem in den Himmel hinein ragenden Styl hinauf, verwarf Säulen und Vorhalle und gab einen einzigen mächtigen, oft unerwarteten Eindruck, indem eine Geſammt-

16

Digitized by Google

maſſe mit gigantiſchen Armen, wie hülferufend, zum Höchſten hinaufſtrebte. Oft bin ich an dem Morgen, wo ich den Dom betrachtete, vor ihm ſtehen geblieben und habe an das vollkommen maſſive Gebäude hinangeblickt; dann bin ich langſam um daſſelbe herumgegangen und habe es von allen Seiten, in allen Entfernungen angeſtaunt. Unſtreitig iſt das zwiſchen den beiden Thürmen befindliche hohe Portal, welches hervorſpringt und ſich nach Innen zu einer Niſche mit Spitzbogen wölbt, am imponirendſten; es vereinigt ſich mit der Giebelſeite der Kirche durch die auf beiden Seiten befindlichen Vorſprünge, über denen die altdeutſchen Verzierungen ihren Anfang nehmen; aber auch von der Mitte des Domplatzes, von welchem ſich die Kirche in ihrer gigantiſchen Länge zeigt, ſtellt ſich das Ganze auf eine ergreifende Weiſe heraus, ſo daß man recht eigentlich begreift, wie Kirchen die Andacht wecken und feſtigen können. Dieſe Betrachtung wird durch das Innere des Doms zur Gewißheit, denn es iſt unmöglich, nicht von der Größe und Kühnheit des Heiligthums ergriffen zu werden. Das Hauptſchiff bildet ein Kreuz. Dieſe dem katholiſchen Chriſtenthum ſo heilige Form wiederholt ſich auch hier, wie in allen in die gothiſche Periode gehörenden Gebäuden, läuft in ſeinem Stamme von den Thürmen bis zum Ende des

hohen Chors und dehnt ſich von da mit ſeinen Flügeln vor dem Chore aus. Zwölf Hauptpfeiler tragen, reich verziert und mit Dreiviertelſäulen verſtärkt, das Hauptſchiff. Es würde ein eigenes Studium erfordern, die Capitäler der Säulen zu analyſiren; ſie ſind äußerſt kunſtreich, keines dem andern ähnlich, und zeigen auch hier wieder den harmloſen Humor der Vorzeit, der ſich nicht ſcheute, das Profane mit dem Heiligen zu vereinen. So hält z. B. ein Löwe ein kleines unkenntliches Thier in den Klauen, oder ein Nackter reitet auf einem Ziegenbock, oder ein Affe ſchreitet gravitätiſch in ein Gewand eingehüllt einher. Anſprechend iſt die Vertheilung der hohen und ſehr großen Fenſter, die dem Sonnenlicht überall Eingang gewähren. Der ganze, ungeheure Tempel wird dadurch gleichmäßig erhellt und bietet den Anblick eines freundlichen Ernſtes, der — Vertrauen erweckend — die Idee des höchſten Weſens nicht fürchterlich erſcheinen läßt, ſondern ſie durchgehends in die Form der Liebe hüllt. Licht iſt Liebe, wie Liebe Licht iſt, denn Licht allein geſtattet den tiefen Blick in die Seele und hilft die heilige Offenbarungsſchrift entziffern, die in jedes Menſchen Innern mit unbekanntem Griffel gegraben iſt; deswegen auch ſollte es immer hell ſein, hell in den Gotteshäuſern, hell in dem Menſchengeiſte,

auch warm dazu ſollte es ſein, denn ohne Sonnenwärme kann ich mir keine Andacht und nur mühſam Liebe denken. Beides, Licht und Wärme, erhob mich im Magdeburger Dom, und es mag daher kommen, daß mir ſo wohl in ihm war.

Die Kapelle Erneſti birgt das Grabmal ihres Stifters. Ernſt, dritter Sohn des Churfürſten von Sachſen und einundzwanzigſter Erzbiſchof von Magdeburg, liegt in Lebensgröße im vollen Ornat auf einem ſargähnlichen Monument. In der einen Hand hält er den Erzbiſchofſtab und in der andern den Ehrenſtab eines Primas. Zu den Füßen ruht ein Löwe, an der Seite der heilige Mauritius. An den vier Enden ſtehen die vier Evangeliſten; das Ganze iſt von Metall, ungemein fein und kunſtreich von Peter Viſcher zu Nürnberg gegoſſen und im Jahre 1497 vollendet worden, hat mich aber deswegen nicht, wie überhaupt alle im Dom befindlichen Monumente angeſprochen, weil ſie in dem ungeheuren Raum zur Kleinlichkeit herabſinken. Nur die Kanzel hat etwas Großartiges behalten; ſie iſt von Sebaſtian Ertle gefertigt. Unterwärts iſt ſie durch Paulus geſtützt, der in der Rechten das Schwert und in der Linken ein Buch mit Clauſuren hält. An der Brüſtung ſtehen vier Statuen: Johannes, Jeſus, der heilige Mauri-

tius und Katharina. Die Seitenwand der Kanzeltreppe iſt in drei Felder getheilt; das obere enthält das Paradies, das mittlere den Sündenfall, das untere die Sündfluth. Unter allen an der Kanzel angebrachten Geſichtern iſt das der Mutter Gottes mit dem Kinde am holdſeligſten; ſie blickt mütterlich, befriedigt, ohne Rück- noch Vorwärtsgedanken, einzig auf den kleinen Jeſus, der ihr im Schooße ſitzt. Man ſieht — das iſt ihre Welt; was über ihr hinausliegt, iſt nichts, aber auch gar nichts; ſie iſt gleichgültig für Alles, nur nicht für das, was ihr das ganze Herz füllt; das hält ſie feſt mit den Händen, feſt und doch ſanft, wie eben nur Mütter halten können. Flüchtig ſtreifte ich an dem Grabmal des Kaiſers Otto des Großen und ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Editha, vorüber; verwitterter Stein, halbverſtümmelte Figuren und nebenbei der Gedanke: daß der Menſch am Ende nichts, als eine Handvoll Staub iſt!

Und nun hinaus vor die Kirche, wo die Bäume ihr ſchönes Kindheitslaub tragen, und noch einmal einen Blick hinauf auf die majeſtätiſchen Thürme, die ruhig hinunter auf den Strudel unter ſich zu ſchauen und zu ſagen ſcheinen: Wir überdauern — und bedauern Euch!

II.

Leipzig und Dresden.

Iſt es nicht komiſch, daß die Leipziger Kaufmannsbörſe auf dem Naſchmarkte ſteht? Gleich nachdem man den Bahnhof verlaſſen hat, gewahrt man, daß man in einer Handelsſtadt iſt. Das läuft und ſchreit und fährt, und flucht wohl auch einmal durch einander, das ſpricht vom Gelde, von Artikeln, von Schiffen, mitten in den Straßen und vor den Häuſern, daß Einem davon ganz wirr im Kopfe wird. Weil Meſſe iſt, iſt der »Platz«, wie die Kaufleute ſagen, beſonders belebt. Jeder hat ſich ſeine Hütte gebaut, zwar nur von Brettern, aber bunt genug, dieſe mit Tüchern, jene mit Pfeifen, Porzellan, Gold- oder Eiſenblech angehäuft. In dem Gewirre merkt man nun freilich nicht, daß es eine Univerſität, einen Literatenverein und viele gelehrte Männer giebt; man bildet ſich ein, es könne in Leipzig nur eine Wiſſenſchaft, die Arithmetik, getrieben werden. Erinnert man ſich auch an Tiſchbein, Bauſe, an Carus, an ſo Viele, die ihre Kräfte dem Höhern weihten und weihen, an die Bibliothek, die über hunderttauſend Bände zählt, an die reichen Sammlungen naturhiſtoriſcher

und Kunſtgegenſtände, durch die Leipzig in den wiſſenſchaftlichen Vordergrund gedrängt wird, ſo ſchwindet das doch in der Meſſe, die, wie der Carneval in Italien, Alles in Anſpruch nimmt. Eine ſonderbare Erſcheinung iſt es (neben der Sonderbarkeit auch eine betrübende), daß viel mehr engliſche als deutſche, namentlich ſächſiſche Produkte in Leipzig zu finden ſind. Ich fragte nach ſächſiſchen Spitzen, man zeigte mir engliſche, engliſche — die auf der Maſchine gemacht worden, indeß im Erzgebirge Tauſende von Händen mühſam mit Klöppeln ihr Leben friſten und nicht das Viertel ihrer mühſeligen Arbeit bezahlt bekommen. Wieder ein Beweis mehr von der Macht des Stärkern, von der Rückſichtsloſigkeit, mit der der Menſch in ſeinem nach Gewinn und Fortſchritt ſtrebenden Geiſte ganzen Generationen auf's Haupt tritt.

Aus dem Gewühl der Meſſe wende ich mich vor's Thor, auf die lieblichen Wallanlagen, zum Schneckenberg, zu den kleinen Denkmälern, die hie und da zerſtreut auf den Promenaden ſtehen, zu dem Gemurmel der Elſter und endlich nach dem Gerhard'ſchen Garten, in dem Poniatowsky's Monument aufgeſtellt iſt. Hier an dieſer Stelle, dicht bei dem Japaniſchen Gartenhauſe, fand Joſeph Poniatowsky in den über ihn zuſammenſchlagenden Fluthen den Tod. Das Waſſer

muß im October 1813 bedeutend angeſchwollen geweſen ſein, denn wie es jetzt iſt, ſieht es aus, als könne man zu Fuß hindurchwaten; das fließt und plätſchert ſo harmlos zwiſchen zwei wieſigen Ufern, daß man nicht begreift, wie in dieſem klaren Grunde Jemand den Tod finden konnte. Ein einfacher Würfelſtein mit polniſcher Inſchrift bezeichnet die Stelle, wo Poniatowsky ertrank; weiter unten im Garten ſteht ein größeres Denkmal, und dicht neben dem Würfelſtein iſt am Ufer, in einem kleinen tempelartigen Gebäude, die ſchöngearbeitete Büſte des Helden und ein Modell von der von Thorwaldſen gefertigten Reiterſtatue aufgeſtellt. Die Büſte trägt edle, noch nicht vom Alter hinweggewiſchte Züge; unter ihr iſt in einem Glasſchrank der Sattel des Fürſten bewahrt. An der Wand hängt ein gelungener Kupferſtich, der die Todesſcene darſtellt. Das Pferd ſträubt ſich inſtinktmäßig, den Sprung zu wagen, es hat den Kopf ſeitwärts zu ſeinem Herrn gewandt, der ihm die Sporen giebt. Das Thierauge drückt Furcht aus, indeß das Menſchenauge, durchglüht von Haſt, den Augenblick überflügelt, und ſchon das gegenüberliegende, rettende Ufer ſieht. Dieſer Contraſt iſt überaus ſchön; es iſt, als habe der Künſtler den Gegenſatz des Irdiſchen mit dem Himmliſchen auf dieſe Weiſe perſonificiren wollen.

Wie viel Kraft und Entſchloſſenheit liegt auf Poniatowsky's Stirn; wie entſchieden ſind ſeine Bewegungen! Er iſt eine prächtige Erſcheinung, ein Mann mit einer Flammenſeele, ein Menſch mit der glanzvollen Hoffnung auf das Jenſeits.

Intereſſant war mir in Leipzig die Anſicht der farbigen Daguerrotype, die allerdings nur wie angehaucht erſchienen, aber doch deutlich den Fortſchritt in dieſer Kunſt beweiſen. In Genf ſoll ſich ein Italiener niedergelaſſen haben, der die Lichtbilder auf präparirtem Papier feſthält, was allerdings, wenn dieſe Erfindung ſich bewährt, den großen Uebelſtand hebt, den die polirten Platten hinſichtlich ihres Spiegelglanzes haben. In jedem Fall ſtrebt unſer Jahrhundert in der Mechanik rieſenartig vorwärts; das ſieht man auch wieder auf der ſchön angelegten Eiſenbahn zwiſchen Leipzig und Dresden, in den ſchnaubenden Feuerdrachen, die den Zug in Bewegung ſetzen, und in den bewunderungswürdigen graden Linien, die die Schienen am Wege zeichnen. Auf der Hälfte des Weges zwiſchen Leipzig und Dresden liegt der mit Kühnheit gebaute Tunnel, den man in der Schweiz »Gallerie« nennen würde; im raſchen Fluge wird Meißen berührt, dann erhebt ſich Dresden mit der

italieniſchen Frauenkirche und der wundervoll über die Elbe geworfenen Brücke.

Dresden bildet einen frappanten Contraſt mit Leipzig. Iſt hier Alles auf den Handel und auf den Erwerb abgeſehen, ſo verrathen dort die Gebäude, Anlagen und Straßen die Reſidenz mit ihrem nach Kunſt und Schönheit ſtrebenden Geſchmack. Es iſt etwas Eigenes mit dem Gedächtniß des Menſchen, Jahrzehende lang kann eine Erinnerung in der Seele ſchlummern, plötzlich ruft ſie irgend eine unbedeutende Begebenheit, der Anblick eines Gegenſtandes ſo lebhaft wach, daß ſie wie der Schmetterling ſeiner Verpuppung entfliegt und fröhlich in der Seele hin und her flattert. Ich war als Kind in Dresden geweſen; ich wußte nichts mehr von Dresden, als daß es eine Kirche, eine Brücke und eine Terraſſe habe. Wie ich nun jetzt in Dresden einfuhr, ward plötzlich Vieles hell in mir. Das da war die Straße, in der meine Eltern wohnten; hier hatte ich meine Mutter in die Porte-Chaiſe ſteigen und hier ſie, angelehnt an die Fenſter des Brühl'ſchen Palais, in jugendlichem Schmuck wie ein lebendes Zauberbild ſtaunend betrachtet? Wie hatte ich das vergeſſen und nun, wie hatte ich es wieder gewinnen können? Ich war in der Erinnerung ein kleines Kind geworden, war zurückge-

treten aus dem Alter der Enttäuſchung in das der kindlichen Träume, und mußte mich halb wehmüthig, halb lächelnd fragen: warum ſo viele Widerſprüche, ſo viele Räthſel ſelbſt in den einfachſten Regungen pulſiren? Daß man's erklären, daß man's ausdrücken könnte, was ſo oft chaotiſch hin und her wogt! —

Gleich nach unſerer Inſtallirung in dem Hôtel de Pologne, das ich, im Gegenſatz mit dem Hôtel de Saxe in Leipzig, jedem Fremden empfehlen kann, begann ich meine Wanderungen durch Dresden auf die im Blüthenſchmuck prangende Brühl'ſche Terraſſe, in die Sophien- oder Hofkirche, an die etwas frivol das im großartigſten Styl gebaute Theater ſtößt, in die Gemäldegallerie und vor den vielfachen Paläſten vorbei in die lieblichen Laubgänge der Antonſtadt. Es iſt Manches äußerſt ſchön in Dresden und Manches wieder kleinlich und häßlich. So z. B. hat das Schloß in ſeiner winkligen, verſteckten Lage gar kein Anſehen, und das Theater iſt ſo groß, daß es wenigſtens äußerlich anf ein Londoner oder Pariſer Publikum ſchließen läßt. Harmonie ſchien mir eben nicht im Charakter der Stadt zu liegen, wohl aber ein Anſtrich von heiterer Laune.

Ich nannte zuerſt die Brühl'ſche Terraſſe und will mich eine Zeitlang auf ihr niederlaſſen. Es ruht ſich

ſchön auf ihr, wenn man, umduftet vom Frühling, nach einem mühſam überſtandenen Winter, einen Blick auf die zauberiſche Ferne wirft und dann zu ſich ſelbſt, zu ſo vielen verſteckten Hoffnungen zurückkehrt, die wie Schneeglöckchen die Köpfe emporrichten und in ihrer Sprache das Kindliche: auch ich bin noch da! herſtammeln. Am ſchönſten iſt die Brühl'ſche Terraſſe von dem Belvedere aus geſehen, das an ihrem Ende liegt. Ueberall öffnen ſich hier die anmuthigſten Ansſichten auf die blauen Berge, auf den munter dahineilenden Strom, auf das Thal, das der Fleiß mit Wein bebaute. Und indeß die Wellen abwärts eilen, richtet ſich das Auge aufwärts zu jener tiefen Himmelsbläue, die in ihrem Widerſchein das Waſſer verklärt. Das neben einem ſchönen, mit ſüdlicher Vegetation geſchmückten Garten gelegene Japaniſche Palais enthält das Antikenkabinet, in dem ich mehr als einen guten Bekannten aus Italien wiederfand. Ich kann nicht ſagen, daß es mich anſprach, ich fand es unvollſtändig und hie und da mit werthloſen Gegenſtänden angefüllt, blieb aber doch gern vor den Kleinoden des vierten Saales, vor der koloſſalen Statue der Minerva und vor der Büſte eines Kriegers, der in ſeinem halb weichen, halb wilden Ausdruck an Ajax erinnert, ſtehen. Im ſechsten Saal ſieht man die her-

kulaniſche Matrone und die beiden jüngern Herkula- nerinnen, deren Gewänder äußerſt ſchön gefaltet und hie und da wie durchſichtig ſind. Im ſiebenten liegt der Torſo eines verwundeten Kämpfers; wie groß muß die Kunſt eines Meiſters ſein, daß er einen Körper, der nichts mehr als Verſtümmelungen zeigt, ſchön er- ſcheinen läßt. Man vergißt bei dieſem Torſo, daß er ein bloßer Rumpf iſt, ſeine Proportionen ſind ſo wun- dervoll, daß ſich der Kopf, die Arme und Beine wie von ſelbſt in der Einbildungskraft anſchmiegen, oder vielmehr, man denkt nicht an das, was fehlt, man genießt das, was da iſt.

Dresden iſt reich an Sammlungen mancher Art, es beſitzt ein Münzkabinet, eine Porzellanſammlung, die öffentliche Bibliothek, das hiſtoriſche Muſeum, das die ehemalige Kunſt- und Rüſtkammer mit einſchließt, eine Sammlung von Gypsabgüſſen der Elgin'ſchen Marmorbilderwerke, die Sammlung mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente, die Modellkammer, das grüne Gewölbe u. ſ. w. Am populärſten iſt die Bildergallerie ſchon deswegen, weil man keinen Eintrittszoll erlegt. In den gerade verſammelten Kammern ward über die- ſen Gegenſtand discutirt; es wäre allerdings für Dres- den nicht ganz gleichgültig, wenn man bei den vielen Beſuchern der Gallerie eine Entrée erhübe, allein die

Betrachtung, daß dieſe Sammlung alsdann dem Volk verſchloſſen ſein würde, hat den Ausſchlag gegeben, und man tritt nach wie vor ohne Tribut in die von heiliger Stille erfüllten Gemächer, durch die ſelbſt Bauern und Handwerkspurſchen mit Andacht wandeln. Daß der Anblick ſo vieler großartig ausgeführten Gemälde wohlthätig auf den Schönheitsſinn wirkt, daß ſie die Phantaſie heben und den Geſchmack bilden müſſen, ſieht man in der Dresdener Gallerie, die an keinem Tage unbeſucht und von allen Claſſen eifrig bewundert wird. Wenn aber ſchon das Schöne auf alle Seelen, entwickelt oder unentwickelt, wirkt, wie ganz anders entzückt es die gebildeten, die heller ſehenden Augen! Ich will nun damit nicht ſagen, daß die meinen ſolche ſind, aber ich glaube doch, daß ich einen lebhaften Zug für das habe, was äſthetiſch iſt, weswegen ich denn auch überall ſchnell das herausfinde, was ſich der Mühe verlohnt geſehen zu werden und nicht zu dem Unbedeutenden gehört.

Auguſt III. hat das Hauptverdienſt um die Dresdener Gallerie, indem er den größten Theil der Herzoglich-Modena'ſchen Sammlung und in ihr die Raphael'ſche Madonna erwarb. Die Madonna di San Sisto, die ſich in Tauſenden von Copieen verbreitet hat und die Jeder kennt, iſt doch ſo einzig, ſo uner-

reichbar ſchön, daß man, je länger man vor dem Bilde ſteht, deſto tiefer von ſeiner Erhabenheit durchdrungen iſt. Die kleinen Engel unten blicken, auf ihre Hände geſtützt, hinaus in die Welt ohne Ahnung des erhabenen Schauſpiels, das über ihren Häuptern ſich entrollt. Von der einen Seite Sixtus, von der andern Seite Barbara mit dem holdſelig lächelnden Geſichte, ſchwebt die Jungfrau, das heilige Kind auf den Armen, langſam dem mit Engeln bevölkerten Himmel zu. Sie hat ganz dunkle, ganz verklärte Augen, Augen, unter denen ſich die Schatten des Leidens gelagert haben und die nur Raphael zu malen wußte. In den meiſten andern Bildern iſt die Jungfrau in kindlicher, durchaus jugendlicher Erſcheinung dargeſtellt, in dieſem ſieht ſie wahrhaft mütterlich, wahrhaft losgelöſt vom Leben, ganz unirdiſch aus. Sie iſt von leichten Lichtſchichten, aber von keinen Strahlen umgeben, ſie blickt nicht auf-, nicht niederwärts, ſie blickt gradaus, iſt in ſich vollendet, unendlich ſchön und doch ſo unbewußt, ſo demuthsvoll, daß man den Saum ihres Gewandes küſſen, an dieſer Himmelsreinheit ſich ſtärken möchte. Dicht daneben hängt die Madonna della Sedia, die ſich aber nicht mit der Sixtiniſchen meſſen kann; ſie hat nicht dieſen göttlichen Ausdruck, nicht die Lichtpunkte der Begeiſterung in den Augen,

auf der Stirn, ſie iſt ſchön, aber ſie iſt nicht verklärt.

Die heilige Nacht von Antonio Allegri, Correggio genannt, ſtreut unendlich viel Licht aus, obwohl ſie Nacht iſt. Das Kind und die Jungfrau ſchwimmen und verſchwimmen faſt in dieſem Netz von Strahlen, in dem ſie gefangen ruhen. Das Kind will mir nicht gefallen; es iſt anatomiſch wahr, mit einem großen Kopfe und einem dicken Bauche, aber es iſt kein Jeſus. Maria mit dem Jeſuskinde auf dem Throne, vor welchem der heilige Franziscus Antonius von Padua, Johannes der Täufer und die heilige Catharina ſich befinden, ſprach mich in den einzelnen Figuren mehr an, obwohl die Compoſition der heiligen Nacht unendlich poetiſch und man kann hinzuſetzen unendlich religiös iſt. Lieblich und mit feinem Pinſel die Farben der Seele treffend iſt Carlo Dolce. Seine Cäcilia, umſpielt von den Tönen der Andacht, iſt ein ſchönes, ſchmachtendes Bild. Indem ſie die Orgel berührt, horcht ſie zugleich auf die Einflüſterungen des Geiſtes über ihr, der ihr ſo viel wonnigen Schmerz in die Seele hauchte; ſie horcht, fragt und antwortet, und das Alles mit jenem geiſtigen Ausdruck, der geheimnißvoll jedes Antlitz, das nach dem Himmel ringt, übergießt. Wie glücklich preiſe ich Jeden, der ſolche

Gebilde in ſich trägt und ſolche Gebilde ausdrückt! Mir deucht, Geſtalten wie dieſe ſchaffen, heißt mit tiefgewurzeltem Glauben an das Höchſte reichen, heißt ſich einen Vorſchmack der Seligkeit bereiten, die allen Denen, die reines Herzens ſind, vielleicht einſt zu Theil wird.

Es war mir ſchwer, mich von Raphael, von Correggio, von Carlo Dolce loszureißen, und doch mußt' ich wenigſtens einen Blick auf die etwas manierirte franzöſiſche und auf die derbe niederländiſche Schule thun, die venetianiſche, bologneſiſche und neapolitaniſche nicht zu vergeſſen, denen ſich dann Mengs Paſtellmalereien und unter ihnen der vielbeſprochene Amor, der ſeinen Pfeil wetzt, anſchließen. Letzterer, das vorzüglichſte Bild von Mengs, hat einen gar neckiſchen Ausdruck und eine Carnation, die ihm ein warmes Leben giebt.

Niemand, der in Dresden war, wird es mir übel denken, daß ich das grüne Gewölbe mit einiger Zerſtreuung durchſtreifte. Es enthält eine Maſſe von Kunſtgegenſtänden, deren Beſchauung einen Aufwand von Zeit erfordert, die nicht jedem Reiſenden zu Dienſte ſteht. Ueberdem iſt das vom Kurfürſten Auguſt angelegte und von Auguſt II. am meiſten bereicherte Gewölbe eher ein Magazin als eine Sammlung.

Zwar iſt die Sammlung ſinnreich geordnet, aber man hat viel Ueberflüſſiges zu ſehen, hat viel Schnecken, Korallen, viel Straußeneier und Stachelſchweinfedern zu überſehen, ehe man auf einen wirklich bedeutenden Gegenſtand ſtößt. Was indeß intereſſant und anziehend iſt, ſind die Maſſe Kleinodien im Rococoſtyl, an denen man den Geſchmack der Vergangenheit, das ſich an Spielereien haltende Jahrhundert, recht gründlich ſtudiren könnte. Was für eine Unmaſſe von monſtruoſen Perlen, die in Zwerge, in Früchte, in Wagen vermittelſt ihrer Faſſung umgewandelt ſind! Recht ſchön ſind die Emailgemälde von Raphael Mengs; vorzüglicher noch die prachtvollen Arbeiten in pietra dura und ausgezeichnet einige hohe Pokale, ſo wie eine Sammlung von Bergkryſtallſachen und Bildnereien von Holz. Allerliebſt ſind die in dem ſechſten Kabinet ſich befindenden Schnitzereien aus Elfenbein und Ebenholz. Im achten Kabinet bewundert man die Arbeiten der Hofjuweliere Dinglinger, worunter ſich der Thron und der Hofhalt des Großmogols Aureng Zeyb auszeichnet. Dinglinger arbeitete an dieſem Kunſtwerk mit ſeiner Familie und vierzehn Gehülfen acht Jahre und bekam, als es vollendet war, nahe an ſechzigtauſend Thaler dafür ausbezahlt. Aureng Zeyb iſt auf einer faſt drei Ellen langen und

eben ſo breiten ſilbernen Platte in orientaliſcher Pracht, umgeben von ſeinem Hofſtaate, den Vaſallen, fremden Fürſten und Abgeſandten dargeſtellt. Es iſt das werthvollſte Stück Dinglingers, beſonders wegen der Ausführung der kleinen Figuren und der vortrefflichen Zuſammenſtellung der intereſſanteſten Gegenſtände der egyptiſchen Mythologie. Dem Kunſtwerk gegenüber hängt der größte bekannte Onyx von ganz regelmäßiger Bildung. Der Juwelenſchmuck des Regentenhauſes, ſeit Kurfürſt Moritz aufbewahrt, blitzt und ſchimmert wunderbar und würde wohl mancher eleganten Dame auf's Diebsorgan wirken, wie es denn auch wirklich kürzlich geſchehen iſt, wo ein Diamant ſich in den Strickbeutel einer eifrigen Beſchauerin verlor, von dem Inſpektor alsbald aber wieder aus ſeiner Verborgenheit gezogen wurde.

Was mich überraſcht hat, iſt das Theater, das erſt kürzlich vollendet iſt und in ſeiner innern prächtigen Einrichtung mit den Pariſer Theatern wetteifern kann. Schon der Eingang iſt vortrefflich. Die vermittelſt Gas bewerkſtelligte Erleuchtung verbreitet ein äußerſt ſcharfes Licht, das die Corridore und die mit rothen Stoffen drappirten Logen erhellt. Der in der Mitte angebrachte Lüſtre flammt wunderherrlich und zeigt einen reich gemalten Plafond, deſſen Allegorieen in

Arabesken zu den Logen hinunterlaufen und wiederum am reichen Vorhang hinaufſteigen. Die Vorſtellung war mittelmäßig; das hübſche, aus dem Franzöſiſchen von Theodor Hell übertragene Stück: Michel Perrin, ſchien mir in der Darſtellung verfehlt. Die Männer fand ich ſchwerfällig und ohne Anſtand, die Schauſpielerin, die die darin vorkommende Liebhaberinrolle übernommen hatte, war zum wenigſten nicht hervorſtechend. Das ſchöne, große, aber faſt leere Theater ſtach ſonderbar gegen dieſe Vorſtellung ab; es nahm ſich wie eine Schwindſüchtige aus, die ſich auf's Sorgfältigſte ſchmückt, um ihr Siechthum vergeſſen zu machen. Man ſagte mir, daß viele Schauſpieler Ferien haben; es muß wohl ſein, denn wie würde bei einer ſolchen permanent ſchlechten Beſetzung ein Emil Devrient bleiben!

Sehr reizend und hie und da ſich bis zur Wildheit ſteigernd iſt der Plauenſche Grund, durch den die Weißeritz tobt und der ſich durch den Anbau zahlreicher, meiſt großer Dörfer und durch eine ſtarke Bevölkerung auszeichnet. Welche Felsmaſſen ſind hier aufgethürmt, welche Fruchtbäume ſchütten ihren Blüthenſchnee zur Erde, wie ſchwärmen die Maikäfer, wie jubeln die Nachtigallen! Ich mußte mich beſinnen, daß es nicht Sonntag war, ſo ſonntäglich war die

Natur an dieſem Freitag; das ſchwelgte und ſonnte ſich, wallte auf und wallte nieder, und dazwiſchen zogen die Dresdener ſchaarenweiſe aus den Thoren und vergnügten ſich im Freien bei einem Glaſe Bier oder bei einer Taſſe Geſundheitschocolade. Glückliche Harmloſigkeit, die nichts bedarf als Luft, Sonnenſchein und einfache Nahrung, die ſich heiter bewegt, die nichts hofft, die nichts erſehnt, die nichts will, als den Augenblick genießen.

Im Link'ſchen Bade, das mit ſeiner Terraſſe bis in die Elbe tritt, bezeugten zahlloſe Tiſche, wie gern die Dresdener im Freien ſchwärmen. Etwas weiter nach Pillnitz hin erhebt ſich der Weinberg, in dem alljährlich der König mit ſeiner Gemahlin mehrere Wochen in ſtiller Abgezogenheit lebt. Die ländliche Königswohnung iſt kein Schloß, ſie iſt ein Haus, eingerichtet für einen glücklichen Privatmann, der genug irdiſche Güter, aber ihrer nicht zu viel hat. Sie liegt iſolirt in der Mitte ſtrebender Weinſtämme, mit dem Blick auf die Elbe, abwärts vom Wege, aber ſchnell erreichbar. Pillnitz wird erſt im Sommer vom König bewohnt. Des Königs Neigungen ſind einfach, und ſein Sinn iſt der eines mit der Natur vertrauten Menſchen; er ſoll milde ſein. Da ſeine Kammern für ihn regieren, ſo kann er ſich ſeinem Lieblings-

ſtudium, der Botanik, weihen. Er ſoll ſeine Blumen leidenſchaftlich lieben. Wohl ihm! ſie werden ihm treu bleiben, werden aufblühen, verwelken und wieder aufblühen, werden ihn nicht täuſchen, werden ihn nicht verletzen. Daß es doch ſo ganz anders iſt, wenn man ſtatt Blumen Menſchen handhabt, wie man nie erntet, was man geſäet hat; wie der Sturm der Leidenſchaft, der über die Saaten raſ't, die ſpekulativen Ideen bis auf die Wurzel ausreißt! Wir glauben uns ſo ſicher im Herzen unſerer Freunde, wir ſind ſo gewiß, daß uns nichts von ihnen zu trennen vermag, wir wiſſen uns verſtanden, gewürdigt, und das, was wir glaubten, hofften, wußten, waren Zeichen, die auf weichendem Sande geſchrieben waren. Ein Wirbel hat ſich erhoben, eine Wolke hat ſich entladen, und unſere Freunde kennen uns nicht mehr, der Weg zu uns iſt zerſtört, die Brücke, die die Herzen vereinte, iſt abgetragen.

Soll ich ſo ernſt von Dresden ſcheiden, wird kein heiterer Eindruck die trübe Reflexion ſcheuchen? Ich ſtehe noch einmal auf der Brücke; es iſt wirklich Sonntag. Die Feſtglocken der katholiſchen Kirche läuten, das Gewirre der Straße hat der ſtillern Andacht Platz gemacht. Die Klänge der Orgel tönen, der Schiffer löſ't einſam den Kahn, ſeine Ruderſchläge zerſchneiden

das Waſſer, die Wimpel flattern fröhlich; wie iſt mir? Ruft nicht Alles: Geduld! Was ſinn' ich? Wer ſich noch bewundernd der Natur, wie einer Geliebten in die Arme werfen und an ihrer Bruſt Thränen des Jubels und der Wehmuth weinen kann: der iſt noch glücklich!

III.

Das ſächſiſche Erzgebirge. Baireuth.

Von Dresden nach Tharant führt der Weg durch den Plauenſchen Grund und dann aufwärts nach Freiberg, das ſo viele Bergleute beſchäftigt und dem Sachſen größtentheils ſeinen Wohlſtand verdankt, indem hier für allen Mißwachs, für alle verfehlten Spekulationen und falſch angebrachten Theorien die Erde im tiefen Schacht Silberwerke birgt. Das hämmert und wühlt in der Tiefe, um die glänzenden Adern zu erſpähen, um Felſen zu ſprengen und Waſſer abzuleiten. Ein faſt ängſtigender Gedanke: auf der Oberfläche wandelnd mehrere tauſend Klafter tief Menſchen unter ſich zu wiſſen, die nur hie und da der warmen Luft, der Entzückungen des Frühlings, der belebenden Sonne theilhaftig werden und die im Uebrigen wie Verbrecher für die finſtere, feuchte Unterwelt leben

müſſen! Aber dieſe philanthropiſche Angſt ſteigt, wenn man über Freiberg hinaus nach Oederan, Chemnitz, Zwickau und Reichenbach gelangt, wo ausgehungerte Geſtalten am Wege ſtehen und die Webſtühle der armen Strumpfwirker kein fröhliches Geklapper mehr hören und die großen Bleichen keine Baumwollengeſpinnſte mehr ſehen laſſen. Der Handel liegt darnieder, oder wo in ihm noch Bewegung iſt, da muß der einzelne Arbeiter für ſo wenigen Lohn die Waare liefern, daß er und ſeine meiſt zahlreiche Familie dem Hungertode nahe iſt. Große Fabriken ſehen hohläugig und lautlos mit ihren Apparaten auf die Heerſtraße hin, die ausgeſtorben ſcheint; ſieben, acht Familien wohnen zuſammen in einem Hauſe, das wäre noch erträglich; aber zuſammen in einem Zimmer! Ueberall iſt Arbeitsnoth, und ſo ſehr auch die Regierung ſich bemüht, dem Uebelſtande abzuhelfen, koſtbare Straßenbauten anordnet und die Eiſenbahnen fördert, ſo kann ſie der Uebervölkerung nicht ſteuern, die ein Hauptübel iſt. Zwiſchen Oederan und Chemnitz, auf der Strecke von einer Quadratmeile, leben zuſammengepreßt zehntauſend Menſchen, die alle auf den Erwerb der Webereien angewieſen ſind, alle nach Brot ſchreien und alle im Elend vergehen. Die in Sachſen angeordneten Collekten, ſo wie die in Dresden veranſtal-

teten Kunſtausſtellungen zum Beſten der Nothleidenden retten zwar vom Tode, aber noch nicht von jener Armuth, von jener ſchrecklichen Wunde, die ein Jahr ſchlägt und für deren Heilung Jahrzehnde erforderlich ſind. Und indeß die zu den Webſtühlen gebrauchten und zu andern Arbeiten wegen Körperſchwäche untauglichen Menſchen ſich von der drückendſten Sorge gegeißelt finden, leben in den Gebirgen wo möglich noch geplagtere Kreaturen, die Spitzenklöppellerinnen, die mit Anſtrengung und gänzlich hingeopferten Augen wöchentlich kaum vier bis acht Groſchen verdienen. Denn auch hier, wie überall ſtehen dem langſam vorwärtsſtrebenden Deutſchen die Rieſen: England und Frankreich, entgegen, die mit ungeheuren Schritten einen Welttheil nach dem andern ſich anzueignen und durch Geſchmack und Wohlfeilheit den Sieg leicht zu erringen wiſſen. Daß die Induſtrie doch ſo viel zerſtören muß, ehe ſie bauet, ſo viele Wunden ſchlagen und keine heilen kann! Ganze Generationen ſterben an einer Erfindung, und das Genie, das die Erfindung ausſtrahlte, empfindet in ſeiner egoiſtiſchen Größe die Convulſionen der Einzelnen nicht, die wie gefällte Aeſte unter der Axt welken und durch ihre Hinwegſchaffung den Stamm kräftigen müſſen. Möglich auch, daß das Geſetz der Erde: der Sieg des Stär-

kern über den Schwächern, ein gutes iſt, denn wo bliebe ſonſt der Fortſchritt, dies Reſultat des getriebenen und oft zermalmenden Rades?

In Hof nimmt man Abſchied von Sachſen und fährt nun, ſchon etwas getröſtet über die eben erhaltenen wehmüthigen Eindrücke, in das Land des Hopfens, in Baiern ein. Ueberall, wohin man blickt, Hopfenſtangen und an ihnen hinaufgezogen das grüne Laub, das zum Trank gehört. Fröhliche Geſichter am Wege, hie und da in einer Schenke ein Fiedler, der einen Ländler aufſpielt, hauptſächlich aber als deutſches Wahrzeichen die kleine weißthönerne Tabackspfeife, aus der ein Jeder, jung oder alt, die poetiſchen Rauchwolken bläſt. Berneck iſt ſeiner Pfeffernüſſe und ſeiner Ritterburg wegen berühmt; ich glaube aber, daß die Baiern mehr Pfeffernüſſe als Ritterburgen lieben, beſonders wenn dieſe zerſtört und jene ſo wohlſchmeckend, als die Bernecker ſind. Sieht doch das Volk mit ſeiner heitern, etwas dickbanſchigen Miene aus, als ſchaue es nichts als den Augenblick und als wäre ihm der prüfungsvolle Blick in die Vergangenheit oder Zukunft verſagt. Anders iſt das mit ſeinen Nachbarn, den Schwaben; ſie ſind auch heiter, auch materiell, aber es iſt ihnen ein tiefſinniges, ächt poetiſches Element beigemiſcht, das dem Baier fehlt.

Doch habe ich Unrecht, das Baireuth'ſche und Nürnberg'ſche Baiern nennen zu wollen; nein, Franken iſt es, das heitere, geiſtreiche Franken, das Baiern als Schmuck dient, aber nicht ſein Blut, nicht ſein Eingeweide iſt. Weiter unten, hinter Nürnberg, fängt erſt Baiern an und mit ihm der Katholicismus und in ſeinem Gefolge die wieder errichteten Klöſter. Hier um Baireuth ſtrahlt das Licht des Proteſtantismus, ſtrahlt das Dichtergenie eines Jean Paul; aber klagt es auch in den grünenden Zweigen der üppigen Hollunderbüſche, daß alle Größe hinab muß in den Schooß der Erde und nur hie und da im Gedächtniß des Einzelnen als Idee, als Bild fortbeſtehen darf.

Ich hatte Jean Paul's Produktionen geliebt in der erwachenden Jugendperiode, in den Dämmerungsträumen der entſchwindenden Kindheit geliebt; ich hatte mich an den unklaren, phantaſtiſchen Ausdruck dieſes Schriftſtellers gehängt, und er hatte mich oft weit fort aus der Wirklichkeit in die Erſcheinungen der Fata Morgana getragen. Aber mit der Reife iſt auch das Urtheil gekommen, und was früher das Gefühl angeſprochen, muß jetzt der Verſtand von ſich weiſen; er muß nach kräftigerer Nahrung greifen, muß aus dem Taumel erregender Düfte der Subjectivität ſich in die geſunde Luft der Objectivität wagen, muß prüfen,

und wenn es ſein muß — verwerfen. Dennoch — wenn ich auch nicht mehr wie ſonſt Jean Paul's Geiſt verehre, wenn ich ihm auch Schuld gebe, daß er ſtatt der ſo nothwendigen Klarheit faſt nichts als unklare Anſchauungen bot, verkenne ich doch nicht die Reinheit ſeiner Phantaſie, die Fülle ſeines Herzens, die Leiſtungen ſeines Willens. Ich denke noch oft ſeines Siebenkäs, ſeines Kampanerthals, ſeiner Flegeljahre, ich lächle und weine über Lenetten's Häuslichkeit, die mit Spinnenfüßen im Zimmer herumlief, indeß ihr Heinrich an der Feder kaute, ich ſeh' ſie unglücklich dieſe Menſchen, die glücklich zu ſein verdienten, unglücklich, daß ſie ſich fanden und ſich nicht tragen, verſtanden und ſich nicht ergänzen konnten. Und weil Jean Paul gleichſam mit zu meiner Jugend, zu meiner Entwicklung, namentlich zu meiner Erinnerung gehört, war es mein Erſtes in Baireuth, ſein im vorigen Jahre errichtetes, von Schwanthaler gefertigtes Denkmal, ihn ſelbſt in glänzendem Kupfer gegoſſen, auf dem Platze aufzuſuchen. Er ſteht da auf einem in Baireuth geſchliffenen Marmorpiedeſtal, im einfachen Ueberrocke, den Griffel in der Hand, ſinnig vorwärts, faſt aufwärts blickend, die Stirne mit wenig Haaren umgeben, die Augen etwas tief in den Höhlen liegend, um Mund und Kinn das Lächeln des Wohlwollens und

der reinen Menſchenliebe. Er ſieht nicht ſelbſtzufrieden, nicht ruhmdürſtig, nicht theatraliſch aus, er iſt nicht vor einem Publiknm, das ihn beurtheilt, er iſt unter Menſchen, die ihn lieben, in Baireuth, wo jedes Kind ſeinen Namen nennt, wo er dieſem die Hand gegeben, jenem eine Roſe geſchenkt hat, nicht weit von Wundſiedel, wo er ſeine Kindheit neben dem wunderlichen Alexanderbade verlebte, das in ſeinen Felsmaſſen und hängenden Gärten wohl nicht wenig zur Anregung ſeiner Phantaſie beigetragen haben mag. Freundlich ſcheint er auf die Stadt zu blicken, in der ihm wohl ward, in der er lebte und ſtarb. Es iſt dieſes Dichtermonument nichts Erhabenes, nichts Ideelles, nichts Abſtraktes; es iſt die reine Menſchlichkeit, der Moment des Gemüths, der wahrhaftige Ausdruck eines Mannes, der unter ſeinen Büchern lebt, jetzt vom Lehnſtuhle aufgeſtanden iſt und mit dem Griffel nnd einem Blatt Papier in der Hand über die Schwelle ſeines Hauſes ſchreitet, um die Natur zu belauſchen, oder auch — um ſich einmal in heiterer Rede bei heiteren Menſchen zu zerſtreuen. Das that er denn hauptſächlich im Hauſe der Frau Rollwenzel, die vor dem Thore, auf dem Wege nach der von ihm oft beſchriebenen Eremitage, lebte, und bei der er in einem Dachſtübchen, mit dem Blick auf das düſtre Fich-

telgebirge, arbeitete, oder ihr auch aus ſeinen Werken vorlas. Die Tochter der Frau Rollwenzel, die noch lebt, führte mich in das Zimmer, das Jean Paul zu ſeiner Erholung benutzte; es iſt ſo einfach, daß ich es unter andern Umſtänden eine Bauernſtube nennen würde. Einige hölzerne Stühle, ein großer Tiſch in der Mitte, ein Fenſter und an der Wand Jean Paul's Namenszug aus Moos geflochten. Auf dem weißen Fayenceofen ſtand ein zerbrochenes großes Trinkglas, für Jean Paul aus Berlin zu ſeinem letzten Geburtstag geſandt und das zerbrochen angelangt war, ein Omen, das Jean Paul in ſeinem leidenden Zuſtand ſich zu deuten wußte. Die Frau Rollwenzel habe er für die geſcheiteſte Frau in ganz Baireuth angeſehen und deswegen auch kein Buch ohne ihr Urtheil drucken laſſen, erzählte mir die eben nicht geiſtreich ausſehende Tochter. Das ſei aber auch ein Lamento geweſt, wie der Herr Legationsrath geſtorben ſei; er ſei Abends mit Fackeln begraben worden, und die Frau Rollwenzel, trotz ihrer ſiebenzig Jahre, wäre die ganze Nacht wie wahnſinnig einhergelaufen und habe ſich endlich denn auch, als ſie ſelbſt ſterbend geweſen ſei, ausbedungen, neben Jean Paul begraben zu werden. Ich ließ die gute Tochter reden, ließ mir erzählen, wie der Herr Legationsrath gearbeitet und wie ſehr

ſeine Augen roth geweſen wären und blickte indeß hinaus aus dem Fenſter nach der hügeligten Gegend mit dem Fichtelgebirge im Hintergrund hin, dachte an das, was der Menſch erſehnt und nie erreicht, an die ſtachelnde Ungeduld im Innern, die uns immer vorwärts treibt, an das Streben nach oben und an die Fuß- und Handſchellen des Lebens; dachte an das Verkennen, das die Beſten erdulden, an die Ungerechtigkeit der Maſſen, an die verdeckten, mit Thränen weggewiſchten Schmerzensblutstropfen der Arbeitenden und ging endlich ſtill für mich hinſinnend auf Wieſenwegen nach der Eremitage, dem Luſtſchloſſe der Markgrafen von Baireuth, die nun auch nicht mehr ſind oder nichts ſind als Staub.

Wer denkt nicht an die Markgräfin Wilhelmine, an die Schweſter Friedrichs des Großen, die in der Eremitage ihre Memoiren ſchrieb und mit damals üblicher halb frivoler, halb beißender Art die Gebrechen ihrer allerdings ſehr mangelhaften Umgebung ſchonungslos kund that? Wer ſieht ſie nicht dieſe preußiſche Prinzeſſin ſich aus dem Zwang des älterlichen Hofes in die Armuth des Baireuther flüchten und all' ihren Lebensſtoff in Sarkasmen verſchwenden? Wen überſchleicht es nicht wehmüthig, wenn er ſich hier plötzlich in das vorige Jahrhundert unter dieſe Fa-

milienbilder zurückverſetzt ſieht und ſich geſtehen muß, ein Hof wie dieſer hebe alle Illuſion der bevorzugten Menſchen auf und dränge ihn mit ſeinen Gemeinheiten und Intriguen in das Verwerfliche hinüber? Dieſe Zellen, Zimmer kann man ſie nicht nennen, waren der Schauplatz vieler Familienkämpfe, aber auch vieler grotesken Scenen. Hier zankte ſich die Markgräfin mit ihrem Schwiegervater, von dem Friedrich Wilhelm I. ſchon deswegen die ungünſtigſte Idee hatte, weil er Ludwig XIV. nachahmen wollte; hier bat ſie, in Thränen gebadet, um einen Kaſſenzuſchuß und erhielt vom König die Zuſicherung, daß ihr hie und da zehn Thaler, oder wie er, ſich ſchnell verbeſſernd, hinzufügte, zehn Gulden und dann und wann ein altes Kleid der Königin zufließen ſollte; hier endlich ſchrieb ſie, erbittert durch ihr allerdings herbes Schickſal, Details über ihre namentlich am Geiz der Aeltern gemachten Erfahrungen nieder, die das Schroffſte, Verwundendſte, Unkindlichſte ſind, das je aus einer Feder gefloſſen iſt. Die Zimmer ſind mit neuen Möbeln verſehen, und nur hie und da hat ſich ein antiker Lehnſtuhl in ſeinem alten Rechte behauptet. Dagegen iſt das Schlafzimmer der Markgräfin noch unberührt und ſo vom Hauche der Zeit zerſtört, daß man die Bettgardinen nicht berühren kann, ohne

daß ſie in Staub zerfallen. Dem Ganzen aber iſt dennoch nicht der Stempel des Ehrwürdigen genommen worden; die alten Bilder, in ihren Fiſchbeinröcken, in ihren aufgekrempten Kleidern, in ihren dreieckigen Hüten oder gepuderten Köpfen erzählen ſich untereinander von der vergangenen Zeit. Da iſt der Markgraf von Baireuth und hier der Erbprinz neben wunderſchönen Hofdamen, die mit ihren weißen Schultern und Korallenlippen zu coquettiren ſcheinen; hier Friedrich der Große und daneben ſein wohlgenährter Herr Vater, der halb ſpottend, halb gutmüthig auf ſeine hagere Gemahlin, die ambitiöſe hannöverſche Prinzeſſin, blickt, indeß in der Ecke des Zimmers das Bild der weißen Frau geiſterartig und drohend wie ein Memento mori herunterſieht; hier endlich ſind die Kriegsthaten Friedrichs des Großen, an dem die Markgräfin mit ſchwärmeriſcher Liebe hing, und der ſich von ihr erkaltend in ſpätern Jahren zurückzog.

Aus dieſer gepuderten, gefiſchbeinten und gezopften Geſellſchaft kommt man, wie zu einem fortgeſetzten Traum, in den in franzöſiſchem Styl zugeſtutzten Garten, der mit ſeinen ſpringenden Waſſern an Verſailles erinnern ſoll, in dem aber nichts ſchön iſt, als die friſchen, wundervoll gehaltenen Raſenplätze und die Erinnerung an »Titan von Jean Paul,« der

hier ſeine Liane leiden und lieben und ſeinen Albano ſagen ließ: »Was iſt denn da geblieben? Ein weites Weh über das ganze Herz, aber das Herz auch.« Unter verfallenen Aquädukten iſt das Theater, wo im Freien geſpielt wurde, iſt der kleine Pavillon, wo Friedrich Wilhelm I. ſeine Tabagie hielt, iſt der Sonnentempel, in dem die Thee's gegeben wurden, Thee's ſtatt Mittagsessen, weil dieſe weniger als jene koſteten, lauter klaſſiſche Orte, die man mit lebhaftem Intereſſe betrachtet.

Daß meine Zeit mir nicht erlaubte, das Luſtſchloß des Herzogs von Würtemberg und in ihm die Meiſterwerke ſeiner Gemahlin, der frühverblichenen Maria von Orleans, zu ſehen, that mir um ſo mehr leid, als ich bis jetzt nur in Copien den bildenden Meißel der genialen Prinzeſſin kennen gelernt hatte. Wie gern hätte ich einen tiefern Blick in die Leiſtungen eines Genius gethan, der eine Jungfrau von Orleans ſo lebenswarm aus kaltem Stein, ſo überrieſelt von Herzblut, ſo begeiſtert hinſtellen konnte. Sie hat nur Weniges ganz ausgeführt, und unter dieſem Wenigen iſt ihre Jungfrau von Orleans, die ſie zweimal in zwei verſchiedenen Stellungen gab, das Beſte, aber es weht in allem ein eigner Geiſt, ein Geiſt, der nicht Wurzel auf der Erde faßte, ſondern der über ihr mit

melancholiſchem Lächeln ſchwebt. Das drückt ſich auch in dem etwas gebeugten Haupte der Agnes Sorel und in den geiſtig aufgefaßten Büſten ihrer Familie aus. Es iſt, als wollte ſie ſagen: »mein Leben iſt ein Kommen, Lächeln und Gehen! Ich grüße Euch, aber ich weile nicht; mir iſt nicht wohl hier; mir iſt nur wohl in den ſtrahlenden Lichtregionen des Himmels.« — Ja, ſo eine Sehnſucht ſpricht ſich in den Werken Mariens von Orleans aus. Darum ſtarb ſie, nicht weil ſie unglücklich war, ſondern weil ſie nicht in den Dunſtkreis der Erde paßte und nur das darin vollendete, was ihr oblag. Auch iſt mir dieſer Tod nie betrübend, ſondern nur erhebend vorgekommen. Wer etwas ſchafft, etwas hinterläßt, hat ein Recht auf's Sterben.

IV.

Nürnberg.

Wie heimiſch, wie ächt deutſch, wie bieder und treu blickt Nürnberg in ſeiner Sandebene den Einfahrenden an! Zwiſchen der gothiſch gebauten Lorenzkirche, den Giebelhäuſern, den ſchön verzierten Brunnen und den in den Stadtgräben angelegten Spargelbeeten wandeln überall freundlich lachende Menſchen.

Digitized by Google

Man ſagt ſich: hier iſt Deutſchlands Herz, hier pulſirt das reine deutſche Blut, hier tritt die Erinnerung aus jeder winkligen Straße oder lugt hinter jedem Erker hervor. Und das nicht etwa in der erhabenen Sphäre der Heldenthaten oder in den verklärten Beſtrebungen der Kunſt, ſondern Nürnberg's Leiſtungen trugen von jeher eher den Stempel der Gewerbthätigkeit und der Nachahmung, als den der Erfindung und des hochfliegenden Gedankens an ſich. Hatte das erfinderiſche Schwaben Minneſänger, ſo hatte Nürnberg nur Meiſterſänger. — Alles in der ehrlichen, alten Stadt war in die Farben des gemächlichen Deutſchthums, des langſamen aber ſichern Fortſchritts, des ſich nicht Uebereilens getaucht. Was einmal da war, wurde zu erhalten geſucht, was kommen ſollte, wurde bedächtig geſchaffen. Dabei ein muſterhafter Gemeingeiſt, der den kleinen Staatskörper beſeelte, herbeigeführt durch die Zünfte, die eine Kette voll kräftiger Glieder bildeten und eine Religiöſität, die zwar vom Glauben beherrſcht war, aber niemals in Schwärmerei ausartete. — Wie geſagt, Nürnberg liegt in einer Sandebene; es gehörte Fleiß und Ausdauer dazu, um den Boden urbar zu machen, was aber widerſtünde der deutſchen Ausdauer? So grünt und blüht es denn überall um Nürnberg, wie wenn

die Natur verſchwenderiſch ihr Füllhorn über die Stadt ausgegoſſen hätte, und darüber erhebt ſich die alte Reichsburg, auf einen Felſen gebaut, und ruft in ihrem durch Alter graulich gewordenen Anſtrich die Jahrhunderte und mit ihnen all' die Fehden des Mittelalters wach. Das mag da oben auf der Burg von geharniſchten Fußtritten wiederhallt, von Waffen und Kampfſpielen geklirrt haben; mag Fähnlein im Winde haben flattern laſſen oder große Humpen gefüllt haben, und dort mag gejubelt und gezürnt, geſpielt und gekämpft worden ſein. Aber nicht allein das Mittelalter hauſ't hier, es ſchweift auch der Blick weiter auf die erſte Gründung zurück, die der Sage nach Conrad I. im zehnten Jahrhundert zugeſchrieben wird. Um die Burg herum lagerte ſich dann die Stadt, und was auch für Unbill über ſie kam, ſie glich dem Phönix, der den Flammen verjüngt entſteigt, ſie hatte unverwüſtliche, unantaſtbare Elemente in ſich. Das ſieht man auch im Jahr 1105, wo ſie von Heinrich IV. erobert und zerſtört und im Jahr 1124 ſchon wieder aufgebaut war. Die Hauptblüthe der Stadt entwickelte ſich aber im ſechszehnten Jahrhundert, wo emſiger Fleiß von der einen Seite und Reichthum von der andern die werthvollſten architektoniſchen Leiſtungen und die kunſtvollſten Malereien und Gußarbeiten

in's Leben rief, ſo daß noch jetzt Nürnberg als ein ächter Abdruck des Mittelalters gelten kann. Dieſe alterthümliche Form aber iſt es, die mich ganz insbeſondere in ihrer Gemüthlichkeit angeſprochen und mir das Gefühl, daß ich hier im deutſchen Vaterlande ſei, in ſeiner ganzen Fülle gegeben hat.

Die Pegnitz, ein kleiner, langſam dahin ſtrömender, mit trübem Glanz gefärbter Fluß, theilt die Stadt in zwei Hälften, in die Sebalder und die Lorenzer Seite. Die von Peter Carl im Jahre 1598 aufgeführte Brücke zeichnet ſich vor den übrigen ſechs durch ſchöne und feſte Bauart aus. Ueber ſie herüber gelangt man auf den Markt und von da zu dem ſogenannten ſchönen Brunnen, der mit Recht als ein allgemein bewundertes Kunſtwerk dieſen Namen trägt. Von Georg und Fritz Ruprecht und von Sebald Schonhofer im Jahre 1361 erbaut, erinnert dieſe coloſſale Steinpyramide lebhaft an die Spitzen des Mailander Marmordoms, obwohl der Brunnen in gleicher Art nur aus Sandſtein gehauen iſt. Früher war er theilweiſe bemalt und vergoldet, jetzt iſt er ganz im mittelalterlichen, einfachen Styl reſtaurirt worden. Zierlichkeit, Grazie und Proportion ſtellen dieſes Kunſtwerk um ſo bedeutender heraus, als ein von Paulus Kön gefertigtes Gitter

dem Ganzen den Anſtrich des Abgeſchloſſenſeyns giebt. Dicht daneben ſtehen die im altdeutſchen Geſchmack gebauten Harsdorfiſchen und Hammersbacherſchen Häuſer, die mit ihren Erkern und Thürmchen dem Brunnen als Staffage dienen. Dann tritt man in die Sebaldskirche. So einer Pracht von bunten Fenſterſcheiben, von ſchimmernden und verſchwimmenden Farben bin ich nirgends als in den Nürnberger Kirchen begegnet. Das Licht, das durch dieſelben in die Gotteshäuſer fließt, iſt ſanft und erhebend, wie jenes, das der Glaube in die Seele gießt. Da iſt nichts Blitzendes, nichts Schneidendes, ſondern heilend wie das Wort, das aus dem Munde des höchſten Lehrers ſtrömte, dringt der Tag in die entfernteſten Gegenden der heiligen Stätte. Auch erfährt man erſt in den Kirchen dieſer Stadt, was Albrecht Dürer, was Peter Viſcher, was Adam Krafft an wirklicher Kunſt leiſteten; kein Gotteshaus, das nicht Monumente dieſer Künſtler, etwa nicht einzeln, ſondern maſſenweiſe aufzuzeigen hätte. So findet man gleich dem Rathhauſe gegenüber, in einer wohlverwahrten Niſche der Kirche, die treffliche Arbeit Adam Krafft's: »Die Leidensgeſchichte Jeſu« darſtellend und in der Kirche Peter Viſcher's Meiſterwerk: »Das St. Sebaldus-Grab,« an dem ſich die zwölf Apoſtel haupt.

ſächlich, nebenbei aber zahlloſe kleinere und größere Figuren, ſogar hie und da der Mythologie entlehnt, auszeichnen. Es läuft nach oben in drei Abtheilungen, die durch Thürmchen und Zinnen geſchloſſen ſind, zuſammen, auf deren höchſter Spitze Jeſus in Kindesgeſtalt, mit lächelndem, holdſeligen Antlitz thront.

Die »Grablegung Chriſti« von A. Dürer hängt neben der geſchmackloſen Kanzel, und in einem ſo ungünſtigen Licht, daß man kaum daran die Farben unterſcheiden kann. Dem Styl der Kirche, dem Geiſte des Jahrhunderts und dem einfachen Proteſtantismus angemeſſen, iſt der neue Hauptaltar an die Stelle des verfallenen von Heideloff im Jahre 1821 verfertigt worden. Dieſer moderne Name vermiſcht ſich ſonderbar genug mit den Leiſtungen des Mittelalters in Nürnberg. Denn wo Kirchen oder Monumente zu reſtauriren waren, wo hier ein Chor zugefügt oder dort ein Kreuzgang vollendet werden mußte, da iſt Heideloff, der baieriſche Architekt, mit ſeinem feinen Sinn, in ſeiner Identifizirung mit dem Gothiſchen eingeſchritten. Wie in der Sebaldskirche der Altar, ſo iſt in der Lorenzkirche eine Gallerie von ihm aufgeſetzt und die vordere Thüre nach ſeinen Zeichnungen ausgeführt worden. Freilich ſtehen ihm ungewöhnliche

Mittel, ein bauluſtiger, zwiſchen Griechenland und Deutſchland ſchwebender, von beiden Extremen gleichzeitig angezogener König zur Seite, der, wenn er auch Klöſter herſtellt und dem Proteſtantismus entgegen zu ſeyn ſcheint, dennoch an den gothiſchen zu lutheriſchen umgeformten Kirchen nichts ſpart. Was die Lorenzkirche zur ſchönſten Nürnbergs macht, iſt zuerſt ihr herrliches Portal mit der glühenden Fenſterroſe darüber. Die beiden Thürme mehren den Eindruck. Beim Eintritt ſtrahlen von allen Seiten die gemalten Fenſter und von ihnen verklärt und mit kleinen bunten Lichtflecken bedeckt zeigt ſich das Sacramentshäuschen, von Adam Krafft, deſſen ſchlankes, aufſteigendes Gebäude zu dem Glauben Anlaß gab, es ſei aus einer Maſſe gegoſſen, geformt oder gebrannt, indeß iſt es eine der beſten Steinhauerarbeiten des Mittelalters. Die damalige Sitte, wo die Künſtler, ſtatt ihre Namen irgendwo an ihren Werken anzubringen, ſich ſelbſt leibhaftig darſtellen, findet ſich auch hier wieder beſtätigt, denn Adam Krafft trägt knieend in Gemeinſchaft mit ſeinen Geſellen das ganze Häuschen auf ſeinem Rücken. Es ſtellt Scenen aus dem Leben des Heilands vor und windet ſich wie eine Zauberblume eben ſo maleriſch ſchön als kühn ausgeführt zu einer Höhe von vier und ſechzig Fuß empor. Ich ſtand lange ſtaunend

vor dieſem anſcheinend ſo einfachen und doch reichen Werke und wußte nicht, was mehr zu bewundern ſei: die ganze muthige, alle Hinderniſſe niedertretende Conception eines Steinhauers, der aus der harten Maſſe die zarteſten Gebilde ſchafft, oder die Verwirklichung dieſer Gebilde, welche in der Correktheit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Und dabei hockt Adam Krafft, Hammer und Meißel in der Hand und das Schurzfell vor, ſo harmlos am Boden und trägt ſo heiter das ſchwere Gebäude, als wollte er damit ausdrücken, daß Schaffen keine Arbeit, wohl aber Glück oder innerer, unwillkürlicher Drang des Genies ſei. Veit Stoß, den ich ſchon in der Sebaldskirche durch ein Cruzifix kennen gelernt hatte, begegnete ich hier wieder in ſeinem engliſchen Gruß, ein herrliches Schnitzwerk, das auf die Höhe der aus tauſend Aeſten kühn gewölbten Decke des Chors berechnet iſt, von welchem es aber, leider nicht ohne Schaden, einmal herabſtürzte. Ueberhaupt iſt die Lorenzkirche reich an Holzſchnitzerei, die viele der kleinen Altäre ſchmücken. Und dabei weht eine Harmonie, eine Einfachheit, eine Traulichkeit in dieſen Räumen, welche den Anblick des alten Tempels heiter und erhebend machen; ſeine Größe iſt nicht zermalmend, ſeine Reichthümer ſind nicht beengend, Alles athmet den ſtillen Geiſt des

Chriſtenthums, das die Kreatur gläubig in die Arme des himmliſchen Vaters legt und ſie dort ſanft ruhen und ausruhen läßt.

Recht ſchön, obwohl neu, iſt die Ausſchmückung der Jakobskirche, deren Aeußeres allein ächt mittelalterlich iſt, deren Inneres aber geiſtreich der Hülle erſt kürzlich angepaßt wurde. Ganz vorzüglich darin iſt der Altar, der in vier Giebel und eine Spitzſäule endet und reich mit Bildſchnitzerei gleich Blumen verziert iſt. Das ſchöne, wenn auch aus der modernen Schule entſtandene Bild Luther's, das im Chore hangt, verdient ſeiner vortrefflichen Ausführung wegen einer ganz beſonderen Erwähnung. Das ganze Geſicht athmet den Geiſt der Reformation, das kräftige, von allen Vorurtheilen befreite Fortſchreiten des Mannes, der nicht die Gegenwart, ſondern eine den künftigen Generationen heilbringende Zukunft betrachtete. Da iſt keine menſchliche Furcht, kein ſorgliches Umherblicken zu bemerken, da herrſcht nur der freie, der unumſchränkteſte Gedanke, der zerſtört, weil er ſchaffen, abſchafft, weil er bauen will.

Wäre das von Holzſchuher im italieniſchen Styl gebaute Rathhaus der Sebaldskirche nicht gar zu nahe gerückt, ſo würde das an ſich ſchöne, aber ganz verdeckte Gebäude unweit bedeutender erſcheinen.

Der große Rathhausſaal, der durch zwei Stockwerke geht, iſt mit einem Wandgemälde Albrecht Dürer's geziert, deſſen bewegter Darſtellung nichts als das wirkliche Leben zu fehlen ſcheint. Ein großes, ſchönes Bronzegitter, das Peter Viſcher gegoſſen hatte, wurde leider in den Kriegszeiten, ohne Rückſicht auf ſeinen Kunſtwerth, eingeſchmolzen. Der kleinere Rathhausſaal enthält die Bildniſſe derjenigen Männer Nürnbergs, die ſich durch große Stiftungen um die Vaterſtadt verdient machten. Man erſtaunt faſt über die Maſſe von Stiftnngen, über die großen Opfer, die der Einzelne dem Ganzen brachte; aber man iſt auch angenehm durch den Gedanken angeregt, daß das Wohlwollen und die ächte Menſchenliebe der Zeit trotzt, und ein von den Urvätern gepflanztes Bäumchen in ſeinen großgewordenen Zweigen die dankbaren Enkel beſchattet. Das Bildniß des ſeligen Königs Maximilian I. iſt von Inſchriften und Emblemen umgeben, die ihn als Stifter der Conſtitution und Gemeindeverfaſſung bezeichnen. Weiter unten iſt die Heideloff'ſche Randzeichnung, die das Gedicht des jetzigen Königs, das er Nürnberg nannte, zieren, aufgehängt. Es iſt viel Farbe, viel Fleiß, viel Geiſt an dieſer Randzeichnung verſchwendet; ob aber der Kern der Sache dem wundervollen Einband entſpricht? Un-

terirdiſche Gänge führen bis außerhalb der Stadt. Die unter dem Rathhauſe befindlichen Gewölbe dienten früher zu Gefängniſſen, neben denen ſich noch Marterkammern zu den heimlichen Gerichten befinden. Ueber einer der Thüre ſteht der Spruch:

Eines Mannes Red' iſt eine halbe Red',
Man muß die andere Seit' verhören thät.

Welcher Spruch vielleicht öfters abgeleſen, als angewandt worden iſt.

Die Moritzkapelle iſt reich an Gemälden, die der alt-, ober- und niederdeutſchen Schule gehören. Sie iſt in einen Bilderſaal umgeformt und nimmt ſich in ihrer alterthümlichen zeitgrauen Farbe und ihrem meiſt frommen Inhalt ehrwürdig aus, dabei hat ſie ein gutes Licht und zeigt die Gemälde in ſchöner Harmonie und Ordnung, nach Heideloff's Angabe aufgeſtellt. Die niederdeutſche Schule entkeimte dem byzantiniſchen Styl, der allmälig durch Geſchenke, die die byzantiniſchen Kaiſer den deutſchen Fürſten machten, in Deutſchland bekannt wurde. In den Bildern des Wilhelm von Köln iſt dieſer Styl noch herauszufinden, dann aber bekam die deutſche Kunſt Selbſtſtändigkeit und Freiheit und erhub ſich unter van Eyck,

Digitized by Google

der die Oelmalerei erfand, im Jahre 1400, ſchon zu einer gewiſſen Vollkommenheit, obwohl namentlich Perſpective und italieniſcher Farbenglanz ihr lange noch abging. Die oberdeutſche Schule blühte hauptſächlich durch Michael Wohlgemuth, deſſen Schüler, Albrecht Dürer, ihn aber bald überflügelte und ſich einen ſo feſten, ſichern, charakteriſtiſchen Ausdruck erwarb, daß er nach vier Jahrhunderten in ſeinen Einzelnheiten wohl jetzt noch als Vorbild dienen kann. Dieſem Albrecht Dürer in ſeinen meiſt bibliſchen Leiſtungen nachzuſpüren, die Reinheit ſeiner Phantaſie zu bewundern, mich an ſeinem gläubig frommen Sinn zu erheben, war recht eigentlich meine Aufgabe. Der vom Kreuz abgenommene Leichnam Chriſti in den Armen des Johannes und ſein Ecce homo, halbe Figur, tragen ſchon heilige Spuren eines in den Geiſt der Bibel und ihre höchſte Poeſie ſich vertiefenden Gemüthes. Das iſt alles kindlich, rein, fromm, leidenſchaftlos und gläubig. Chriſtus iſt geſtorben, aber ſein Tod iſt nicht mit den Verrenkungen begleitet, die irdiſche Schmerzen auszeichnen, es iſt der Tod des Gerechten, das ſich Loslöſen von der Hülle, der entfliehende Hauch, der nach Oben eilt. Tiefer Frieden um ihn, tiefer Frieden in ihm! Maria weint, aber ſie weint eher Freuden- als Schmerzensthränen, und Johannes? Er

hat ſeines Herrn Gedanken erkannt, er fühlt den Flügelſchlag des ewigen Engels, er weiß, woher dies Licht und woher dieſe Nacht — er klagt nicht, er fürchtet nicht, er iſt außer dem Moment, er iſt bei dem, der entſchwand, aber fortbeſteht, der überall iſt. Seine blonden Haare hängen ihm um die Schultern, ſein Mund lächelt wehmüthig, ſeine guten Augen ſind liebevoll auf die ſterbliche Hülle geſenkt. Wie viele ſüße Erinnerungen umgeben ihn, wie viele Worte klingen in dieſer Bruſt wieder, die er nun der Welt zu wiederholen geht. Ob ſie ihn verſtehen, ob ſie ihm glauben wird? Er weiß es nicht, er denkt noch nicht daran, er denkt nur an Jeſus, den er liebt und dem er gehorchen will. Dicht neben dem Bilde trägt der heilige Chriſtoph das Jeſuskind durch das Waſſer. Das iſt wieder ein ſchönes Bild. Chriſtoph iſt ſo kräftig und doch ſo ſorgſam, ſo ſchön und doch ſo nachläſſig. Seine Füße ſtehen im fließenden Waſſer, er bückt ſich etwas, um auf die Steine blicken und das Straucheln verhindern zu können, aber es kümmert ihn nur wenig, weil ſein ganzes Augenmerk auf das liebliche blonde Kind gerichtet iſt, das er mit dem Arme an ſich drückt. Er hat ſo viel Liebe, ſo viel Bewunderung, ſo viel Anbetung in ſich, er weiß nur nicht, wie er ſich in ſeiner Einfachheit ausdrücken ſoll,

er iſt etwas befangen, etwas verlegen, er begreift nicht recht, wie er in ſeiner ſchlichten Einfachheit zu ſo viel gnadenreicher Ehre kommt. Er das Chriſtuskind im Arm?! Er ſieht wohl, daß das Wahrheit iſt, aber dieſe Wahrheit iſt faſt erdrückend, er verſteht ſie nicht.

Von Albrecht Dürer's Bildern ging ich in Albrecht Dürer's Haus und dann zu ſeinem Denkmal. Es iſt ein kleines einfaches Eckhaus, an dem der Erker, in dem Dürer arbeitete, fehlt. Sein Aeußeres iſt alterthümlich und ſein Inneres ſo winklicht und dunkel, daß man Dürer's Anſpruchloſigkeit bewundern muß. Neben der Küche, wo ſeine zornige Frau Teller zerſchlug, wenn Dürer nicht gleich zum Eſſen erſchien und darüber die Suppe verbrannte, iſt ſein Wohn- und Schlafzimmer, kaum groß genug für zwei, und durch ein einziges Fenſter erhellt; dann folgt ein etwas größerer Raum, in dem jetzt vom Dürer-Verein eine Kunſtausſtellung abgehalten wird, und dann ſteigt man in den Bodenraum, wo der Staub an den Brettern klebt und nur der Eindruck der Zerſtörung obwaltet. Lieber als das Haus war mir Dürer's Denkmal, das Rauch verfertigte und das Burgſchmiet ſo vollendet in Erz goß, daß das Standbild auch nicht der mindeſten Ciſelirung bedurfte. Es iſt ſehr einfach,

aber der Zeit angemeſſen. Dürer iſt in ſeiner Haustracht, er ſteht nachdenkend wie wenn irgend eine Viſion an ſeinem innern Auge vorüberzöge. Sein Gefühl iſt heiter, ſein Blick ohne Affektation. Das Ganze athmet Leben und Natur, Concentration, aber keine Begeiſterung.

Nicht weit vom Dürer'ſchen Hauſe befindet ſich das ſogenannte Pilatushaus, das dem Patrizier Martin Kötzel, der nach Paläſtina wallfahrte, gehörte. Der gute, ehrliche Kötzel maß bei dieſer Gelegenheit die Entfernung von dem Pilatushauſe bis nach Golgatha, um bei ſeiner Rückkehr in die Heimath durch Adam Krafft ſieben Stationen von ſeinem Hauſe bis zum Johanniskirchhofe und am Schluſſe einen Calvarienberg anfertigen zu laſſen, hatte aber das Maaß bei ſeiner Rückkehr verloren und wanderte nochmals nach Paläſtina, wo er endlich das Maaß glücklich heimgebracht und die Stationen ausführen ließ. Leider ſind einige durch einen unbegreiflichen Vandalismus beſchädigt, andere geſchmacklos und entſtellend übertüncht, indeß bleiben immer noch ſchöne Ueberreſte dieſer Stationen vorhanden, unter denen Chriſtus, der Laſt ſeines Kreuzes erliegend, von menſchlicher Schwäche übermannt, zu rührenden Betrachtungen Anlaß giebt. Der Johanniskirchhof iſt der Hauptbegräbnißort Nürn-

Digitized by Google

bergs. Auf dieſer Stätte finden ſich zuſammengebettet: Albrecht Dürer, Hans Sachs, Sigismund von Birken, Grübel, der im vorigen Jahrhundert Blech hämmerte und die Nürnberger Volksleier ſchlug, Dr. Link, derſelbe, der Luther zum Doctor machte und ihn als Ordensprovinzial vertheidigte, lauter ſchön geſchmückte Grabſteine, meiſt mit metallenen, oft wundervoll gefertigten Gedenkplatten geziert, und die auf einen ſo dicht gedrängten Raum die Phantaſie auf bewegter Welle in die verſchiedenartigſten Regionen des Lebens und des Todes hinüber und herüber tragen. Wie bedeutend waren viele unter dieſen Männern, wie eindringend wirkten ſie auf ihre Zeit, und doch ſind ſie jetzt nichts mehr als eine Handvoll Aſche! Der Vorübergehende ſtößt mit dem Fuß an den Grabſtein, lieſ't gedankenlos die Inſchrift und eilt gleichgültig weiter, oder er bleibt ſtehen und fragt ſich beklommen: was der Ruhm iſt? Und ſo geht das ungeheure Treiben der Welt mit ſeinen Begebenheiten, ſeinen Hoffnungen und Plänen Tag aus, Tag ein denſelben Kreislauf durch, nimmt auf und zerſtört, ohne in ſeinem rieſigen Mechanismus durch Wehegeſchrei oder Jubelgeſang auch nur eine Sekunde gehemmt zu werden. Eine große Lehre und eine große Demüthigung!

In der Gemäldegallerie der Kunſtgewerbſchule ſind viele vorzügliche Bilder aufgeſtellt, unter denen ſich Werke aller Schulen und aller Zeiten befinden. Lächeln mußt' ich, als nach Beſichtigung der Gallerie mir der Aufſeher geheimnißvoll mittheilte, es ſei noch ein ſehr ſchönes Gemälde von Cranach vorhanden, das aber nur auf Begehren gezeigt würde, weil es eine Venus vorſtelle. Dieſe in den Augen der Kunſtverſtändigen gewiß große Uebertreibung des Anſtandes ließ mich begieriger, als ich ſonſt geweſen wäre, ſein, allein ſtatt einer Venus fand ich eine mit durchſichtigen Schleiern verhüllte, recht wohlgenährte Blondine, die einen pauſchbäckigen Jungen neben ſich hat, der eben einen tüchtigen Biß in einen Nürnberger Lebkuchen thut und von einer Biene bedeutend inkommodirt wird. Venus und Amor — ſagte der Aufſeher. Ob die Nürnberger Lebkuchen, die übrigens vortrefflich ſind, ſchon im Olymp gegeſſen wurden, blieb unentſchieden.

Ich hatte nun in Nürnberg alles Sehenswerthe in Augenſchein genommen, ich hatte den Triton, der aus einer Muſchel Waſſer bläſ't, die Fürther Eiſenbahn, die Spielzeugmagazine beſucht, und ſchied mit Wehmuth von einer Stadt, die mich an meine kindlichen

Träumereien, an jene Zeit erinnert hatte, wo ich mir die Welt als eine Kugel und den Himmel darüber mit lauter Wachsengeln bevölkert vorſtellte. Es liegt in der That etwas Heimathliches, Kindliches in der Einfachheit dieſer Stadt, von der man ſich nicht trennt, als mit dem Ruf: Auf Wiederſehen!

Digitized by Google

Blicke auf St. Petersburg.

Der Hof, die Staatsmänner, die höhere Geſellſchaft.

I.

Ich eile, kaum ſeit einigen Wochen in St. Petersburg angelangt, Ihnen die verſchiedenartigen Eindrücke zu ſchildern, die Stadt, Hof und Geſellſchaft auf mich gemacht haben. Erwarten Sie keine Topographie; ſo oft ich reiſe, zieht es mich mehr zu den Menſchen, als in die Straßen, mehr zu den Bewohnern, als zu dem Bewohnten. Wohin wir auch unſere Schritte wenden, immer nehmen wir unſere Eigenthümlichkeit mit uns; wir tragen ſie über auf das, was wir ſehen. Die Sonne, wenn ſie durch bunte Fenſterſcheiben bricht, behält nicht ihre eigentliche Farbe; ſie taucht ſich in die Nüance, die ihr das Glas bietet. So fällt in mich die Wirklichkeit bedingungsweiſe;

Digitized by Google

ich ſehe ſie mit meinen Augen. Ob ſie ſo kryſtallrein ſind, daß keine Färbung des Gegenſtandes Statt findet, laſſe ich unentſchieden; liegt doch ſchon ein gewiſſes Verdienſt in dem Streben nach Unparteilichkeit, in dem ehrlichen Willen, wahr darzuſtellen, was wir wahr aufgefaßt zu haben glauben. Beim Eintritte in die große Petersburger Welt war es ſofort mein höchſter Wunſch, dem Kaiſer und der kaiſerlichen Familie vorgeſtellt zu werden. Früh in das Winterpalais beſchieden, fand ich die Hofchargen und das diplomatiſche Corps verſammelt. Das Winterpalais, feenartig aus ſeinem Schutte entſtiegen, ein Phönix neuer Art, iſt keineswegs mit anderen Paläſten zu vergleichen. Es iſt an Pracht, Geſchmack und Größe den geprieſenen Tuilerien weit vorzuziehen, die ich bei meinem letzten Aufenthalte in Paris mehr als einmal Gelegenheit gehabt habe zu durchſtreifen.

Die prachtvolle innere Treppe des Winterpalais führt in die verſchiedenen Rieſenſäle, wovon der ſogenannte weiße Saal, jetzt faſt mit Vergoldungen überladen, am großartigſten hervortritt. Erwartend ſtand ich in den Reihen der Wartenden; es hatte ſich eine gewiſſe faſt ängſtliche Stille verbreitet, die öfters der Vorläufer irgend einer Begebenheit iſt. Für mich war allerdings der Anblick des Kaiſers eine große Bege-

Digitized by Google

benheit; ich hatte den Menſchen nicht von der Macht, die Macht nicht von dem Menſchen trennen können; ſo mußte ich glauben, ein ungeheures Reich perſonificirt zu erblicken, wenn der Kaiſer eintreten würde. Er trat ein; eine antike Heldengeſtalt, die Stirn hoch, die Augen prüfend und ernſt, der ganze Körper herculiſchen Baues. Er that einige Schritte vorwärts, verbeugte ſich rechts und links, gab dem Einen die Hand, nickte dem Andern den freundlichen Herrſchergruß zu und wandte ſich hier- und dorthin, indem er ſich bald ruſſiſch, bald deutſch, bald engliſch, bald franzöſiſch mit ſeltener Sprachfertigkeit ausdrückte. Als ich dem Kaiſer vorgeſtellt wurde, verweilte er lange bei dem einen Gegenſtande: das Ausland. Er war von Allem unterrichtet, ſchweifte von Oſt nach Weſt, von Süd nach Nord, und wußte über Länder und Verhältniſſe ſo treffende Bemerkungen, ſo tiefe Kenntniſſe einzuſchalten, daß ich den Herrſcher über den Denker vergaß. Woher nimmt er die Zeit, über Alles ein Urtheil, über Alles einen ſo weit ausgedehnten Begriff zu haben? Die ganze coloſſale Adminiſtration geht durch ſeine Hände; keine nur einigermaßen bedeutende Angelegenheit wird ohne ihn entſchieden. Jedes Unterthansgeſuch wird ihm vorgelegt, zu Allem iſt ſeine Unterſchrift, ſeine Entſcheidung nothwendig. Die Mi-

Digitized by Google

niſter kommen einer nach dem andern am frühen Morgen mit ihren Portefeuilles, um mit dem Kaiſer zu arbeiten. Am frühſten erſcheint der Kriegsminiſter Fürſt Cz., der ehemals an Schönheit mit dem Kaiſer Alexander wetteiferte, und der nicht wenig den leichten, erregbaren Franzöſinnen in die Augen ſtach, als die Alliirten in Paris einzogen. Quel bel homme! hieß es von allen Seiten. Ce cosaque n'est pas un barbare, comme on nous l'avait dit, c'est un Adonis, un demi-Dieu. Kleine Spazierſtöcke wurden nach dem Fürſten Cz. des soupirs genannt, er hatte ſeine vogue trotz der ſchönſten Frau. Es ſcheint, als wenn angeſtrengtes Arbeiten die Jugendlichkeit erhält, ſtatt ſie zu zerſtören. Keine Spur nahenden Alters iſt an dem Fürſten Cz. zu bemerken, er hat der Zeit Trotz geboten, und ſie hat ihn durch ihr Vergeſſen für dieſe Kühnheit belohnt.

Steht der Fürſt Cz. auf der einen Seite des Kaiſers, da das Militärweſen Rußlands Hauptintereſſe iſt, ſo darf ich auch den Grafen B. nicht vergeſſen, deſſen ganze Geſtalt den Ausdruck wahrer Herzensgüte, edler, großer Geſinnung verräth. Auf einer Höhe, wie die ſeine, in einer Stellung, wie die ſeine, wo perſönliche Anſicht allein über Angelegenheiten entſcheiden muß, die mit den ſiebenfachen Schleiern des

Geheimniſſes bedeckt ſind, iſt ſein Charakter der beſte Schutz für die, die mit ihm in Berührung kommen. Man liebt ihn daher weit mehr, als man ihn fürchtet. Als er vor fünf Jahren, überreizt von Geſchäften, an einer gefährlichen Krankheit daniederlag, die tödtlich zu werden drohte, wurde ſein Haus und der weite Raum vor demſelben nicht leer von all' den Theilnehmenden, die, aus jeder Claſſe herbeiſtrömend, ſtürmiſch, ängſtlich nach ſeinem Befinden fragten. Der Kaiſer, der den Grafen B. täglich in jener Zeit beſuchte, drückte ihm in heftiger Gemüthsbewegung, die Gefahr ahnend, die Hand. »Sire,« ſagte der Kranke, »je puis mourir en paix; cette foule qui attend et qui demande de mes nouvelles, parlera pour moi, elle est ma conscience.« — Das Aeußere des Grafen B. iſt durchaus deutſch; ritterlich mit den Frauen, iſt er Geſchäfts- und Salonsmenſch in einer Perſon.

Der Graf O., der Liebling des Kaiſers, iſt ein genialer und zugleich ein jovialer Mann, der eine durchaus ſelbſtſtändige Stellung in der Geſellſchaft einnimmt und deshalb eben äußerſt einflußreich iſt. — Aeußerlich ſchwindet die kleine Statur des Grafen N. neben jenen Heroengeſtalten, die ſich um den Kaiſer gruppiren, aber wer möchte ihm innerlich eine hervorragende

Perſönlichkeit ſtreitig machen, da die Ruhe und Richtigkeit ſeiner Meinungen, die große Gewandtheit in den oft verwickelten Geſchäften ihn ſeit zwanzig Jahren ununterbrochen an dem Steuerruder eines Staates laſſen, der in ſeinen auf- und abwogenden Verhältniſſen, in ſeinem Entwickelungskampfe nach Innen, ſeinen Reibungen nach Außen gewiß ſchwierig genug zu leiten iſt. Er, der das Organ der auswärtigen Angelegenheiten iſt, hat ſich Sicherheit, Hochachtung und Anerkennung oft da erworben, wo ein Wogen kleinlicher Leidenſchaften die richtige Anſicht verſchoben und das Urtheil parteiiſch ſein mußte. Dabei iſt die gemüthliche Seite des Staatsmannes eine ſo liebenswerthe, daß Keiner ſich ungerührt dieſem Kreiſe nahen kann. Angeſtrengt im Berufe, erlangt er Erholung in ſeinem Lieblingsſtudium, in der Botanik. Im Sommer auf ſeinem ſchönen Landſitze, von blühenden Gewächſen, namentlich von einer herrlichen Dahlienflor umgeben, locken ihn die bunten Camellien ſeiner Treibhäuſer im Winter hinaus auf's Land, wo er zu Viertelſtunden bewundernd vor einer Blume ſtehen und ſich an ihrer Schönheit laben kann. Ergreifend iſt ſeine Anhänglichkeit an ſeine Kinder. Seine Gemahlin iſt unſtreitig eine der geiſtreichſten Frauen Rußlands. Längſt über die Blüthe der Jugend hinaus, der Welt nur wegen

des Ranges, nicht aber dem Sinne nach gehörend, hat ſie ſich einen Kreis gebildet, der ſich tagtäglich um ſie verſammelt und der eine Geſellſchaft in der Geſellſchaft bildet. Die Gräfin N. iſt von jenen Naturen, die man durchgehends exclusiv nennen muß, die aber dieſer Exclusivität wegen an Stärke gewinnen. Sie hat ihre ſcharf abgegrenzten Sympathieen und aus eben dem Grunde auch ihre Antipathieen. Sie iſt entſchieden, energiſch, erhaben über den Kleinlichkeitsgeiſt des weiblichen Geſchlechts. Wer das Glück hat, von ihr gewürdigt zu werden, wen ſie mit dem warmen Hauche ihres Schutzes berührt, der kann auf ſie rechnen für und für. Sie hat einen antiken Charakter, ſie iſt eine Römerin zu den Zeiten der Porzias, die aber, in den Norden gepflanzt, nicht immer den Heroismus ihrer Seele zeigen, die ſich zuweilen den Verhältniſſen anpaſſen muß. Sonderbar iſt es, daß dieſe ausgezeichnete Frau faſt immer mit weiblichen Handarbeiten beſchäftigt iſt. Man kommt am Morgen, ſie ſtickt; man kommt am Abend, ſie ſtickt wieder. Nachläſſig auf ihren Divan gelehnt, führt ſie, die Tapiſſeriearbeit in den Händen, die intereſſanteſten Converſationen. Die Gräfin N. iſt eben ſo in der Literatur, wie in der Politik bewandert, und hat über beide eine durchaus ſelbſtſtändige Meinung, die oft an das Originelle ſtreift.

Digitized by Google

An dem Tage, wo ich dem Kaiſer vorgeſtellt wurde, hatte ich auch das Glück, bei der Kaiſerin zum Handkuſſe zugelaſſen zu werden. Inmitten dieſer reichſten Lage, die irdiſche Wünſche faſt zum Uebermaße erfüllt, ſcheint die Herrſcherin, abgewandt von dieſen Erdengütern, nur den Blick auf die Ihren gerichtet und ſeelenvoll ausdrücken zu wollen: hier ſind meine Schätze. Oft an ihrer Geſundheit leidend, dieſe theilweiſe der Kunſt und ſicher auch der rührenden Pflege des Kaiſers dankend, der in der letzten Krankheit wochenlang zu den Füßen ihres Bettes ſchlief, um jeder Bewegung, jedem Athemzuge zu lauſchen, iſt von ihrem holdſeligen Antlitze jener Zauber der Jugendblüthe gewiſcht, der früher ſo lebhaft in Form und Ausdruck an die hochſelige Königin Louiſe erinnerte. Dennoch, wie die noch immer ſchlanke Geſtalt daſteht, mit dem fürſtlichen Anſtande, wie ſie ſich wendet und langſam hin- und hergeht, trägt ſie jene vergeiſtigte Schönheit an ſich, die weder Krankheit noch Alter rauben. Ihr Weſen athmet Frieden, Sanftmuth, Güte, mit einem Worte, ehe die Kaiſerin den Thron beſtieg, war ſie Weib; dieſe Weiblichkeit iſt es, die einen lichten Schein über ſie gießt, die ſie mehr als die Krone, mehr als dieſe Fülle von Diamanten ſchmückt, unter deren Laſt ſie zuweilen zu erliegen droht. Wie rührend erhaben

ſchien mir dieſe Kaiſerin in der prachtvollen Umgebung, welche ſie vergeſſen macht; wie liebe ich den Gedanken, daß ſie das äußere Leben zuweilen ſo einfach, das innere Leben ſo ernſt nimmt! — Der Kaiſer, in Augenblicken der Heiterkeit, nennt ſie: Madame Nicolas, und ſo iſt es auch . . . die Repräſentation weicht dem wohlthuenden, erquickenden Familienleben. Da ſitzt der Kaiſer am Abend unter den Seinen, die Laſt des Tages iſt abgefallen; er unterhält ſich liebevoll mit den Großfürſtinnen, er ſpielt mit den jüngſten Großfürſten, er hat nichts mehr vor Augen und im Herzen, als die rein menſchliche, oft auch die religiöſe Geſinnung. Der Großfürſt Conſtantin iſt bereits, ſo jung er iſt, Admiral; er iſt ein aufgeweckter, überall hin blickender Kopf, dem die Marine in die Einbildungskraft hineingewachſen iſt. Als der Kaiſer ihn vor einiger Zeit ſich auf Schultern und Kopf klettern ließ und ihn fragte: »où es tu?« rief er: »sur le grand mât!« — Der Thronfolger hat ein jugendliches, rundes Geſicht, eine freie männliche, ja militäriſche Haltung, einen ſtillen, ſinnigen Ausdruck. Unter den Großfürſtinnen iſt die Großfürſtin Olga unſtreitig die ſchönſte. Ihre ſchlanke, ätheriſche Geſtalt, die Durchſichtigkeit der Haut, die ſchönen blonden Locken, die ihr das ovale Köpfchen beſchatten, Alles erinnert

an eine überirdiſche Erſcheinung. Wenn ſie in einem ganz einfachen weißen Kleide neben der Kaiſerin ſteht, wenn ſie ahnungsvoll, jungfräulich hinaus in die Ferne ſchaut, iſt es zuweilen, als müßten ſich Flügel an ihren Schultern entfalten und ſie in der Bläue des Himmelszeltes verſchwinden. Der Kaiſer nennt ſie ſcherzend: ma fille sans dot ... ſie iſt auch wirklich ſo ſchön, daß ſie verdient, nicht ihres Ranges, nicht ihres Reichthums, ſondern um ihrer ſelbſt willen heimgeführt zu werden. Die Großfürſtin Marie, die jetzige Herzogin von Leuchtenberg, iſt bereits Mutter zweier Prinzeſſinnen. Sie gehört dem Manne ihrer Wahl, ſie iſt die geliebte Tochter ihrer kaiſerlichen Eltern; das iſt eine ſeltene beneidenswerthe Lage, in der wiederum ſich des Kaiſers Zärtlichkeit für ſeine Kinder offenbart. Die Großfürſtin Marie iſt ſein Ebenbild en miniature; ſie trägt, bis in die kleinſten Einzelnheiten, die Züge ihres erhabenen Vaters, nur iſt das Ganze durch weibliche Grazie gemildert. Der Herzog von Leuchtenberg, ihr Gemahl, hat zwar eine ſüdliche, aber keineswegs eine franzöſiſche Phyſiognomie. Jugendmuth und Heiterkeit lachen ihm aus den buſchigen Augenhöhlen; er iſt ein guter Reiter, ein gewandter Tänzer, und fängt ſeit einiger Zeit an, ſich in den ruſſiſchen Militärinſtituten

verdient zu machen. Dabei hat er ſchöne Sammlungen und beſchäftigt ſich überhaupt gern mit der Naturwiſſenſchaft.

Unmittelbar nach meiner Vorſtellung beim Kaiſer und der Kaiſerin hatte ich Gelegenheit, einem glänzenden Hofball beizuwohnen, der mir den ruſſiſchen Hof in ſeiner ganzen Pracht zeigte. Bei ſolchen Feſten ſieht man kein einziges Civilkleid, Alles iſt in Uniform; nur ſo kann man überhaupt Zutritt zu dem Hofe erlangen, der allerdings dadurch einen wirklich impoſanten Anblick gewinnt. Die Rieſenſäle am Abende mit Tauſenden von Wachskerzen erleuchtet, die meiſt funfzehnhundert Perſonen ſtarke Verſammlung, die auffallend ſchönen, wenigſtens im Putz als ſolche ſich darſtellenden Frauen, ihre ausgezeichneten Toiletten, deren Hauptingredienzien Reichthum und Geſchmack ſind, das Alles macht den Eindruck einer Feerie, blendet und ſetzt in Erſtaunen. Die Hofbälle werden mit Polonaiſen und zwar durch den Kaiſer eröffnet, der zuerſt mit der Kaiſerin, dann mit den verſchiedenen weiblichen Gliedern ſeiner Familie, endlich mit den Vornehmſten, oder auch mit den Schönſten des Reichs tanzt. Schönheit iſt am ruſſiſchen Hofe ein Entrée-Billet, das den Rang und die Geburt vergeſſen macht; die Kaiſerin ſucht recht eigentlich einen Genuß darin,

ſich mit den hübſcheſten Geſichtern ihres Reichs zu umgeben. So geſchieht es nicht ſelten, daß Töchter von Beamten, deren Stellung und Vermögen ſie zu keinem Anſpruche berechtigen, zu Hoffräuleins nur deswegen ernannt werden, weil ſie ein angenehmes Aeußere haben. Hat der Kaiſer die gehörige Anzahl Polonaiſen getanzt und Jeder das Ihrige gegeben, ſo beginnen die eigentlichen Tänze, die aus franzöſiſchen Contretänzen und aus den jetzt in Cotillons ausartenden Mazurkas beſtehen. Die Kaiſerin, die früher eine leidenſchaftliche und auch eine vortreffliche Tänzerin war, nimmt zwar nicht mehr ſo lebhaften Theil an den Bällen, als ſonſt, aber es geſchieht ihr doch, einen Contretanz oder auch einen halben Walzer zu tanzen. Um Mitternacht verfügt man ſich in den Marmorſaal, wo die kaiſerliche Familie an einem eigenen Tiſche Platz nimmt, und die übrigen an großen Tiſchen ſich um ſie herumgruppiren. Der Kaiſer ſetzt ſich nicht an den großen Familientiſch, ſondern er nimmt einen kleinen Tiſch, der eigens dafür gedeckt iſt, in dem Wintergarten ein, wo er mit einigen Auserwählten das Abendeſſen verzehrt. Dieſer Wintergarten, der mit prachtvollen Palmen und Orangenbäumen geziert iſt, bildet einen lieblichen Contraſt mit dem ſtrahlenden Souperſaal. Das Halbdunkel, das

darin herrſcht, die kleinen Sänger, die in den Zweigen hängen und, anfgeſchreckt durch den Lärm, hier und da einen zwitſchernden Ton von ſich geben, der Duft der blühenden Gewächſe und draußen der ſtarrende Winter, das Alles ſchien mir ein Sieg des Lichts über die Finſterniß. Ein lauer Zephyr bewegte die Palmenzweige; die Strelitzia mit ihren großen Blüthen ſchüttelte das Haupt, die Atmoſphäre war mit ſeltenen Gerüchen durchzogen, die bald aus der Erde zu quellen, bald vom Himmel hernieder zu regnen ſchienen. Ich kam mir an jenem Abende wie verzaubert vor; es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ich den ganzen Ball für ein Gaukelſpiel meiner aufgereizten Sinne gehalten. Ich ſaß bei Tiſche neben einem gar freundlichen kleinen Manne, der ſich ſehr über die Art ergötzte, mit der ich mich über Rußlands Wunder ausließ. Die Tafel ſtrotzte von ſilbernen Geräthen; vor uns ſtand eine Vaſe, die vierhundert Pfund wiegen ſollte und in die ſich füglich ein Menſch hätte verkriechen können Von meinem Nachbar erfuhr ich, daß dieſes prachtvolle Silberſervice vor zwei Jahren ganz zufällig im Marmorpalaſte gefunden ſei, wo es lange, in Kiſten gepackt, vergeſſen geſtanden, und rühre noch von der Kaiſerin Eliſabeth her. Er ſetzte mich auch au fait von ſo manchen Verhältniſſen, auf die ich viel-

leicht ſpäter einmal zurückkomme; heute will ich Ihnen den allgemeinen Ueberblick geben und mich daher nicht allzu ſehr in zerſplitternde Einzelnheiten verlieren. — Das Souper, das natürlich aus warmen Speiſen beſteht, wird von einer zahlloſen Menge Diener herumgetragen, unter denen ſich auch phantaſtiſch gekleidete Mohren befinden. — Von dieſen Nebenſachen bald abgezogen, kehrte ich beobachtend zu der Geſellſchaft und namentlich zu den Frauen zurück. Sie ſind es, die, die eigentliche Zierde des Salons, das roſige Licht verleihen, das erwärmend und erfreuend in das Leben bringt; ſie ſind es auch, die einer Verſammlung Elektricität, Action und Reaction geben. Ich konnte mein Auge, von einer Erſcheinung zur andern ſchweifend, nicht beherrſchen; es flog hier- und dorthin und glaubte ſich weder ſättigen noch beſchränken zu dürfen, bis ich endlich einige Hauptpunkte fand und mich, wie in einer Gemäldegallerie, an einzelne Meiſterwerke hielt und von ihnen auf den Reichthum einer ariſtokratiſchen Race ſchloß, die ſicher nicht gewöhnlich iſt. Ich nenne zuerſt die Baronin von K., die allerdings deutſcher Abkunft iſt, die aber aus einem fleckenloſen Marmorblocke, gleich einer Galathea geformt iſt. Nie ſah ich eine impoſantere Geſtalt, nie ſchönere Formen. Der Nacken namentlich iſt unnachahmlich, Schultern, Arme

und Hände vom reinſten Ebenmaße. Das Bewußtſein ihrer Schönheit thront auf ihrer etwas ſtolzen Stirn; Sinnigkeit, Ernſt, eine gewiſſe erwartende Stille ſchwebt über dem Geſichte, das um die Mundecken ein klein bischen Ironie vielleicht deswegen bekommen hat, weil die ſchöne Frau wiſſen muß, daß ein ſo aus Geiſt und Zauber gewebtes Weſen vor den Angriffen gewiſſer Scorpione nicht ſicher iſt. Sind die meiſten der ruſſiſchen Frauen faſt überladen an Schätzen (es ſind unter ihnen welche, die für eine Million Juwelen an einem Abende tragen), ſo zeichnet ſich die Baronin von K. durch ſeltene Einfachheit aus. Sie erſcheint oft in ſchwarzen Sammet gehüllt, ſtatt des Schmuckes nur das blonde Seidenhaar, das ihr in reichen Locken auf den Hals fließt. Wunderbar ſchön iſt ſie in dem ruſſiſchen Nationalcoſtüm, das an Courtagen am Hofe angelegt iſt. Es beſteht aus einem weißſeidenen Unterkleide, welches vorn herauf anſcheinend mit Diamanten zugeknöpft iſt, und dem farbigen Ueberwurfe darüber, der, vorn offen, in einer langen Schleppe ſich verliert. Die Aermel ſind lang, hängen aber gleich denen des polniſchen Coſtüms nach hinten herunter, ſo daß der Arm nackt bleibt. Der Ueberwurf iſt entweder von Sammet, oder auch von Silber- und Goldſtoffen. Auf dem Kopfe prangt die ruſſiſche Mütze, die wie eine Art Heiligenſchein das Haupt umgiebt; auf

dieſe wenden die Ruſſinnen die ganze Pracht ihrer Juwelen; ſie iſt damit über und über beſäet; graziös fällt von ihr hinten der Schleier nieder, der den Effect erhöht, nicht aber ihn verhüllt. Nehmen Sie dazu die weiblichen Ordensverzierungen und beſonders den ſchön gefaßten Chiffre der Kaiſerin, den nicht allein alle Hoffräuleins, ſondern auch die geweſenen tragen, denken Sie ſich in dieſem Coſtüm an 800 Frauen, die an einem Orte verſammelt ſind, und Sie werden mir zugeſtehen, daß weder die deutſchen Höfe, noch die Tuilerieen eine ſolche Pracht aufzuweiſen haben. Um wieder auf die Baronin von K. zu kommen, muß ich einer ſonderbaren Liebhaberei von ihr erwähnen, der der Jagd. Dieſe ſonſt in allen Bewegungen und Handlungen weibliche Frau hat ein wirkliches Vergnügen, Wild aller Art, ja ſogar Wölfe zu erlegen. Komiſch, ich möchte ſagen unſchön, klingt es in einem ſolchen Munde, von erlegten Thieren reden zu hören; mag ſie ſie immerhin bezwingen und bezähmen, aber tödten? Ihre Finger ſollten in Morgenroth, nicht in Blut getaucht ſein! — Zu den unſchönen Gebräuchen gehört auch das Rauchen von Cigarettes, das ſich ſehr viele der ruſſiſchen Damen angewöhnt haben. In kleinen intimen Cirkeln ſitzen oft fünf, ſechs Frauen am Theetiſche, reden und rauchen, haben den Daumen

und Zeigefinger der rechten Hand gelb gebrannt und gleichen mit ihrem ohnehin den aſiatiſchen Sitten ſich hinneigenden Weſen den Odalisken der türkiſchen Harems. Wohin wird uns noch das Suchen nach Originalität, dieſes Haſchen nach dem Außergewöhnlichen, dieſes Scheinen und nicht ſeyn Wollen führen? Der ſchönen Frau von K. zur Seite ſtelle ich die Gräfin Z., geborne W., die vor einigen Jahren in England großes Aufſehen machte. Sie iſt eine plaſtiſche Schönheit. Fülle der Formen, glänzendes Colorit iſt mit Ruhe und Anſtand gepaart; ihre Sprache iſt langſam, das Organ wohltönend. Statt Glück ſtrahlt Sehnſucht, ſtatt Heiterkeit Melancholie aus den ſchönen Augen. Sie mögen öfters geweint haben, denn es zieht ſich über ſie zuweilen ein Schleier, der einen myſteriöſen Reiz über ſie ausgießt; gehört ſie der Vergangenheit mit ihren getäuſchten Hoffnungen, der Gegenwart mit ihrem ſtachelnden Drange, der Zukunft mit ihren ungewiſſen Erwartungen? — Wer möchte dies Seelengeheimniß lüften, wer in das Heiligthum des Gedankens dringen wollen? — Eine der lebhafteſten Frauen Petersburgs iſt die Gräfin W., eine kleine bieg- und ſchmiegſame Geſtalt, die mit ihren geſchlitzten, in Mandelform zulaufenden Augen das Tatarengeſchlecht verräth. Sie ſpricht Alles, was

Digitized by Google

ihr durch den Sinn läuft, und hat ſtets ein Janusgeſicht. Bald iſt ſie ernſthaft und bewegt ſich mit Anſtand in den Salons, beſonders in dem ihren, der unſtreitig der glänzendſte in Petersburg iſt, bald wirft ſie alle Formen über den Haufen, raſt im Tanze mit Windeseile durch die Räume, fordert den Tadel heraus und reizt die Eiferſucht. — Unter den kleinen Frauen zeichnet ſich an Lieblichkeit und Grazie die Fürſtin B., Tochter des Grafen B., aus, die mir wie eine Taſchenausgabe weiblicher Anmuth vorkommt. Ihr Bild in dem vorjährigen ruſſiſchen Keepſake, das eine gewiſſe Mißtriß Robertſon gemacht hat, giebt nur eine ſehr unvollkommene Idee von ihrem pikanten Aeußern. Sie hat große, ſchwärmende Augen, eine kleine, aufgeſtutzte Naſe und die characteriſtiſch hervorſtechenden Backenknochen der öſtlichen Völker. Sie iſt jetzt gerade beſchäftigt, ihr Haus zu eröffnen, das an Luxus einer Königswohnung gleicht, und wird, da ſie ſehr liebenswürdig iſt, ſicher das Centrum der petersburger Geſellſchaft werden. — Wie man bei einem Feuerwerke das ſogenannte Bouquet bis zuletzt läßt, ſo habe auch ich noch nicht von dem Hofe des Großfürſten Michael und ſeiner Gemahlin geredet. Nennt dieſer in ſeinen Anfällen von guter Laune ſeine Hofhaltung la basse cour, im Gegen-

Digitized by Google

ſatze mit der grande cour ſeines erhabenen Bruders, ſo iſt doch gerade dieſe basse cour voll von dem koſtbarſten Geflügel, von jenen ſeltenen Vögeln, die recht eigentlich den innern Reichthum eines Hauſes verrathen. Schön, jugendlich, faſt gelehrt, hat die Großfürſtin Helena früh einſehen gelernt, daß es einen höhern Zweck im Leben, als gerade die Aeußerlichkeiten eines Hofs giebt. Noch in der üppigen Blüthe des Frauenalters, kaum in die Dreißig eingetreten, verwendet ſie ihre Zeit nicht ſowohl auf Feſte und Toilettenangelegenheiten, als daß ſie um ſich die geiſtigen Höhen Petersburgs verſammelt. Sie ſtrebt nicht nach lauten, ſtürmenden Freuden, ſie zieht ſich mehr und mehr von der Welt zurück; aber im Innern ihres Palaſtes verſammelt ſie tagtäglich einen engern Kreis von ausgezeichneten Staatsbeamten, von Gelehrten und Poeten. Sie iſt ſo vielſeitig gebildet und ihr Streben, an die mannichfachen Seiten des Lebens zu taſten, iſt ſo rege, daß ſie Intereſſe an Allem findet, und im Fluge der Gedanken keine Höhe und Tiefe unberührt läßt. Dabei beſchäftigt ſie ſich ebenſo ernſtlich mit der Erziehung ihrer drei Töchter, als ſie ſich auch der Adminiſtration des Vermögens und der verſchiedenen Beſitzungen ihres Gemahls, des Großfürſten Michael, widmet. Dieſer hat zwar den Halt-

punkt, das Militär, dem er mit Fanatismus anhängt; aber man thut ihm Unrecht, wenn man im Allgemeinen glaubt, daß er die gemüthliche Seite brach hat liegen laſſen. Im Gegentheil verſichert man mich, daß durchgehends etwas rein Menſchliches in ſeinem Character obwaltet und er oft unbeſchreiblich gütig gerade da einſchreitet, wo man Strenge oder gar Härte erwartet hätte. Viele ſchöne Züge von ihm ſind im Publicum bekannt; dabei hat er liebenswürdige Eigenſchaften, die ihm im geſelligen Umgange auch dann noch eine Stellung verſchaffen würden, wenn er nicht ein kaiſerlicher Großfürſt wäre. Sein Drang, Calembourgs zu machen, iſt erheiternd; ſie ſind freilich meiſt der Art, daß man ſie nicht in weiblichen Kreiſen wiederholen könnte, aber ſie athmen doch vielen natürlichen Witz und eine gewiſſe Schärfe des Verſtandes, die gar nicht gewöhnlich iſt. Er beſucht öfters, wie der Kaiſer, Privathäuſer, unterhält ſich dann angelegentlich mit den Frauen und miſcht ſich wohl auch unter die Tanzenden. Eine große Ritterlichkeit iſt ihm und dem Kaiſer angeboren, dabei verräth der ganze Anſtand das Heldengeſchlecht, die Abkömmlinge Peters des Großen, der einſt gebietend auf der äußerſten Spitze eines Bootes ſtand und die ſtürmenden, an ihn heranſpritzenden Wellen zum Schweigen und zur Ruhe verwies.

Unter den Staatsmännern iſt unſtreitig der Fürſt L., ehemaliger Finanzminiſter des Königsreichs Polen, einer der bedeutendſten. Er iſt Mitglied des Reichsraths und wird öfters in finanziellen Kriſen hervorgezogen. Sein ſpeculativer Geiſt ſetzt in Erſtaunen, ſeine reiche Erfahrung feſſelt. Gewohnt, überall hervorzuragen, iſt er ein Freund der Wahrheit, ein Vertheidiger der Ueberzeugung geblieben. Er mag ſich wohl öfters im Innern gegen ſeine etwas untergeordnete Stellung im Staate ſträuben, aber was hilft's? Jener blutige Kampf, wo zwei eng verbrüderte Nationen ſich von einander losreißen wollten und nicht konnten, hat auch ihm die Krone ſeines Lebensbaums zerſchmettert. Er ſteht zwar noch, aber die Blätter ſind verſengt, der Stamm iſt morſch geworden. Ginge nicht über all dieſen Wechſel der menſchlichen Schickſale der fromme Glaube, daß hinter jenen Wolken der Regenbogen der Verklärung aufſteigen wird, wer möchte leben?

Ein geiſtreicher Mann ſagte mir, veranlaßt durch die Bemerkung, daß in Rußland Jeder, der dem Adel und der Geſellſchaft angehört, in Staatsdienſte treten muß: il est terrible qu'il faille être quelque chose et qu'on ne puisse pas être quelqu'un. Dies hat allerdings etwas Wahres, indeß bemerkt man ſeit ei-

niger Zeit, daß der große Werth, den man früher in Rußland auf den Rang legte, jetzt den perſönlichen Eigenſchaften weicht. Es giebt Perſonen, welche nicht im Dienſte ſind, die keine oder doch nur die Gouvernementsuniform tragen und die deſſenungeachtet einen bedeutenden Einfluß haben. Auch liegt es in dem ruſſiſchen Character, ſich für Jemand zu engouiren (die Deutſchen haben meines Wiſſens kein Wort für den Begriff engouement). Iſt einmal dieſes eingetreten, ſo ſetzt ſich dieſe Geſellſchaft über Geburt und Rang hinweg und hängt ſich einzig und allein an die Perſönlichkeit; freilich aber iſt jenes Gefühl wie ein Champagnerrauſch, er reißt zu Thaten hin, iſt er aber verflogen, ſo läßt er nichts als Leere zurück.

Das Haus des verſtorbenen Karamſin iſt unſtreitig noch immer ein Aſyl für die hier und da in Petersburg zerſtreut lebenden Literaten. Die Wittwe iſt eine gebildete, ſanfte, durch Herzensgüte ſich auszeichnende Frau, ihre älteſte unverheirathet gebliebene Tochter zwar vielleicht mit einem etwas männlichen, zuweilen ſogar ſtechenden Verſtande ausgeſtattet, aber dennoch voll weiblicher Liebenswürdigkeit. — Das Andenken an den Verſtorbenen, deſſen Milde und Nachſicht ihn ſo äußerſt liebenswerth machte, iſt dadurch geehrt, daß ſich noch tagtäglich in ſeinem Hauſe die

ruſſiſchen Literaten bei ſeiner Familie verſammeln. Die anſehnliche Penſion, welche die Wittwe erhält, ſetzt ſie in den Stand, ein Haus zu machen. Ihre Söhne ſind in ruſſiſchen Dienſten, einer von ihnen iſt ein heller, talentvoller Kopf. Ich preiſe Jeden glücklich, der zum Bewußtſein eines ihm inwohnenden Talents kommt und den die äußern Umſtände befähigen, es zu pflegen und dem damit verbundenen innern Triebe Genüge zu leiſten. Die Poeſie iſt zu edler und zarter Natur, um in der Zwangsſchule zu prosperiren, ſie iſt nicht geſchaffen, als Laſtthier zu gelten, oder Tagelohn zu verdienen, ſie kann nur als freies Weſen gedeihen und als ſolches ihren Flug zum Himmel nehmen. Will man ſie mit Sorgen belaſten, läßt ſie matt die Schwingen hängen, ſie wird dann, ſtatt himmelwärts zu ſtreben, kümmerlich am Zügel geführt. — Unter den ruſſiſchen Dichtern ſcheint mir der Fürſt W., wenn nicht der talentvollſte, doch unſtreitig der angenehmſte. — Er hat ein weiches, durchaus liebeſpendendes Gemüth, das unfähig, zu verletzen, überall hin ſeine Milde auszuſtrahlen ſcheint. Er hat großen Kummer durch den Tod zweier Töchter erlebt, die beide im blühendſten Alter ſtarben. Die ihm erhaltene iſt verheirathet; er nennt ſie ſcherzend: la jolie laide, weil ſie ihm ähnlich ſieht. Seine

Beſchreibung des Brandes der Czarenwohnung iſt meiſterhaft; ſie iſt in einer eigenen Broſchüre erſchienen und um ſo verdienſtlicher, da er, der Ruſſe, ſie in franzöſiſcher Sprache durchaus fehlerlos geſchrieben hat. — Herzlich bedaure ich, daß die fremden Ambaſſaden abweſend ſind; ich hätte gern die Bekanntſchaft des franzöſiſchen und des ehemaligen öſterreichiſchen Ambaſſadeurs, des Barons von Barante und des Grafen Fiquelmont erneut. Beide ſind ſeltene Männer, und ihr Umgang den jüngern Diplomaten um ſo nützlicher, da ſie vorzugsweiſe von der Politik reden. Das jetzt in Petersburg anweſende diplomatiſche Corps beſteht meiſt aus Chargés d'affaires, die nur ad interim functioniren.

Ich habe Ihnen in dieſen Blättern von Einzelnen am Hofe und in der Geſellſchaft, aber nicht von dem Ganzen, nicht von jener Geſelligkeit geredet, die wie ein Rad die Strömungen hinauf- und hinuntertreibt, ſie auseinanderreißt und wieder zuſammenführt. Geſelligkeit iſt das raſſelnde Kehrwieder der Straßen, das Gemurmel in den ſtets erleuchteten Salons, das ewige Auf- und Zugehen der Thüren, das Schellen der Portiers, wenn Einer geht oder kommt; das Hinanſtürzen der Wellen und dann wieder das ruhige Abfließen des Stroms. Mir iſt zuweilen bang in dieſer

Geſelligkeit geworden; ich gehe täglich in fünf, ſechs Häuſer, ich mache meine Morgen- und meine Abendbeſuche, ich fahre in Soirées und Avantſoirées, ich horche hierhin und dorthin, und doch finde ich bei allem Stoff keine Unterhaltung oder bei aller Unterhaltung keine eigentliche, herzenserquickliche Nahrung. Das Aeußere iſt zu vorherrſchend, die Idee noch zu wenig gebietend. Der Diamant iſt vorhanden, aber die Schleiferei iſt noch nicht da. In der Geſellſchaft, in den Draperieen, die ſie umgeben, verwechſelt man oft das Werdende mit dem Gewordenen. Hier iſt noch Alles im Entſtehen, das Organ bildet ſich, aber der Frühlingsodem hat noch nicht die Schneemaſſen hinweggeküßt. Ob das ein Jahrzehnd oder ein Jahrhundert dauern wird? Es währt lange, ehe eine höchſte Tendenz, eine ſelbſtſtändige Entwickelung, ein wirklicher Bildungsſchwung in die Geſelligkeit kommt. Was die künſtliche Begabung der großen Welt betrifft, ſo findet ſie ſich allerdings in den ſchillernden Salons, aber iſt ſie naturgemäß? Die Scheinſucht iſt das Verderben der Zeit; die ruhigen, fördernden Studien, die früh angelegt, ſpät beendet ſind, machen allein den Fortſchritt möglich. — Ich hätte mit einem Lobe enden mögen und ende mit einem Tadel; doch was ich ſage, iſt nicht Tadel, es iſt nur die nothwendige Folge

eines Vergleichs mit dem, was bereits iſt, und mit dem, was einſt ſeyn wird. Ich kenne Deutſchland, ich kenne Frankreich und England; die unabſehbaren Geiſterzüge jener Länder führen mich unwillkürlich auf Betrachtungen, die keine politiſchen, die rein menſchliche ſind. Der Geiſt folgt in ſeinem Gange gewiſſen Geſetzen; die erſte Bewegung erheiſcht die zweite, dann beginnt der Kreislauf, der eigentliche Organismus des Lebens. Ueberall ſind Uebergänge nothwendig; der Einzelne verſchwimmt in die Familie, die Familie in die Geſellſchaft, die Geſellſchaft in den Staat, der Staat in die Geſchichte. Ich halte Rußland mehr für ein künftiges, als für ein gegenwärtiges, mehr für ein glückbedeutendes, als für ein glückbeſitzendes Reich.

II.

Wieder ein Stück weiter in der petersburger Geſellſchaft gelebt! — Bedeutende Charactere haben mehr als eine Seite an ſich, zuweilen ſogar ſind Widerſprüche in ihnen zu finden, die der Menge unerklärlich erſcheinen, und die ſich doch bei näherer Beleuchtung harmoniſch auflöſen. So leben offenbar zwei Principe im Kaiſer: das eine iſt das der Kraft, das zuweilen in Härte ausartet; das andere iſt das

der Weichheit, die öfters ganz Hingebung werden kann. Bei der Kaiſerin, die einen wohlthuenden, überaus weiblichen Einfluß ausübt, die nur ſeine Gattin, aber dies im ſchönſten Sinne des Wortes iſt, umgeben von ſeinen Kindern, die vertrauungsvoll an ihm hängen, ſtrahlt die weiche Seite des Kaiſers, ſeine Hingebung und Güte, die nichts will, als erfreuen. Im Publicum hingegen, beſonders wenn ihn irgend ein Umſtand reizt, durchdrungen von ſeiner Herrſcherwürde, nimmt er das andere Princip, das der Kraft auf, da wird ſeine oft wohltönende Stimme ſchneidend, da ſtößt er mehr die Worte heraus, als daß er ſie ſpricht, da gewinnt die ganze majeſtätiſche Geſtalt etwas Zürnendes, das nicht ſelten Furcht einjagt. Sein Zimmer gleicht dem eines Privatmannes; eine Bibliothek, militäriſche Karten, Modelle von Kanonen und andern Kriegsgeräthen, ein Feldbett, auf dem nichts, als ein Strohſack zu finden iſt, das iſt die Umgebung, die einen kräftigen Mann, einen fleißigen Staatsbeamten verrathen. Sein erſter Ausgang am Morgen iſt meiſt zu ſeinem kaiſerlichen Bruder, dem Großfürſten Michael, der ihn dann auf die Parade oder in den Reichsrath begleitet. Oft begegnet man dem Kaiſer allein in den Straßen; das Volk drängt ſich um ihn, zuweilen ſogar entſpinnt ſich ein Geſpräch. So

erzählt man ſich, daß bei Gelegenheit der Krankheit des Thronfolgers ein bärtiger Ruſſe ſich dem Kaiſer in der Straße näherte und ihm ſagte: »Väterchen, Dein Sohn iſt krank, wie geht es ihm?« — »Es geht ihm beſſer.« — »Nun Gott erhalte ihn!«

Oeſters drängt ſich der Gedanke auf, daß der Kaiſer zum Fatalismus ſich hinneigt. Er glaubt an Beſtimmung. Bei allen heftigen Kriſen, in denen er ſich als Herrſcher befindet, waltet ein gewiſſes religiöſes Gefühl ob, das manche ſeiner Handlungen erklärt. Er iſt Oberhaupt der Kirche, und ſein Einfluß iſt ein dreifacher: zuerſt iſt er Repräſentant der Gottheit im Auge ſeines Volkes, dann iſt er Kaiſer, endlich iſt er Chef der Armee; welche ungeheure Grundpfeiler für die Erhaltung einer Macht, die ſich ſo in alle Faſern des Reichs verſchlingt! Ich habe geſagt, daß das religiöſe Gefühl obwaltet, und ich glaube nicht zu viel geſagt zu haben. Was hätte ihn bei ſeiner Thronbeſteigung ſo kugelfeſt zwiſchen den Rebellen gehalten, was ihm den impoſanten Muth gegeben, zur Cholerazeit in der Mitte des aufgeregten Volkshaufens mit donnernder Stimme zu rufen: »Auf die Kniee, thut Abbitte, nicht dem Kaiſer, aber Gott, den ihr durch Euer Murren beleidigt!« — wenn es nicht der Glaube wäre, daß er, ein Werkzeug des Höchſten,

von ihm geſchützt, und wenn es ſein müßte, von ihm vernichtet werden würde! — Gefühle der Art aber ſind rührend, wenn ſie ſich mit der Energie der Ueberzeugung und mit der Macht der irdiſchen Herrſcherwürde paaren.

Weſſen Herz bliebe unergriffen bei dem Anblicke eines Monarchen, der bei feierlichen Gelegenheiten ſich vom Pferde ſchwingt und mit ſeinen Soldaten in Gemeinſchaft ein ſtilles Morgengebet knieend verrichtet! Das ſind die Formen, wird die Gehäſſigkeit ſagen.... ich aber ſage, es ſind dieſe Formen Ausdruck des Glaubens, der innerſten Wahrheit, die kein Menſch in dieſem Maße heucheln kann; es iſt das Bedürfniß der Seele, ſich gläubig an ein gigantiſches Schickſal zu ſchmiegen und eine höhere Macht, als die ſeine, anzuerkennen. —

Eines der Lieblingsvergnügungen des Hofes iſt das Ballet und das franzöſiſche Theater. Im erſtern glänzt die Taglioni noch immer als Stern erſter und einziger Größe. Was man auch ſagen mag, das iſt keine Tänzerin, das iſt eine zarte, luftige Dichtung, welche durch Mienen und Geberden das Wort erſetzt und uns in jenen ſüßen, traumartigen Zuſtand ſenkt, den wir nicht beſchreiben, nur andeuten können. Der Enthuſiasmus des ruſſiſchen Publicums iſt noch immer

rauſchend; ſobald die Gefeierte erſcheint, ertönt ein allgemeines Klatſchen, das meiſt von der kaiſerlichen Seitenloge ausgeht, und das oft tactmäßig Tanz und Muſik begleitet. Sie erhält bekanntlich 80,000 Rubel Gehalt, genießt bei einem jedesmaligen Auftreten die ſogenannten Feux, die tauſend Rubel auf die Vorſtellung ſich belaufen, hat ein Benefiz, einen viermonatlichen Urlaub im Jahre und erfreut ſich nicht ſelten kaiſerlicher Geſchenke. Ueberhaupt iſt ein gewiſſer Drang am Hofe und in der Geſellſchaft ſichtbar, Künſtler in in ihrer Perſönlichkeit anzuerkennen. Nirgends werden ſie ſo gut aufgenommen, nirgends ſo reichlich beſchenkt. Die franzöſiſche Truppe kann ſich füglich mit der des Gymnaſe in Paris meſſen, ſie iſt ihr ſogar manchmal überlegen. Herr und Madame Allan, ſowie Demoiſelle Desgranges, ſind ihre Hauptzierden. Es werden faſt alle neueren Stücke, aber zuweilen mit verändertem Namen aufgeführt. Der erſte Rang iſt vom Adel abonnirt; man verſchafft ſich daher nur an den Benefiztagen Logen im erſten Range. Da der Hof faſt jeder Vorſtellung beiwohnt und es Sitte iſt, nach dem Theater in die Soiréen zu fahren, ſo erſcheinen die Damen in geſchmackvoller Toilette. Unſtreitig aber hat Petersburg für ſein Publicum, das trotz der Einwohnerzahl nicht zahlreich iſt, viel zu viel

Theater. Das deutſche und das ruſſiſche ſind meiſt leer und verurſachen nur Koſten, ohne etwas einzutragen. Auch die ruſſiſche Oper und das damit verbundene Ballet iſt zu großartig angelegt; die Finanzen leiden unter dem coloſſalen Maßſtabe, der an Alles gelegt wird. Ueberall herrſcht Verſchwendung; der Luxus ſteigt und die Mittel nehmen ab. Die Häuſer ſind voll unnützen Geräthes, unter das ich auch die zahlloſen Diener zähle, welche dem Müſſiggange geweiht ſind. Ich kenne eins, in dem 400 anzutreffen ſind, das klingt fabelhaft, iſt aber doch wahr. Das ißt, läuft, ſchläft, lebt, trinkt untereinander, wie ein Haufen Ungeziefer. Hier und da iſt noch die Sitte der Zwerge beibehalten; zuweilen werden auch die Tatarenkinder als ſolche, nämlich als Spielzeug behandelt. Sie wachſen mit den Kindern der Herrſchaft auf, theilen ihr Wohlleben, und ſind ſie groß, ſo ſind ſie an Anſprüchen reich und an Erfüllungen bettelarm; eine antiphilanthropiſche Sitte, gegen welche der Kaiſer ernſte Maßregeln ergreifen ſollte. Uebrigens iſt es augenſcheinlich, daß er mehr als einmal Mißbräuchen zu ſteuern ſucht und in ſeinem immer edlen Sinne gewiß dahin ſtrebt, nicht allein der Kruſte ſeines Reichs, auch dem innern Gehalte diejenige Civiliſation mitzutheilen, welche durch alle Claſſen gehen,

muß um dann erſt etwas Wirkliches und Dauerndes zu ſtiften. Der Miniſter der Aufklärung iſt ein geiſtreicher Mann, der die öffentliche Erziehung und Alles, was in dieſes Fach ſchlägt, als Wiſſenſchaft und Kunſt, zu fördern ſucht. Er iſt dabei ein vortrefflicher Redner und hat eine ſeltene Kenntniß der franzöſiſchen Sprache. Als Herr Alexander v. Humboldt ſeine Reiſe ins Innere von Sibirien vollendet hatte und der Academie in Petersburg Rechenſchaft von ſeinen Beobachtungen ablegte, begrüßte ihn Herr von Uwaroff vom Catheder herab mit einer Rede, die ſpäter dem Drucke übergeben wurde. In ihr ſagt er unter Anderem, daß, wenn zu Humboldts Ruhme America zu durchſtreifen hinreichend geweſen wäre, er ſich nun durch die ſibiriſche Reiſe verjüngt habe. — »Qu'il dise à ses compatriotes, à l'Europe, ſchloß ſich die Rede, qu'il a vu la Russie s'avançant, dans la carrière que lui-même a illustrée; la Russie puissante en dehors, tranquille au-dedans, unanime dans son attachement pour son auguste monarque, allarmée du moindre danger quand il s'agit d'une tête aussi chère, sans crainte, s'il était question de la défendre. Qu'il dise surtout à son généreux Souverain que les liens du sang et de l'affection mutuelle attachent à nos destinées, que la Russie

lui doit ce qu'elle préfère même à sa gloire: le bonheur individuel de l'homme de bien sur le trône et le spectacle touchant de vertus domestiques, sous le dais des Rois.« — Sagte Herr v. Uwaroff an jenem Tage, daß Rußland auch in der Bahn der Wiſſenſchaft fortſchreite, ſo hat er wahr geſprochen. Das forſtwiſſenſchaftliche Inſtitut unter der Leitung des Prinzen Peter von Oldenburg, das Geniecorps, die Sternwarte ꝛc., alle dieſe Inſtitute ſind Wahrzeichen eines weſentlichen Fortſchritts.

Rußland hat einen erſten und zweiten Adel; beide ſind ihrer Beſitzungen wegen ſo einflußreich, daß eine Allianz mit Rußland faſt eine Allianz mit ſeinem Adel ſchließen heißt. Der erſte, der theilweiſe gereiſt iſt, der Europa kennt und von Europa gekannt iſt, iſt durchgehends liebenswürdig, meiſtens etwas oberflächlich gebildet, aber als Salonserſcheinung höchſt intereſſant. Dem zweiten Adel fehlt es vielleicht an Gewandtheit, an äußerer Politur, zuweilen ſogar an Sprachkenntniß, dahingegen hat er ausgezeichnete wirkliche Eigenſchaften, eine unvertilgbare Gutherzigkeit und eine innere Wahrheit und Treue, die ihn ganz vorzüglich zu zuverläſſigen Freunden macht. Beide, erſter und zweiter Adel, gehören natürlich der con-

Digitized by Google

ſervativen Macht an; was ihnen jedoch gefährlich werden könnte, iſt eine faſt übertriebene Ehrſucht, die ſie zuweilen an ſchroffen Klippen ſcheitern läßt. Durch ihr Intereſſe zur Unterdrückung des Radicalismus gedrängt, ſind ſie in dieſer Hinſicht dem engliſchen Adel gleich.

Was des Kaiſers Politik betrifft, ſo iſt nicht zu leugnen, daß ſein Zepter human und mild iſt. Tauchten einerſeits unwahre oder übertriebene Gerüchte über die Vorgänge in Polen auf, wurden andererſeits Weiſſagungen wegen einer Vergrößerung des ruſſiſchen Gebiets auf türkiſchem Grund und Boden als gewiß angenommen, ſo bewies die Zeit, wie wenig richtig in dieſer Hinſicht ein Charakter beurtheilt wurde, deſſen gegebenes Wort unerſchütterlich iſt, und der einmal abgeſchloſſene Tractate mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit hält. Des Kaiſers Ehrgeiz muß indeß durch den glänzenden Frieden von Tuskmanſchai befriedigt ſein; die Vereinigung der Chans Eriwan und Nachiſchewan, die die ſüdliche Grenze Rußlands beſchirmen, ſind auch in Hinſicht des Handels und der innern Thätigkeit wichtig, ſowie die Beſitzungen am ſchwarzen Meer nicht wenig zum Reichthume beitragen. Dennoch ſucht der Kaiſer keine Siege; was

er unternimmt, ſind gezwungene Maßregeln, die die Unruhigen zur Ruhe und die Ruhe zum innern Frieden bringen ſollen. Sein Augenmerk iſt auf die geiſtige Entwicklung, auf die ſittliche Fähigkeit ſeines Landes gerichtet; ſtutzen mag er wohl zuweilen, wenn er die chaotiſchen Kräfte ſich regen, wenn er ſie zuweilen gähren ſieht; es ſoll dies Alles geregelt, geweitert werden, der friſche Keim ſoll eine friſche Erde, nicht ein künſtlich bereitetes Miſtbeet finden, er ſoll gewartet, gepflegt werden; was giebt es da nicht Alles zu bedenken, was vorauszuſehen, was zu berechnen? Die Herausgabe eines vollſtändigen Geſetzbuches für das ruſſiſche Reich iſt ein Rieſenſchritt, ein Sieg des Lichts über die Nacht, eine erſte ſichere Grundlage für den Einzelnen, der, das Geſetzbuch in der Hand, an das Geſetz appelliren kann. An die Herausgabe dieſes wichtigen Werkes, das nun Volkseigenthum geworden iſt, reihen ſich, als Fortſchritt, das pädagogiſche Hauptinſtitut und die Univerſität, deren Schutzpatron der heilige Wladimir iſt, und deren Zweige ſich nach und nach in das Innere des Reiches verbreiten werden; ferner die archigeographiſche Commiſſion, die die vaterländiſche Geſchichte fördern wird, das aſtronomiſche Obſervatorium in Pulkowa, eine Stunde von Petersburg. Induſtrie- und Ma-

nufakturthätigkeit gewinnen größeren Umfang. Die Stoffe, die in Moskau und in der Umgegend gefertigt werden, ſind brauchbar und theilweiſe ſchön, wenn auch noch nicht ſo haltbar, als die engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen. Die Ausſtellungen in Petersburg und Moskau beweiſen, daß Alles, was die Civiliſation erfordert, als Zeuge, Möbel, Bronzen, Porcellan, Eiſenwaaren in reichem Maße fabricirt werden; nur wäre zu wünſchen, daß das Publikum, die vaterländiſchen Intereſſen beherzigend, ſich auch an vaterländiſche Produkte hielte. Zieht aber eine geheime Attraction die Ruſſen ins Ausland, blicken ſie hinüber auf die blaue, trügeriſche Ferne, ſo erſtreckt ſich dieſe Liebe auch auf die fremden Erzeugniſſe, die ſie vorzugsweiſe bewundern, und wo oft das Häßliche ihnen ſchön dünkt. Ich habe mir zuweilen den Scherz gemacht, ruſſiſche Stoffe für ausländiſche auszugeben, und mit ihnen Bewunderung, Neid und Eiferſucht unter den Damen zu erregen, indeß dieſelben Zeuge ſicher von ihnen verſchmäht worden wären, hätte ich ihnen meine Quelle genannt. — Da in Rußland vor Allem auf die Bildung guter Soldaten geſehen wird, ſo ſind die Militäracademie und die Auditoriatsſchule als vorzüglich zu nennen. Alle dieſe Anſtalten, die medico-chirurgiſche Academie mit eingerechnet, ver-

zweigen ſich mit denen des Innern, die zwar noch auf einer weit geringern Stufe der Bildung ſtehen, die aber dennoch ſchon anfangen, einen wohlthätigen Einfluß auszuüben. Die kaiſerliche Domänenverwaltung macht ſich es zur Pflicht, den Millionen Kronbauern, die unter ihrer Leitung ſtehen, eine feſtere Baſis zu geben und für den Landbau nachtheilige Vorurtheile zu zerſtören, die, hinderlich der Bebauung, auch lähmend auf die Thätigkeit wirken. Das Forſtinſtitut, die Schule der Landmeſſer und das landwirthſchaftliche Inſtitut greifen wieder in die Domänenverwaltung ein. Nicht minder wichtig iſt der botaniſche Garten, der ſeine Reiſenden bis an die chineſiſche Grenze ſchickt, und der der Stammhalter aller der botaniſchen Anſtalten iſt, die ſich nach und nach in Rußland gebildet haben. Durch ſeine Gelehrſamkeit einen der erſten Plätze unter den Botanikern einnehmend, mit Um- und Einſicht ein rieſengroßes Inſtitut regierend, das einer kleinen Colonie gleicht, verbindet der Director deſſelben, der wirkliche Staatsrath von Fiſcher, Eigenſchaften einer liebenswürdigen, humanen Perſönlichkeit, ein Beweis mehr, wie wohlthuend das Eindringen in die Geheimniſſe der Natur auf das Gemüth einwirkt, wie es abzieht von den kleinlichern Gefühlen und der beſſern, der wahren Quelle näher

bringt. Der kürzlich aus Wien angelangte Gärtner hat die weitläufigen Treibhäuſer, in denen alljährlich 1500 Klaftern Holz verbrannt werden, zu wahren Gärten umgeſchaffen; man wandelt von einer Zone in die andere, hält ſich bald unter majeſtätiſchen Palmen auf, bald weilt man bei der Theeſtaude, oder ſtaunt über die Cactusgewächſe, den Papyrus und die allerliebſten Farrenkräuter, der blühenden Camelien, der Monatsroſen, der Akazien nicht zu gedenken, die dem Winter zum Trotz ihrer Blüthen überall hinaustreiben. Ein geſchickter Blumenmaler iſt eigens zum Portraitiren der lieblichen Kinder Floras angeſtellt, daher denn auch die Portefeuilles des botaniſchen Gartens überaus reich ſind. — Hoſpitäler, Aſylhäuſer, Warteſchulen drängen ſich in Petersburg in einem Maße, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, daß hier eine faſt übertriebene Wohlthätigkeit herrſcht; es wird dem Armen nicht ſchwer, arm zu ſein, er braucht ſich nicht gegen das Elend zu ſtemmen, es wird ihm lieb gemacht; denn kaum hat es ihn erfaßt, ſo wird er in palaſtartige Räume gebracht, aus denen er nicht mehr ſcheiden will. — Unglaublich iſt, was unter der Regierung des verſtorbenen und des jetzigen Kaiſers geſchehen iſt; hat man doch ſogar ſchon eine Eiſen-

Digitized by Google

bahn angelegt, erleuchtet Petersburg in den Haupt-ſtraßen mit Gas, erfindet die Galvanoplaſtik und ändert Stadt und Gebräuche, und das Alles mehr oder weniger durch den einen Willen, durch das eine Wort: es werde Licht!

Digitized by Google

Bodenſee und Rheinthal.

Es giebt Gegenden, die alljährlich von Tauſenden beſucht, die bewundert und beſungen werden, an welche die Faſhion ihr goldenes Schild gehängt und von deren eingeſogenem Staub man faſhionable wird; Gegenden, an die ſich der Tadel nicht wagt, die unerſchütterlich in der Meinung als ſchön ſtehen. Solche Gegenden ſind um und in Carlsbad, ſind in Wiesbaden, ſind weiter den Rhein herunter zwiſchen Mainz und Coblenz. Daß es aber Orte giebt, die in verſchwiegenen Thälern, von himmelhohen Bergen beſchattet ruhen, die heimiſch und ſchön, lieblich und doch erhaben ſind, das wiſſen Wenige, denn dieſe ſtillen Orte ſind nicht faſhionable; es hat ſich noch nicht die Mode, noch nicht die ſogenannte vogue an ſie gewagt. Ob ſie deshalb zu beklagen, deshalb ärmer ſind? Ich meine, die Natur iſt da am ſchönſten,

wo ſie am urſprünglichſten iſt, und ſo eine urſprüngliche Natur lagert ſich um den Bodenſee oder zieht ſich das Rheinthal entlang bis nach Rogatz und Graubündten. Da iſt noch nichts Gemachtes, nichts Künſtliches, da wandelt noch die hehre Prieſterin an murmelnden Waldbächen oder birgt ſich im Schatten des Laubholzes. Wie überraſcht man iſt, wenn man durch das ſterile Schwaben aus der Gegend von Augsburg her über lehmigten Boden nun plötzlich auf die Höhe gelangt und hinunter nach Lindau blickt! Der Bodenſee ſchimmert im Silberglanz der durch Regenwolken hervorbrechenden Sonne, die naſſen Zweige duften, die Rebe entwindet ſich dem aufgelockerten Boden und rankt ſich an Stäben empor. Es wird Alles ſüdlicher, üppiger, befremdlicher. Die Flächen haben aufgehört; von hier aus wölbt und thürmt ſich die Erde oder zieht ſich mit Wieſen und Getreide bedeckt im Thale hin.

Lindau iſt ſonderbar gelegen. Man könnte es Venedigs Taſchenausgabe nennen. Iſt jenes auf zweihundert Inſeln gebaut, ſo ruht dieſes auf drei, die unter ſich mit Brücken zuſammenhangen. Eine Inſelſtadt, eine Oaſe mitten in dem ungeheuern Spiegel des Bodenſees gelagert, eine liebliche, mit Fruchtbäumen reich geſchmückte Stelle, die der Schlüſſel zu

den Schweizerherrlichkeiten, ihr Eingangsthor iſt. Das arme Lindau iſt oft verheert worden, hat ſich aber ſeiner eigenthümlichen Lage wegen mitten im Waſſer erhalten. Auch iſt es ein ſo ſtandhafter Bundesgenoſſe der proteſtantiſchen Städte vom Anfange der Reformation an geweſen, daß es ſich in der Geſchichte einen nachhaltigen Namen erworben hat. Nun iſt die Stadt, nachdem ſie öfters kaiſerliche Beſatzung hatte, in baierſchem Beſitz, treibt Speditionsgeſchäfte und lebt von dem lebhaften Verkehr, den die Dampfſchiffe mit allen Ortſchaften des Sees unterhalten. Die vorderſte Inſel, auf der das eigentliche Lindau ſteht, iſt vom Ufer aus mit einer langen, mit Geländer und Fußpfaden verſehenen Brücke verbunden. Den Anblick des Sees und der Stadt hat man, wenn man auf den in das Waſſer grandios hineingeworfenen Damm geht und von da rückwärts die alterthümlichen Kirchen und vorwärts das jenſeitige Ufer des Bodenſees, Bregenz, das ſich an die Vorhöhen Tyrols lehnt und Rorſchach betrachtet. Wie in Genf die Rhone, ſo zieht ſich hier der Rhein gleich einem grünſchillernden Bande durch den See, nährt ihn und wird genährt, bis er bei Lauffen ſich in toller Jugendluſt von den Felſen hinab ins Thal ſtürzt, und da, nüchtern geworden, eine zweite, ernſtere Lebens-

Digitized by Google

phaſe beginnt. Man nennt den Rhein zwiſchen Straß- burg und Coblenz jugendlich, das iſt er aber bei wei- tem nicht in dem Maße als im Rheinthal, von Ro- gatz her bis nach dem Bodenſee. In der Gegend iſt er, was wir Alle in dem Alter der Entwicklung, des Strebens ſind, zuweilen tief und reißend oder auch flach und verſandend. Die Schuljahre haben ihn müde gemacht. Was hat er nicht für Steinbet- ten, für hemmende Felſen gefunden, wie oft iſt er nicht in ſeinem Lauf durch die zerſtreuenden kleinen Abwege gehindert worden. In das Thal hätte er ſchlüpfen, mit ſeinen Armen in dieſen Wald hinein- reichen wollen. Es ruht ſich ſchön in den Jahren des Wachsthums, man weiß ja nichts von der Zukunft, von der zweiten, ernſten Jugend, von den Anſprü- chen, die an uns gemacht werden, man lebt noch für ſich, man verſchwendet noch die Zeit, man macht in den Frühlingsmonaten noch Halt vor dem vielſtimmi- gen Jauchzen in der Luft, man lagert ſich am Berg- ſaum, neben Gletſcher, man athmet den Duft der Alpenroſe und ſtaunt vor der tiefen Bläue der En- zianen. Weil man ſo viele Kräfte hat, ſammelt man ſie nicht, man verſchwendet ſie. Das thut der Rhein ehrlich im Rheinthal, und deswegen nenne ich das Rheinthal ſeine erſte Jugend. Er hat da ein weites,

großes Feld und ſo unendlich viele kleine Arme und Füße, daß er ſich in ſeinen wunderbaren Verſchlingungen und Biegungen bis zum Stillſtehen erſchöpft; er muß nun einmal in ein ganz neues Element, er muß eine Probe der Selbſtſtändigkeit beſtehen, er muß ſich verſuchen im Andern, darum herein mit dir, träumender und doch heftiger Burſche, herein mit dir in den Bodenſee bei Rheinegg, wo du ſchon groß biſt. Tummele dich, erkenne, läutere, gewinne dich! — Er hat es empfunden, der ſtrebende Jüngling, daß man ſich beugen, ſeinen Weg finden, daß man dienen und dann erſt frei ſein kann. Aber die Haſt iſt groß, mit der er der Herrſchaft zu entrinnen ſucht; wie er ſtrömt im See, wie er nichts mehr von dem Geſchwätz der Nixen hören will, er, der früher jeden Bach liebkoſ'te oder vor jeder Burg Halt machte — die Schulzeit iſt vorüber, der Rhein iſt wieder frei! ha, da frohlockt und jubelt er, bis er ſich bei Lauffen überſtürzt und nun bedächtig und ernſt wird. Das iſt jene zweite Jugend, die Zeit der Arbeit, der Zwecke, des Nützlichſeins. Er iſt ſchön, aber ſinnig von Mainz bis Cöln, er hat das wirkliche Leben kennen gelernt, er trägt Menſchen und Schiffe, befruchtet Städte und Länder, aber jung, wirklich jung iſt er nur im Rheinthal, in ſeiner lieblich ausgeſchmückten Kinderſtube, in ſeinen

erſten Kraftverſuchen, wo er eben von Wiegenliedern geträumt und im Angeſicht der Schneegebirge die Wunder der aufblühenden Wieſen gekoſtet hat.

Rings um die Stadt Lindau führt ein lieblicher Fruchthain, der ſeine Maiblüthen, gleich Schneeflocken, auf die Erde ſchüttelte. Es war faſt der erſte ſonnenhelle Tag in dieſem Frühling und weckte ein wohlthuendes, erfreuendes Gefühl, das ſich dann auch über den ganzen Menſchen ergoß. Die überſtrömende Lebensfülle der Natur glich den emporquellenden Gefühlen, und die Phantaſie trieb einmal wieder ihr altes wohlbekanntes Spiel mit Bildern und Gedanken. Und dabei ſchlugen die Wellen des Sees an die alten Gemäuer, und das Licht goß ſeine Tropfen durch die Weinlaubdächer auf die Erde. Das war nun Alles gar lieblich und würde wohl zum Bleiben eingeladen haben, wenn nur das Gaſthaus am See und nicht in der winklichten Straße läge. Ueberraſchend iſt der großangelegte Buchhändlerladen und die von hier aus beginnende Journaliſtik, die ſich in die kleinſten Ortſchaften der Schweiz, ja ſogar in Dörfer erſtreckt, denn in der Schweiz nimmt Alles Theil am Vaterlande, hat Alles eine Parthei, Alles eine beſtimmte, ſelbſtſtändige Anſicht. Sie mag die Menſchen

trennen, aber ſie entwickelt den Geiſt und die Anlehnung an das gemeinſchaftliche Intereſſe.

Wenn man mit dem Dampfſchiffe von Lindau nach Rorſchach herüberſchifft, ſo erheben ſich links die Tyroler Höhen mit dem Bregenzerwald, und rechts verflacht ſich das Ufer, das fruchtbar und ſchön iſt. Rorſchach aber ſteigt mit einem anſehnlichen Korngebäude und einem wohlangelegten Quai ganz ſtädtiſch aus dem Waſſer empor. Es iſt nur ein Flecken, allein ſein Getreidemarkt, der den größten Theil der Schweiz verſorgt, macht es bedeutend, ſo wie die benachbarten, zum Theil mit Reben bepflanzten Hügel, von Steinbrüchen getrennt, ſeinen Anblick zum Garten umſchaffen. Das Unterkommen im Gaſthauſe, das zugleich die Poſt iſt, war bald gefunden. Der Uebelſtand, daß auch dieſes nicht am See liegt, ward in der Betrachtung bekämpft, daß rechts und links ſchöne Spaziergänge ſich aufthun und einige Schritte weiter, hinter der erſten Straße, der See rauſcht. An einigen Stellen des Thales murmeln Quellen, die zum Theil kleine Waſſerfälle bilden und die grüne Eichen in Gemeinſchaft mit dem hochſtämmigen dichtbelaubten Kaſtanienbaum umſtehen; die Reben aber ziehen ſich nach dem zackigen Vorarlgebirg empor. Während unſers Aufenthalts in Rorſchach lagen zwar

meiſt zerriſſene Wolken auf den Bergen und bereiteten uns ſo auf die höhern Gebirgsſchichten vor, die ſo oft ſelbſt im Hochſommer mit den Morgen- und Abendnebeln wie mit Gürteln umgeben ſind, aber ſie hinderten doch nicht das fröhliche Gefühl, von den Gipfeln hinab auf den See blicken zu dürfen, der bald einen Silberflor um die Schultern geworfen, bald einen in Abendroth getauchten Purpurmantel angelegt hatte. Beſonders ſchön wandelt es ſich auf die ſanft hinanſteigende Höhe, die das ehemalige Kloſter Mariaberg trägt. Die vielen alten Kreuzgänge und die jungen, eben vom zarteſten Grün bekleideten Akazien, die im Halbkreiſe um das ehrwürdige Gebäude ſtehen, bilden unter ſich einen gar lieblichen Contraſt, der noch von der mit Holzſchuhen klappernden Jugend erhöht wird. Und daneben dufteten die Blüthenbäume, und die Kühe läuteten harmoniſch im Felde oder auf den Bergen, ſo daß man, umgeben vom Geruch des friſch ſtrömenden Waſſers, ſich in die grüne, belebende Einſamkeit der Gutherrnexiſtenz hinüberträumt und den lebendigen Wunſch in ſich ſpürt: hier möcht' ich Hütten bauen! Welch eine erquickende Luft weht hier, wie abgeſchieden iſt man von der Welt, von der man ſich doch nicht getrennt fühlt! Es war Sonntag in Rorſchach, und das

Geläute der Glocken tönte zwiſchen unſerer Freude, wie Mahnungen eines höhern Daſeins, und dabei wölbte ſich der Himmel über uns, und es war, als vereine ſich Alles in der Natur, um ein beſonderes Walten der ewigen Weisheit fühlbar zu machen.

Von Rorſchach nach St. Gallen geht der Weg langſam ſteigend aufwärts. Einzelne Rückblicke führen auf den in der Tiefe ſchimmernden Bodenſee, der ſich immer mehr, von der Höhe herab geſehen, verkleinert und endlich ganz verſchwindet; dann fährt man in das Thal hinab, in das überaus freundliche und gewerbsthätige St. Gallen ein, das an Baumwollenfabriken, Spinnmaſchinen und Stickereien reich iſt und ſelbſt Frankreich, ſeiner wohlfeilen Preiſe wegen, wenn auch nur durch Contrebande, verſorgt. St. Gallen liegt an Bergen gelehnt, mit großen Bleichen verſehen, in einer ſehr fruchtbaren Gegend. Man ſieht deutlich, wie die Abtei des Benediktiner-Ordens der Mittelpunkt war und um dieſelbe herum ſich die Stadt im Kreiſe lagerte. Der heil. Gallus, der ſich im Walde an der Steinach eine Zelle erbaut hatte, warf das Saamenkorn der Kultur in dieſen Boden, und als es aufging, entſtand eine Schule, die im achten bis zehnten Jahrhundert ſich zur berühmteſten Europa's emporſchwang. Später zwar flohen

die Muſen, und die ewigen Kämpfe und Empörungen, die zwiſchen der Stadt und der Abtei ſtattfanden, ſtörten den Fortſchritt aufs bitterſte, allein dennoch bleibt St. Gallen der Lichtpunkt, aus dem ſich die weitreichenden Strahlen des Wiſſens über Deutſchland ergoſſen. So trat ich denn nicht ohne Ehrfurcht in die weltberühmte Cantonsbibliothek, reich an Manuſcripten, Codicen, Pſalmbüchern und Urkunden zur ſchweizeriſchen Geſchichte. Ueber der Thür derſelben ſteht die Inſchrift: Geiſtige Heilanſtalt! Und in der That, was könnte den verwundeten Geiſt beſſer heilen als die erhebenden, die feſſelnden Wiſſenſchaften? Der Saal iſt ſinnig mit ſeinen reich ausgeſtatteten Schränken, die hinter Drahtgittern die Schätze des Wiſſens in ledernem Einbande bergen, angeordnet. Das Schatzkäſtlein der Bibliothek iſt jedoch das Cabinet, zu dem man vermittels einer bequemen Treppe gelangt und das oberhalb des Saals angebracht iſt. Hier werden die Manuſcripte theilweiſe, namentlich die Pſalmbücher mit koſtbaren Miniaturmalereien verziert, aufbewahrt. Der Bibliothekar Frans, ein äußerſt freundlicher Mann, der nicht die Gelehrtheit in der Pedanterie ſucht, ſondern einfach mit dem Einfachen iſt, langte mit liebenswürdigem Humor einen Band nach dem andern hervor

und zeigte mir, wie auf den von Mönchshand wundervoll ausgeführten Schriften unterwärts der leichtfertige Ovid geſtanden, ausgewiſcht und mit der Zeit wieder hervorgeguckt habe. Denn bekanntlich hatte man, vielleicht zum Heil der Welt, eher einen Papiermangel als einen Papierüberfluß in alter Zeit, und es war hergebracht, daß Pergamentblätter zu mehr als einem Zweck dienen mußten. In der Mitte des Cabinets ſteht ein grüner Tiſch, an dem vielleicht Salomo, der berühmte Abt von St. Gallen, geſeſſen hat, und ſeitwärts an der Wand hängt Napoleons Bild, der in der Kriſis der Kriege die Abtei und die Bibliothek vor groben Mißhandlungen ſchützte. Die an die weitläufigen ehemaligen Kloſtergebäude ſich anreihende Domkirche iſt ſicher die prachtvollſte der Schweiz. Eine ſchöne Pfeilerreihe trägt das Hauptſchiff, das nebſt den Nebenſchiffen ganz mit Frescomalereien bedeckt iſt. Haupt- und Nebenaltäre ſind mit Marmor-Säulen, mit goldenen Kapitälern und mit guten Bildern von Moreto in faſt überreichen Rahmen geziert. Wer aber einmal einen Blick in die gothiſche Bauart gethan, wer den einfachen hehren Eindruck eines Magdeburger Doms, einer Nürnberger Lorenz-Kirche, eines Mailänder Doms in ſich aufgenommen hat, dem werden dieſe Ueberladungen der

Gotteshäuſer, dieſe runden, mit Frescomalerei und Gold verzierten Bogen wie Frivolität, wie Spiegelfechterei vorkommen.

Die meiſt reformirte Stadt hat ein katholiſches Gymnaſium, einen Ableger der nun aufgehobenen Abtei, von zahlreichen Schülern beſucht, die vor dem Beginn des Unterrichts ſich in Waffen- und Turnübungen vergnügen. In der Pfalz befindet ſich das Archiv und die Kanzlei, und nicht weit davon iſt das Zeughaus, ſeiner Alterthümer durch die Revolutionszeiten, wo ſie als altes Eiſen eingeſchmolzen wurden, beraubt. Die Stadt iſt alterthümlich, aber die mit ſchattigen Alleen und geſchmackvollen Gebäuden verzierte Promenade giebt ihr einen freundlichen und hie und da eleganten Anſtrich. Um mir einen Begriff von der St. Galler Induſtrie zu geben, ging ich in die Ausſtellung, die aber außer den wundervollen Stickereien, die hierher vom Rheinthal, vom Vorarlgebirge und ſogar von Schwaben geliefert werden, nichts als geſchmackloſe, plumpe Gegenſtände enthielt. Dieſe Gegenſtände ſind zwar umfaſſend genug und zeigen von der Möblirung des Hauſes bis zur Stecknadel die nützlichen und unnützen Bedürfniſſe der Civiliſation, aber wir, die wir durch die graziöſen Formen der Franzoſen und Engländer verwöhnt ſind, wir

konnten dieſen Schweizerproduktionen keinen Geſchmack abgewinnen.

Von St. Gallen führt der Weg hinauf nach Vögligsegg, einen Bergrücken, der ſich nach dem Bodenſee hinabzieht und der wegen der hier im Jahre 1403 gegen den Abt von St. Gallen gewonnenen Schlacht berühmt iſt. Die Ausſicht, die ſich in der Beleuchtung der Mittagsſonne dem entzückten Blicke aufthut, iſt unbeſchreibbar. Wie ein ehrwürdiges Greiſenhaupt erhebt ſich der, durch einen Gletſcher getrennte Säntis, der ſeinen Namen aus dem Lateiniſchen Sentis (Stachel) entlehnt haben ſoll. Der Bodenſee ſchwimmt tief am Fuße, und rückwärts ausgebreitet liegt St. Gallen mit den zahlloſen Gärten und den in die Höhe ſtrebenden Thürmen der Domkirche. Ich konnte mich lange nicht losreißen. Die Alpen hatten ihre weißen Gewänder angezogen, und die Berge ſtiegen mit grünen, unabſehbaren Flächen, auf denen zerſtreuete Häuſer gleich Wieſenblumen liegen, hinab gen Speicher und Trogen. Ein wahres zauberhaftes Paradies, ein ächtes Schweizerland, zwar ohne pomphafte Gaſthäuſer, aber mit dem ganzen Reize der Matten, mit dem ganzen Schmelze einer üppig ausgeſtatteten Natur geſchmückt; denn indeß es in der Höhe, in dem Chaos

dieſer Gebirge von ewigem Schnee ſtarrt, arbeitet in unabläßlicher Thätigkeit der Landmann an den Abhängen, baut Wein und Getreide und nährt ſeine Kühe mit dem duftenden fetten Graſe, das ſich wie eine Smaragddecke mit ſanfter Abdachung hinauf- und hinabzieht. Wo fände ſich nochmals ein Kontraſt wie dieſer? Wo wäre die Monotonie der Gebirgsketten glücklicher und ſegensreicher als hier unterbrochen? Von Vögligsegg nach Speicher fährt man auf einer von Italienern gebaueten Straße, wie durch einen mit Gartenhäuſern gezierten Park und kommt dann nach Trogen, dem Hauptort von Außerrhoden, deſſen Marktplatz von großen maſſiven Gebäuden umſchloſſen iſt und hinter deſſen Bäumen der Bodenſee lichtblau und abſchiednehmend durchſchimmert.

Wir übernachteten im Rheinthal, in Altſtädten, in reizendem und fruchtbarem Gelände, von Weinbergen, von Obſtbäumen und Aeckern umgeben, mit dem naheliegenden Nonnenkloſter Mariahilf und der auf der Höhe gelegenen Ruine. Das Wirthshaus war unruhig. Es ſollten Kantonwahlen vorgenommen werden und die Wähler kamen und gingen mit lärmenden Reden und laſen die reichlich vertheilten Journale und Broſchüren, die den Ehrgeiz ſtacheln, die Intereſſen verwirren und faſt in allen Kan-

Digitized by Google

tonen Unfrieden und Zerwürfniſſe ſäen. Morgens, bei Sonnenaufgang, fingen die Glocken an zu läuten, und es erhob ſich ein Geſang, der bald ſich als Todtengeſang kund gab. Dann zogen Schaaren von Prieſtern aus, in Trauermeßgewändern, und ihnen folgten wohl an tauſend Männer und Frauen, die einen Frühverſtorbenen, einen Klempner, zur Erde geſtatten wollten. Man ſah, dieſer Tod war nicht Angelegenheit des Einzelnen, es war die Angelegenheit einer ganzen Gemeinde. Vom Trauerhaus, dicht an unſerm Gaſthof gelegen, ward dann der Sarg, mit Weihrauchwolken umgeben, zuerſt in die Kirche und dann auf den Kirchhof getragen. Die Männer hatten lange, ſchwarze Mäntel, und die Frauen, mit Tüchern auf den Köpfen, hielten brennende Wachskerzen in der Hand. Rührend war mir der Anblick der drei kleinen Waiſen, die neugierig dem Zuge aus dem Fenſter zuſahen und in Wahrheit wohl nicht begreifen konnten, daß man ihnen den Vater in jenem ſchwarzen Kaſten mit ſo vielem Gepränge forttrug, ſie, die des Vaters ſchmerzlich bedurften

Man iſt nun wieder am Rhein. Der Geſammteindruck iſt großartig; die gigantiſchen Maſſen, die ſich von beiden Seiten aufthürmen, ſchließen die breite Thalfläche ein, zwiſchen die hindurch der kindliche,

mit grünen Waldungen bekränzte Rhein in ſeinen jugendlichen Kraftwindungen hindurchfließt. Die Schweiz bietet kein ähnliches Thal wie dieſes dar, keins, das ſo fruchtbar, ſo weitläuftig wäre. Möglich, daß der Bodenſee es einſt in der Urzeit bis zum Hirzenſprung ausfüllte. Wenigſtens zeigen ſich ſo viele Verſteinerungen in den Bergen, daß man wohl auf Waſſerumwälzungen ſchließen könnte. Nahe an der im Thale fortlaufenden Chauſſee ſind die Wege nach Gais und Appenzell, die über den Stoß führen, ſichtbar. Der Säntis, der Ramor und der Hohenkaſten fallen mit ſenkrechten Rücken in das Thal hinab, und ihre Spitzen und Kegel tragen Eichen- und Tannenkronen. Beim Hirzenſprung iſt der Weg im Thal durch einen einzelnen Felſen, der von rieſiger Fauſt hierher geſchleudert iſt, verſperrt. Mühſam zieht er ſich an dem Rand der Gebirge durch ein natürliches Felſenthor hin, durch das man dann wieder in die freiere Ebene gelangt. Von hier an wird der Schneekreuzberg der getreue Begleiter des Reiſenden. Der Rhein zeigt ſich und ſchwindet, verſteckt ſich und brauſ't dann wieder über felſigten Boden vor kleinen, häufig am Wege gelegenen Ortſchaften vorbei, bis er ſich bei Wardenberg mit engen Thälern und ſchroffer Umgebung behelfen muß. Dicht vor Sargans, am Schollen-

berge vorbei, deſſen weiße Adern den Marmor verrathen, iſt die Chauſſee in Felſen geſprengt. Der Rhein beſpült ſie; er iſt hier wieder recht unnütz. Kein Schiffchen, das ſich auf ſeinem Rücken wiegen, kein Flößholz, das von ihm getragen werden dürfte. Ein paar ſandige Inſeln, die er ſpielend gebildet hat, bieten den Charakter der Unbedeutendheit. Dabei wird die Gegend immer rauher, immer wilder. Die Coloſſe des Calanda, der Falkeiß, die in Begleitung der Gießbäche in das enge und unfruchtbare Thal hinabſteigen, bezeichnen die hier nach den Hochgebirgen ſich aufthürmenden himmelhohen Schichten der Urwelt. Das kleine Fürſtenthum Lichtenſtein mit dem St. Lucienſteig und dem Schloß Vaduz iſt ein Tropfen in dieſem reich ausgeſtatteten Lande; es verſchwindet. An dem Schloſſe Toggenburg erinnert man ſich der Legende, wie der Ritter in ſeinem aufbrauſenden Zorn ſeine Gemahlin von der Höhe hinab in den Abgrund geſtürzt hatte und Engel auf ihren Flügeln die Mißhandelte auf weichem Mooſe in die Tiefe niederließen. Bei Regaz vereinigt ſich die wilde Tamina mit dem Rhein, über den eine ſchlechte hölzerne Brücke in das unbedeutende Oertchen führt. Es regnete in Strömen, als wir vor der Poſt vorfuhren. Kaum daß wir den Muth hatten, den Wa-

gen zu verlaſſen und in das mehr als einfache Wirthshaus zu treten. Die Umgegend war unheimlich; auf den Bergen lagen die Wolken in dichten Schichten gelagert und verhießen Regen und nichts als Regen. Nachmittags jedoch hellte ſich das Wetter ſo weit auf, daß wir aus dem Hauſe heraus und ins Freie treten konnten. Wie erſtaunten wir, als wir, um die Ecke biegend, die wilde, ganz in Schaum aufgelöſ'te Tamina erblickten, die ſich aus dem engen Thal, das nach Bad Pfäffers führt, dem Rhein in die Arme wirft und weiter oben auf eine von Weinanpflanzungen umgebene Terraſſe geriethen, auf welcher der auf Koſten des Kantons angelegte pomphafte Hof Regaz ſteht. Von hier aus zeigt ſich das Rheinthal in ſeiner vollen Schönheit. Links ſtiegen die Schlöſſer Freudenberg und Nidberg in Trümmern auf und rechts verliert ſich das Auge in dem Kranz der ſchneebedeckten Felſen, die mit ihren Zacken dem Himmel zu trotzen ſcheinen. Im Garten des Hofs Regaz plätſchert ein Springbrunnen, und weiter nach hinten ſtürzt ſich die Tamina unter einer Brücke mit ſolch einer Wuth hinunter, daß die Felſen, die ſie beſpült, zu zittern ſcheinen. Eine Stunde weiter im engſten Thale liegt, faſt iſolirt von der übrigen Welt, von ungeheuern, ſteil abgeriſſenen Felsmaſſen dro-

Digitized by Google

hend umſtarrt, in einem Felsſpalt, den die Sonne nur wenige Stunden am Tage beſcheint, das Bad Pfäffers. Vor einigen Jahren konnte man nur über eine mehrere hundert Fuß hohe Treppe, die vom Benediktinerkloſter hinab in die Schlucht führte, zu ihm gelangen, jetzt iſt von Regaz aus ein ſchmaler Weg nach dem Bade gebahnt. Es iſt unmöglich, ſich einen deutlichen Begriff von der ſchauerlich ſchönen Fülle dieſes Naturwunders zu machen. Wilde Waldbäche ſtürzen von den ſchroffen Felswänden herab. Die Tamina raſ't in der Tiefe, bricht ſich an Felsblöcken, oder überſtürzt ſie mit dumpfem Getöſe. Oft engt ſich der ſchmale Weg ſo ein, daß man hart an Abgründe gedrängt wird, und die Felſen ſich rieſenhaft über den Häuptern zu ſchließen ſcheinen. Hie und da ſind kleine Vorſprünge mit Bänken zur Ruhe angebracht. Da kann man ſich von den erlebten Schauern ſammeln und ruhig hinauf auf die Höhe ſchauen, die ſpärlich mit einzelnen Bäumen, die die Bergſpalten duldeten, beſetzt ſind. Bald aber treibt die eingeborne Ungeduld wieder vorwärts, und nun ſteht man vor dem Badegebäude, das zwiſchen Felſen förmlich eingeklemmt iſt. Waſſerröhren führen von hier das heißdampfende Waſſer nach Regaz, für diejenigen Badebeſuchenden, die nicht Heroismus ge-

nug haben, ſich in dies dunkle Gefängniß, das die Sonne ſpärlich beſcheint, einzuſperren. Von dieſem Hauſe, das Platz für dreihundert Perſonen hat, fangen die wahren Schauer des abentheuerlichen Ganges an. Ein ſchmaler, von Holz mit Klammern in den Felſen eingehackter Steg führt ſchwebend in die Felsſchlucht, über die immer wahnwitziger rauſchende Tamina. Je tiefer man in den Spalt vordringt, deſto tobender wird das Waſſer, deſto dunkler wird die Schlucht. Kein Tages-, geſchweige ein Sonnenſtrahl dringt in dieſe Tiefe. Bäche ſtürzen wie dichte Regenſchauer auf den Steg, der immer ſchwankender, immer glatter wird. Rechts zeigt ſich eine Marmorhöhle, grüner Moosanflug zieht ſich hie und da an den feuchten Wänden hin, aber keine Art von Vegetation, die hier zu entdecken wäre, Alles iſt Stein, Alles iſt todt. Nie ward uns der Begriff der Unterwelt ſo klar wie hier. Das iſt kein Ort für Lebendige, da huſchen Geiſter in den Spalten, und es ächzt und brauſt in der Tamina, daß das menſchliche Wort ſpurlos verhallt. Endlich iſt der Steg am Ende, die heißſprudelnde Quelle dampft, die Schlucht wölbt ſich himmelhoch und zeigt durch eine Oeffnung die in Stein gehauene Treppe, die früher nach dem Benediktinerkloſter hinaufführte. Man iſt am Ziele.

Die Spannung läßt nach, man ſammelt ſich, ſtaunt und empfindet wieder: wie erhaben die Natur in ihren Thaten, wie überraſchend und räthſelvoll ſie iſt. Hier in dieſer Schlucht, mitten aus dem eiskalten Waſſer der Tamina, anſcheinend aus einem Felſen ſich drängend, ſtrömt eine glühende Heilquelle. Wie wunderbar, wie myſtiſch! Gott hat ſich hier einen Tempel gebaut, zwar nur aus rohem Geſtein, aber in ſeinen Maſſen und Wölbungen grandioſer, als der grandioſeſte gothiſche Styl. Was ſind Menſchenwerke gegen dieſes Werk? Menſchengedanken gegen dieſe Idee? Andacht, Anbetung, Furcht vor dem Höchſten dringen mächtig in die Seele ein. Der Menſch fühlt ſich klein, klein, klein. Aber er fühlt ſich doch wieder im Zuſammenhange, er weiß doch, daß es ein Verhältniß des Geiſtes zur Natur, eine Welt-Religion giebt, die unmittelbar ihrem Schooße entſtrömte. An die lehnt er ſich an; in dieſer findet er eine wahrhaft erlöſende Liebe, die Alles hinzunehmen und zu ergänzen weiß. Die ganze Mythologie einer ſchauerlichen Unterwelt iſt verdampft; ſie legt ſich nur noch als mildernder Duft um die düſtern Farben des Heimwegs. Er iſt jetzt unweit freundlicher. Was früher trübe erſchien, erſcheint, im Vergleich mit der eben erblickten Tamina, faſt heiter. Es

wölbt ſich doch hier der Himmel über das Ganze, es weht doch hier der blumengeſchwängerte Luftzug des Lebens. Die Gebilde des Todes und der Zerſtörung ſind verſchwunden. Das Thal, erſt nur eine Felsſpalte, weitet ſich, es weitet ſich auch wieder die ſtille verborgene, oft ſeltſam erregte Welt im Menſchen. Die ſcharfgezeichneten Züge des Gebirges enden im Rheinthal in die mildern Wellenlinien der Schönheit. Der grünſchillernde Fluß, der ſeinen Lauf vom Gotthard und Splügen bis nach der Nordſee nimmt, ſpielt hier in Mooſen mit Blumen und Kieſelſteinen. Seine Geſchichte iſt wie eine dämmernde Sage, an der die Phantaſie unabläſſig arbeitet, aber der Anfang ſeiner Geſchichte, das Rheinthal, iſt voll Lebenspoeſie und voll luftigen Mährchenſinns.

Ueber Thomas Thyrnau*).

Es iſt oft geſagt, daß das charakteriſtiſchſte Moment des deutſchen Gemüthes das **Romantiſche** ſei. Das Wort hat ſeine tiefe Bedeutung. Der eigentliche Kern deſſelben iſt das **Herz**, aus dem die Gemüthlichkeit, die reine Liebe, die Huldigung der Frauen, der Geſchmack an der Natur, die Herausſtellung der Perſönlichkeit, die innerſte Individualität hervorgeht. Alle dieſe Ingredienzien des Romantiſchen beſitzt die Verfaſſerin des Thomas Thyrnau in hohem Grade. Sie gehört zu den poetiſch-prädeſtinirten Gemüthern; ſie meditirt nicht, ſie künſtelt nicht, ſondern ſie dichtet aus ſich heraus. Sie iſt wie die Blume, die Duft und Farbe zugleich beſitzt, ſie iſt mehr, ſie iſt ein reichbegabtes, innerlich ſich frei

*) Thomas Thyrnau. Drei Theile von der Verf. von »Godwin Caſtle« und »St. Roche«.

Digitized by Google

entwickelndes Weſen. Sie drückt die ewige Sehnſucht des Herzens mit rührender Wahrheit aus, ſie iſt nicht ſentimental, nicht ſchwärmeriſch, ſie ſitzt am Webſtuhl ihrer Gedanken, und wohin das Schiffchen mit dem Faden fliegt, immer bilden ſich unter ihren kunſtfertigen Händen liebliche Zeichnungen, dem Auge und dem Geiſte gleich ergötzlich. Der Hauptreiz ihrer Schöpfungen liegt in der Jungfräulichkeit derſelben, in dem ſittlichen, frommen Ernſt, der ſich durch ſie hinzieht. Sie iſt eine ächt weibliche Natur; wer eine Fennimor und eine Magda erfinden konnte, mußte ihre Elemente in ſich tragen. Die Menge mäkelt, ſie duldet nicht leicht eine ihr fernliegende Sphäre, ſie wird Magda verzeichnet finden, ſagen, daß ſie ein Ableger Mignon's iſt, indeß die Wahrheit dieſer Dichtung ſich denen kund thut, die in die Myſterien des Herzens tiefer einzudringen ſich die Mühe nehmen. Magda hat ſich ungeknickt in ihren Hoffnungen an der Seite ihres ſtarken Großvaters, des eiſernen Thomas Thyrnau, in ganz eigenthümlichen Verhältniſſen entwickelt, hat die gewaltigen, lichtenden Gedankenzüge an ſich vorüberziehen ſehen, hat ſie mit ungelähmter Zunge offenbart, ehe das Leben zur Bewährung ihrer Selbſt an ſie herantritt. Sie iſt wahr, denn ſie ergreift.

In einer Zeit, wie die unſere, wo ſich ſo vielfache Erſcheinungen in der Literatur überdrängen, iſt eine Schriftſtellerin, wie Frau von Paalzow, eine bedeutende zu nennen. Die Staffage ihrer Dichtungen iſt die Hiſtorie. In Godwie Caſtle gab ſie engliſche, in St. Roche franzöſiſche, in Thomas Thyrnau deutſche Zuſtände. Sie hat eine ſeltene Darſtellungsgabe, ihre Figuren haben Kopf und Fuß, ſie ſtehen vor uns wie lebendige Geſtalten, ſie befreunden ſich mit uns, oder ſtoßen uns ab, haben aber Leben, warmes, zuweilen feuriges Leben, das ſicher und meiſt ſich ſelbſt ſeine eigne, oft eine überraſchende Bahn bricht. Auch die Spekulation fehlt der Verfaſſerin nicht, nur ermüdet ſie den Leſer durch allzu ängſtliche Detailmalerei, nur kennt ſie dies ungeheuere Drängen des Genies nicht, das ſich eher zu Skizzen als zur Ausführung verſteht. Es iſt eine ſinnig waltende, oft eine durchaus contemplative Natur, eine Natur, der Studien Bedürfniß und Nahrung ſind. Lieblich koſ't ſie mit dem Höchſten, ringt ſich auf zu ihm, fragt, lauſcht und antwortet! Sie deckt das tiefſte Bedürfen auf, ſie leitet zum ſchwerſten Verſtändniß, und das mit einer Kindlichkeit, die verehrungswerth iſt. Auch drängen ſich überall die verſöhnenden Ideen hervor; es ſind die grünenden

Zweige, die ſich tief auf die Erde ſenken, um Schatten und Kühlung zu bieten. Vor Allem beſchäftigt ſich die Verfaſſerin mit der Liebe zur Menſchheit; ſie iſt für ſie die Idee Gottes, ſie reiht an ſie den Staat, die Kirche, ſie giebt der Geſellſchaft eine höchſte Tendenz, ſie wiſcht mit ſanfter Hand die zu ſcharf aufgetragene Schminke fort, ſie iſt fortwährend um göttliche Dinge bemüht. Man hatte ihr in St. Roche nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß ſie die männlichen Charaktere zu leicht, zu ſchattenlos halte; ihr Colorit ſei nicht kräftig, nicht entſchieden genug. Sie hat den Vorwurf benutzt, denn ſie tritt plötzlich in Thyrnau mit voller Männlichkeit auf, ſie wirft uns Charaktere entgegen, die uns Achtung von der einen Seite, Staunen von der andern einflößen. Gleich im Anfang des Romans begegnen wir Maria Thereſia im Geſpräch mit Kaunitz. Ihr großes Herz, ihre Wahrheit und Offenheit, ihre edle Heftigkeit, ihre unermüdliche Thätigkeit werden meiſterhaft wiedergegeben. Hier und da erinnern einige Scenen an den damals modernen Reifrock; ſie ſind ſteif, vielleicht weil ſie zeitgemäß ſind. Angenehm berührt hat uns der Charakter des Grafen Lacy, der die Fürſtin Morani heirathet. Er iſt ein jugendlicher Enthuſiaſt, der für das Schöne glüht und ſich mit der ältern Claudia ver-

wählt, weil er in ihr den Inbegriff weiblicher Liebenswürdigkeit zu erkennen glaubt. In der That iſt Claudia liebenswürdig; ſie hat ein edles, ſich ſelbſt verleugnendes Gemüth, das ſich in ihren Worten und in ihren Handlungen auf wunderbare Weiſe kund thut. Nachdem ſie Lacy's Frau geworden iſt, entdeckt ſie, daß er ihretwegen die ihm beſtimmte Braut Magda aufgegeben hatte. Die Art und Weiſe, wie ſie ſich in dieſem ſchwierig werdenden Verhältniß bewegt, iſt jedes edeln Weibes werth. »Mehr als ich verhindern konnte,« ſagte ſie, »hat es Lacy gequält, daß deſſenungeachtet ſein Herz für Magda in die ſchöne jugendliche Schwärmerei der Liebe gerieth. Ich glaubte nie durch das Gelübde, das ich empfangen, die Beherrſcherin ſeines ganzen Menſchen geworden zu ſein; ich hatte die Ehe, die er gegen meine Ueberzeugung, aber von der heißeſten Liebe meines Herzens verführt, mit mir einging, mit wahrer Demuth angenommen, mit dem beglückenden Gefühl, an ſeiner Seite leben zu können, und mit der Ahnung, daß dem jüngern Manne noch Erfahrungen aufgehoben ſein könnten, die ich ihm tragen helfen würde. Den Morgen nach unſerer Hochzeit, als er mir den Inhalt ſeiner Reiſe nach Tein mittheilte, wußte ich, daß ſein Herz eine Erſchütterung erfahren, die vielleicht Magda's erſter

Anblick ſchon in ihm vorbereitet hatte. Ich will nicht leugnen, daß ich da den Schmerz kennen lernte, aber nicht lange, denn die Liebe beſiegte ihn, und ich dachte nur daran, durch das hingebendſte Vertrauen ihn ruhig zu erhalten, und indem ich den natürlichen Andrang der Verhältniſſe, die mich bedrohten, in ihrer Nothwendigkeit anerkannte, vereinigte ich mich ſelbſt mit ihnen und erweckte denſelben Antheil dafür in mir, den Lacy dafür empfinden mußte. Er fühlte ſich nun nicht verlaſſen und allein, und das war das wahre Eheband, was ich mit ihm ſchloß, daß er in mir überall die Gefährtin, die Theilnehmerin fühlte.“ So ſpricht ſich Claudia über ihre Ehe aus, ſo würdig und gehalten tritt dieſer Charakter, der an Victoire in St. Roche erinnert, in alle Verſchlingungen hinein. Nichts von kleinlicher Eiferſucht, nichts von der Gehäſſigkeit der ſocialen Anſichten; ſie iſt eine vollendete, edle Natur, deren Worte in vollſtändiger Uebereinſtimmung mit ihrem Leben ſtehen.

Thyrnau und Magda bilden das Centrum des Buches; um ſie herum gruppiren ſich die bedeutenden Erſcheinungen der Kaiſerin, des Grafen Kaunitz, der Prinzeß Thereſe, der Fürſtin Morani, des Grafen Lacy ꝛc. Der Stoff iſt faſt zu verwickelt; es iſt nicht immer Genuß, ihn zu verfolgen, es iſt auch Arbeit;

er erfordert in ſeinem Zweigwerk ein tüchtiges Gedächtniß, eine fortgeſetzt gefeſſelte Aufmerkſamkeit, die, weil ſie durch ſo viele Begebenheiten, durch ſo viele Situationen, durch ſo viele Betrachtungen getrieben wird, ſich auf Augenblicke abgeſpannt fühlt. Indeß tritt dann auch wieder ein Ruhepunkt ein; ein Genrebild zeigt ſich, lieblich tanzen vor unſern Augen Kindergruppen und Kinderſcenen. Das erſte Auftreten Magda's im erſten Theil, in der Mitte Egon's und Hedwiga's iſt wohlthuend. Gleich darauf ſehen wir Magda in ihrer häuslichen Umgebung mit der Frau Barbara. »Warum ſind Deine Gedanken nicht bei Dir,« ſchilt die Tante, »willſt Du ein halbes Mädchen werden? Sollen Deine Hände ohne den Lenker Deiner Gedanken wirr und ungerathen Halbes verrichten? Soll ich Deinen Leib ſehen und denken, Deine Seele habe ihn verlaſſen? Iſt das Sitte und Recht?« — »Nein, Baſe, weder Recht noch Sitte — und ſoll es ſo nicht bleiben, ſo wahr ich Magda heiße! Gleich werde ich anders ſein — gieb Acht! Ich räume ſchon weg mit meinen Gedanken, ſo gut wie mit meinen Händen.« Wir lernen ſie auf dieſe Weiſe in ihrer eigenthümlichen Art kennen. Magda wird am Abend, an welchem ſie den Grafen Lacy, deſſen Verlobung ſie nicht ahnet, auf deſſen Liebe ſie gleichſam erzogen

Digitized by Google

und hingewieſen iſt, zuerſt geſehen hat, in ihrer Nachttoilette im Zimmer der Baſe Barbara alſo geſchildert: »Die puritaniſche Haube war verſchwunden, die rabenſchwarzen Zöpfe hingen lang über den Rükken hinunter, eine kleine weiße Kappe war um den reizend geformten Kopf gezogen und unter dem Kinn feſtgebunden. Sie trug um den Oberkörper nichts als das weiße Hemd, das zugebunden die Schönheit der jugendlichen Formen zeigte. Ein Röckchen von buntem Damaſt machte die übrige Bekleidung. Sie betete ernſt, und ihre Stimme ward immer feſter und ruhiger, dann knieete ſie zum Segen hin, küßte Barbara und wünſchte ihr gute Nacht. Jetzt zog ſie mit der einen Hand die Vorhänge zu; Barbara horchte — ſie blieb ſtehen — öffnete leiſe noch einmal den Vorhang, ſteckte den Kopf hinein und ſuchte die Alte — dieſe ſaß noch aufrecht. »Baſe,« ſagte ſie dann, »ich habe heute den Grafen Lacy geſehen.« — Gut gezeichnet iſt die Scene zwiſchen Egon, Hedwiga und einer Ziege, die Erſterer zwingen will, über einen bretternen Zaun zu ſteigen, bei dem ſie ſich erſt das Bein bricht und dann den Tod findet. So unbedeutend dieſe und ähnliche Züge ſcheinen, ſind ſie doch wichtige Ringe im Netz der Erzählung. Sie thun beſonders die Beobachtungsgabe der Verfaſſerin kund;

nicht Alles iſt erfunden, Vieles iſt erlebt und empfunden. Es kann nicht unſere Abſicht ſein, Auszüge aus Thomas Thyrnau zu liefern, nur andeuten wollen wir das Streben der Verfaſſerin, in ihren Schriften die Vernichtung des Böſen durch den Geiſt und die Demuth zu beweiſen, die aus einem geſunden Selbſtbewußtſein entſpringt. Sie ſchüttelt eine Fülle von Begebenheiten, von drängenden Gedanken, von neckenden Gebilden auf uns. Wie ein Frühlingsſturm brauſt das Gefühl über friſchgeſäete Aecker, es überſtürzt die Verfaſſerin, ſo wie es den Leſer überraſcht; dann ſammelt ſie ſich, malt Häuſer, Paläſte, Gärten und Feſtungen, beſchreibt hier ein Kleid, dort einen Lehnſtuhl und zwingt ſich zurück in den Weg, den ſie in ihrer ſinnigen Weiſe zu gehen gedenkt. Sie iſt allerdings zu gewiſſenhaft in ihren Beſchreibungen, ſie legt Stein auf Stein und wirft oft überflüſſigen Mörtel dazwiſchen; ſie erfriſcht nicht immer, läßt auch unbefriedigt, doch Alles wieder mit jener Liebenswürdigkeit, die ſchnell verſöhnt. Freilich wäre der Roman gelungener, wenn ſie ſich hätte entſchließen können, ſtatt drei nur zwei Bände zu liefern. Im dritten Band beſonders zeigen ſich Längen, man kann nicht umhin, Ungeduld zu ſpüren, man ſieht das Ende und erreicht es nicht.

Der zweite Band iſt der Höhepunkt des Buchs! In ihm entfaltet ſich der Charakter Thomas Thyrnau's und der Magda's. Es giebt eine heilige, eine heimliche Welt, eine Welt der Geiſter. Sie iſt unendlich ſchaffend, unermeßlich wirkend; ſie ſchwebt in Berg und Thal, in Meer und Aether, in Blumen und Bäumen, ſie hat eine ſtille Verborgenheit und übt ſich doch in großer Kraft, es iſt auch die Welt des Gemüths. Indem ſie auf Alles verzichtet, eignet ſie ſich Alles an. Die Verfaſſerin zeigt was es heißt, aus Allem das Bedeutungsreichſte herauszuleſen. Wie trefflich ſchildert ſie den eiſernen, unbeugſamen Rechtlichkeitsſinn des alten Thomas Thyrnau, wie ergreifend iſt ſeine Rede vor dem Tribunal der Kaiſerin. Wie weiß die Verfaſſerin hier überall das Rechte zu finden. Es iſt nicht Studium, nicht Künſtelei, es fließt aus dem ewigen klaren Born der Begeiſterung, es iſt ihr angeboren, ſie ſpricht wie eine Seherin; unwillkürlich haben ſich die erhabenen Ideen von Recht und Gerechtigkeit, von Vaterland und Regentenliebe in ihr zurecht gelegt, ſie leidet, daß ſo manche Entwicklung aufgehalten, ſo manche Frucht verderben mußte, aber ſie hat ein tüchtiges, geſundes Nationalgefühl, ſie verzweifelt nicht, ſie zittert nicht, ſie haucht Thyrnau all' ihre mannhaft ſtarken und dennoch zar-

ten Anſichten ein, ſie läßt ihn durch die Schauer und Schwindel der Gefahr immer wieder am behaglichen Heerde der Ueberzeugung ruhen. Und dabei, welche Hingebung in dem Belauſchen der Natur, welches Aufſchließen großer Geheimniſſe, welche tiefſte Weihe des Herzens! Niemand wird ohne Erſchütterung die Beſchreibung von Magda's erſtem Schmerz, von ihrer Krankheit, von der Gewaltthat der Liebe leſen, mit der ſie dem Großvater widerſtrebt, als er, nach Wien als Staatsgefangener abgeführt, ihr befiehlt in Tein zu bleiben. Niemand auch wird ungerührt bleiben, als Magda ſich in die kaiſerliche Nähe wagt und um Aufhebung des Geſetzes bittet, das ihr den Zutritt zu Thomas Thyrnau verbietet.

Ergreifend iſt Magda's Abſchied von Claudia und Lacy. Sie folgt Thyrnau nach dem Karlſtein, wohin er auf fünf Jahre verurtheilt iſt. »Ich erfülle mein Geſchick,« ſagt ſie, »ich bleibe bei dem Großvater!« — Hier blitzt zum erſtenmal ihre Liebe zu Lacy auf; indeß ſie in ihrer kindlichen Weiſe Alle Du nennt, ihn, den ſie liebt, nennt ſie Sie, — ihre Stimme bricht, der Schmerz iſt zu groß, ſie ſagt nichts, ſie klagt nicht, aber man fühlt es, gerade in dem, was ſie nicht ſagt, es klopft hier eine Wunde, die nur die Zeit zu heilen vermag.

Digitized by Google

Wir verhehlen uns nicht, daß dieſer Roman der Kritik manche Blöße bietet, daß hie und da eine unmotivirte Begebenheit ſich hineinmiſcht, daß nicht Alles regelrecht, nicht Alles logiſch iſt, daß Gallicismen vorkommen, daß der Styl oft incorrect, oft holprig iſt, aber wir ſind Gottlob nicht von denen, die ein Buch bloß deswegen zur Hand nehmen, um es in ſeinen Mängeln zu bekritteln, wir glauben vielmehr, daß wenn es der Kritik zukommt, zu tadeln, ſie es auf würdige Weiſe zu thun berufen iſt; ſie ſoll nicht unbarmherzig in das friſche Autorenfleiſch mit ihrem Scalpirinſtrument hineinfahren, ſie ſoll das Menſchliche und Schmerzende ehren, nicht pedantiſch abſprechen, verwunden, ſondern aufklären, beſſern, und vor Allem gerecht ſein. Gerechtigkeit kann ſchmerzen, wenn ſie anklagt, aber ſie hebt auch wieder, denn ſie beweiſ't Achtung.

Wenn Thyrnau, die Kaiſerin, Magda, Lacy und Claudia die Hauptpunkte des Romans ausmachen, ſo ſchlingen ſich um ſie herum eine Menge Nebenfiguren, die jede einzeln ein beſonderes Intereſſe darbieten. Die Prinzeſſin Thereſe iſt eine gar liebliche Sünderin, der man die Pariſer Frivolität verzeiht, wenn man hört, daß ſie aus einem gekränkten Herzen fließt. Sie läßt in ihrem kindiſchen Uebermuth ihre

Pantoffeln auf ihren Fußſpitzen tanzen, ſchwatzt thörichtes Zeug und bricht mitunter in unbändiges Weinen aus, eben weil ſie ein gekränktes Herz hat. Gleich als dieſes geheilt wird, tritt Beſſerung ein. Das iſt mit eine von den verſöhnenden Ideen der Verfaſſerin. Lachen muß man über den Charakter des Grafen von Podiebrad, des Gouverneurs der Feſtung Karlſtein, der in ſeinen Sonderbarkeiten, in ſeinem verſchrobenen, ariſtokratiſchen Sinne eine poſſierliche Figur abgiebt. Sein Neffe, der Graf Matthias von Thurn, in Liebe für Magda entbrannt, kämpft gegen ſeine Leidenſchaft an, weil es ihm unerhört ſcheint, daß er, der Adlige, ein Bürgermädchen liebt. Er iſt ein durch Erziehung verſchrobener, wenn auch höchſt edler Charakter, der in ſeiner weltlichen Verdrehung einen derben Contraſt mit dem jungen Fürſten Trautſohn, dem Sohn der Natur, bildet.

Die Verfaſſerin baut im dritten Bande mit großer Geſchicklichkeit eine ganz neue Staffage auf; der Karlſtein mit ſeinen Bewohnern, die Umgebung des Karlſteins, ja ſelbſt die Epiſode mit der Hirſchkuh, Magda's Entführung, die Bekehrung, die mit dem Fürſten von S. vorgeht, Alles das ſind ſpannende, wohlberechnete Begebenheiten. Das Buch endet wie eine Hymne an das Gute und Schöne. Die in dem

Roman figurirenden Hauptperſonen erleiden jede ihr beſonderes Schickſal, das läuternd wie der Strahl des ewigen Lichts grade die Seite berührt, die ihre harmoniſche Entwickelung hervorrufen mußte. Jeder hat ſeine individuellen Anſichten, jeder urtheilt aus ſich heraus und ſchließt ſich doch verſöhnlich dem Ganzen an. Thyrnau's Anſicht des Lebens ſpricht ſich in den Worten aus, die er im dritten Bande an Lacy richtet; »Du hältſt mich zwar für einen Heiden, ich weiß es, aber ſei gewiß, mir wohnt ein tiefer, unerſchütterlicher Glaube ein, daß wir hier Alle zu einem großen Dienſte vereinigt ſind, der über die Schranken dieſes Daſeins ſeinen Zweck erfüllen wird, daß uns der Geiſt von daher kommt und unſere Erkenntniß nur ſo viel werth iſt, als unſere Ueberzeugung davon feſt geworden. Sieh', mein Sohn, mir iſt das Leben eine herrliche Erfüllung. Ich habe es erkannt mit ſeinem höchſten Glücke, mit ſeinen heiligen Schmerzen, ich habe die Kämpfe mit meinen Leidenſchaften und ihrem ſtachelnden Widerſpruche durchgemacht, ich kenne die Marter kleiner neckender Widerwärtigkeiten, denen man ſtille halten muß, den bittern Kelch des Lebens, wenn das Böſe und die Schlechtigkeit des Menſchen unſere Stunden vergiftet und unſere beſſern Pläne zerſtört. Aber die Kraft, die Gott in meine Seele

gelegt, hat mich ein wunderbar inniges Mitleiden mit allen dieſen Zuſtänden empfinden laſſen — ich — ich gehörte zu Allem hinzu, ich war mit meinen Brüdern, wie auch ihre Abweichungen erſcheinen mußten, innig verzweigt, der Groll, die Bitterkeit, dieſe Geburt des Dünkels und der Selbſttäuſchung, welche zur Iſolirung führt, in der endlich das Herz verhärtet und der Hochmuth wächſt — o wie waren dieſe Feinde des Menſchen mir dadurch ſo fern. Wie ein Schiffbrüchiger lag ich oft, ausgeſpült von dem Meere, das meine liebſten Güter verſchlungen, am öden Strande, und wenn ich aus der Betäubung erwachte, ſah ich, das bis dahin errungene und beſeſſene Leben lag hinter mir, und ich hatte nichts behalten. Der Kräftige erträgt das nicht lang, und der Geiſt, zu dem er aus der tiefen Verarmung aufſchaut, berührt die harrende Seele. Ha, wenn wir zuerſt fühlen, wir können neugeboren dem Leben noch andere Kräfte darbringen, als die eben verbrauchten und mit ihren Erfolgen verſunkenen, wie göttlich ſchön, wie reich und groß wird uns da die heilige Welt, in der wir andächtig vorſchreiten wie in einem Gotteshaus und worin unſere Schritte immer feſter werden, weil wir uns und unſer kleines Intereſſe verkennen lernen und unſer Ziel nicht mehr auf dieſer Welt ſteckt.«

Iſt Thyrnau das reflektirende Prinzip, ſo iſt Magda das der Begeiſterung und der Liebe. Sie iſt ſo naiv, ſo mährchenhaft, ſo unſchuldig, ſo kühn, ſo phantaſiereich, ſo zukunftsvoll, daß ſie in ſich vollendet, wie eine hohe Dichtung voll Gluth und Kraft daſteht. Sie umſchlingt Erde und Himmel, baut Tempel und Kirchen, iſt gehorſam und frei, iſt eine Flamme, die emporlodert, und ein Feuer, das unverlöſchlich brennt, mit einem Wort, ſie iſt die Perſonificirung des Göttlichen auf Erden. Viele haben gefragt: Aber iſt ſolch ein Charakter wahr? Als wenn nicht das Gute, das Schöne immer wahr ſei, als wenn wir ihm nicht täglich begegneten, nicht immer in Magda's lieblicher Form, nicht immer ſo kindlich fromm, ſo naiv ausgeſprochen, denn Magda iſt im ewigen Geſpräch mit dem Himmliſchen, aber doch ſo, daß wir uns an ihm erheben können und nimmer, nimmer an ſeinem Daſein zu zweifeln brauchen. Magda mag Manchem ungenießbar, ja unheimlich ſein, ſie pflegt Umgang mit Nixen und Elfen, es ſpricht ein ſeltſamer unirdiſcher Geiſt aus ihr, und doch iſt ſie die höchſte, herrlichſte Blüthe des Buchs. Sie iſt das begabteſte, liebenswertheſte Herz, die reinſte Entäußerung Gottes, eine idealiſirte Bettina, wenn wir eine Aehnlichkeit ſuchen wollen; ſie vereinigt

die kühnſte Gedankenfreiheit mit einem willigen, unendlich frommen Unterordnen unter das Geſetz, ſie trägt in ſich die ſpekulativen und die myſtiſchen Regungen, weiß nichts vom Herkömmlichen, iſt mit allen Menſchen auf Du und Du, kreiſ't in Sphären, die das Jenſeits berühren, hellt mit Gedankenblitzen die Dunkel der Unendlichkeit auf und iſt dann wieder ſo ſtill, ſo ächt weiblich, ſo anſchmiegend zärtlich, daß eine Befriedigung eintritt, wie wenn man nach vielem Suchen endlich ein längſt geahntes, ſchmerzlich entbehrtes Weſen antrifft.

Wir können nicht umhin, die ideelle Entwickelung des Thomas Thyrnau und ſeiner Umgebung hervorzuheben. Die geiſtige Bereicherung des Buchs ſteigert ſich, die philoſophiſche Tendenz tritt immer klarer hervor. Die Verf. blickt beſtändig in ihrer verſöhnenden Gemüthswelt hinauf und hinunter, ſie durchläuft mit bewunderungswerther Kraft die Stufenleiter der Gefühle, ſie hat für alle den reinſten Ausdruck, den edelſten Maaßſtab; dabei offenbart ſie eine Feinheit des Urtheils und des Unterſcheidens, wie ſie bei phantaſiereichen Menſchen nicht leicht zu finden iſt. Bei ihr fügt ſich der Gedanke und die That zu einem poetiſchen anmuthigen Guß; ſie verräth einen tiefen, religiöſen Drang, ein rührendes Verſtändniß wühlender

Seelenkämpfe; es gelingt ihr, die unausſprechliche Sehnſucht in Worte zu faſſen, ſie langt nach dem Urgrund des menſchlichen Daſeins, faſt ſcheint es, als habe ſie nicht ſchreiben wollen, ſondern müſſen. Ohnſtreitig gehen ihre Bücher aus ihrem innerſten Gemüth hervor, aus der tiefſten Eigenthümlichkeit der Verf., die ſie ſo feſt an dem Ideale hängen läßt, auch aus der ſittlichen, ſiegenden Gewalt, die ſie immer wieder dahin treibt, wo ſie mit ihrem tiefen Gemüthsleben wurzelt. Was ſie in ihrer Traumwelt geſehen, erzählt ſie, und zwar mit einer ſich angeeigneten Beruhigung, die den Schmerz der Erfahrungen zuläßt, eben weil Schmerz Bedingung des Dichterlebens iſt, die aber das ganze Weſen einnimmt. Sie ſieht den Widerſprüchen des Daſeins mit Heiterkeit zu, ſie kennt den Anfang und das Ende.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

JUL 9 1969 17

RECEIVED
AUG 8 '69 -9 AM
LOAN DEPT

LD 21A–40m-2,'69
(J6057s10)476—A-32

General Library
University of California
Berkeley

YB 03825

Digitized by Google